HB

FRANZ SERVAES

GÄHRUNGEN



VERLAG CARL REISSNER

DRESDEN LEIPZIG

Gährungen.

Franz Servaes.

Gährungen.

Aus dem Leben unserer Zeit.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1898.

Druck von H. Klöppel, Gernrode a. H.

Theodor Fontane

zum Ehrengedächtniß.

Dem noch Lebenden war es zugedacht,
es gehört nun dem Nachlebenden.

Erstes Buch:
Lucie.

1.

Als Herbrand erwachte, befiel ihn sogleich eine schwere Beklommenheit.

Grau und bleiern lag um ihn der Tag, — und dieser Tag sollte ihm die Entscheidung bringen.

Herbrand schloß die Augen wieder — that, als ob er schliefe — schlief aber doch nicht.

Die Entscheidung! die Entscheidung!! — Er wollte sie, suchte sie, und fürchtete sich doch vor ihr, hatte einen fatalen Instinkt, sie immer wieder hinauszuschieben.

Aber heut mußte sie fallen! Er hatte es sich gelobt, sie endlich herbeizuführen. Und das würde er denn auch thun. Heute Nachmittag würde er zu ihr hingehen — —

Gut: heute Nachmittag! Aber jetzt: nicht daran denken! Wozu sich den ‚schönen Morgen' verderben? Im Bett liegen bleiben und duseln! Mollige Wärme saugen, mit allen Poren! Und behaglich lauschen, wie an die Fenster der Frühlingssturm tobt!

Purr, wie der Wind kreischte! Und wie die geschüttelten Baumäste, draußen auf dem Platz, so wehselig hinauf geigten! Und wie ein feiner Luftzug ins Zimmer drang, hinterm Kleiderschrank ruschelte, an der Waschtoilette leise klirrte, und selbst noch am Thürschloß des Nebenzimmers sachte klopfte!

Und das todte stumpfe Morgenlicht! Wie ein Riesenregenwurm kroch graue Dämmerung träge durch die Zimmer.

Ja, das war nun Berlin! Das war der Großstadtfrühling! Enger wickelte sich Herbrand in die Decken.

Immer war er doch in dieser Stadt ein Fremdling geblieben — die drei, vier Jahre lang, die er bereits hier war! Und wie lange mochte es wohl noch dauern, bis er seine rheinische Heimath einmal wiedersähe? Sein vielgeliebtes Bonn!? das herrliche Siebengebirge?!

Doch er wollte nicht schelten. Es lag wohl so in ihm, sich immer ein bischen unglücklich und heimathlos zu fühlen. Das würde am Rhein kaum anders sein. Er gehörte nun mal zu den „Disharmonischen“, zu den „Hamlet-Naturen“!

Ein bischen kecke Ironie dagegen gepflanzt, mitunter auch einen saftigen Selbsthohn — das war und blieb das beste Rattengift gegen derartige Anwandlungen und Stimmungen!

Er mußte es doch wissen! Er hatte diese Dinge ja studirt! Er war doch professioneller Psycholog! Privatdozent gar!

Jaja, er war im Grunde noch weit schlimmer dran als der selige Doktor Faust! Dem steckte doch blos der „Doktor“ im Leib, — ihm außerdem noch: der „Privatdozent“! Eine höchst bedenkliche Komplikation!

„Aaha—ha—haa!“ Herbrand gähnte. So! das war das Signal, daß es nun Zeit war zum Aufstehen!

Also raus aus den Federn! Und auf den Bettrand hingesetzt, höchst gravitätisch, und mit den Beinen gebaumelt! Und zuguterletzt, dreimal hintereinander, mit herzhafter innerer Genugthuung — sich selber die Zunge herausgestreckt!

Goddam! — und nun mochte er die freundliche Gewogenheit haben, sich anzukleiden!

Er trat an den Waschtisch . . . Da schwankte ihm, in verzogenen verwischten Linien, aus dem Wasser der Waschschüssel sein Antlitz entgegen. Er starrte hinein und blickte dann auf, in den vor ihm hängenden Spiegel.

Hum! Das war also der Herr, dem er eben die Zunge herausgestreckt hatte?! — Seltsam, daß Der sich solche Intimitäten nicht dringend verbat! Der sah doch eigentlich ganz manierlich, fast schneidig aus! Ein angenehmer blonder Schnurrbart, hübsches Haar — sinnende Augen — und den Amorbogen der Lippen: was konnte man mehr verlangen? Ah, und der Hals! Dieser schöne lange aristokratische Hals! Ein Prachtstück seiner Gattung. Herrlich hinundherzudrehen! Erinnerte so an Egmont — dem er dann freilich später abgeschnitten wurde!

Herbrand lächelte belustigt. Dann verfinsterte sich sein Antlitz plötzlich. Er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß seine Okularinspektion unvollständig gewesen war. Er hatte — die Nase vergessen!

Die veränderte das Gesammtbild denn doch erheblich, verdarb es beinahe! Die mischte in das sonst einigermaßen attisch angelegte Ensemble einen wüsten barbarischen, fast tatarischen Rassezug ein. Ja, diese Nase war der geheime Schmerz seiner Seele! Ihr schob er die Schuld zu, daß immer in ihm etwas klaffte und wider einander borstete, und daß ihm jene Stufe harmonischer Vollkommenheit versagt zu sein schien, nach der er als klassisch gebildeter Jüngling trachtete. Und nun mußte er dieses indiskrete Symbol seiner seelischen Verfassung zeitlebens mitten im Gesicht mit sich herumtragen!

Herbrand seufzte. Lächelte dann. „Das sind die Resultate der Rassenkreuzung!" hatte einmal ein hochwohlweiser Photo-

graph gesagt, als er Herbrands Konterfei aufnehmen sollte und bei der Vorbesichtigung am Bau der Nase kopfschüttelnd Anstoß nahm. „Resultate der Rassenkreuzung!“ Seine Eltern waren beide Rheinländer! Was wollte der Gauch?

Herbrand tauchte den Schwamm ins Waschwasser und wusch sich ein paarmal derb durchs Gesicht. Das erfrischte ihn gleich.

Pah, mochten die Tröpfe immerhin an ihm Anstoß nehmen! Er hatte schon Anstoß erregt, als er auf die Welt kam — denn man hatte ihn noch nicht so früh erwartet! Und gleich bei der Taufe hatte dann der Herr Pastor einen neuen Anstoß genommen, der würdige Herr Oberpfarrer an der Münsterkirche zu Bonn. „Herbrand Augustinus Hubertus“ sollte das Knäblein heißen, das ihm der königliche Wegebaumeister Josephus Horst in die priesterlichen Arme gelegt hatte, auf daß es aufgenommen werde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Welch ein Name: „Herbrand!“ Wie wild, wie abenteuerlich und zügellos-heidnisch! Und zwei bedrohliche Fettwülste bildeten sich in dem feisten Metzgergesicht des Gottesmannes, dicht über den Augen, auf der ölig glänzenden Stirn. Erst als der zweite Name „Augustinus“ erklang, verschwanden diese Zornes-Wülste und machten der gewohnten friedlichen Fettpolsterung Platz: Augustinus, der Name des reuigen Sünders und erlauchten Kirchenvaters, verhieß für später einen reinen gottwohlgefälligen Lebenswandel. Der Name „Hubertus“ endlich interessirte den Herrn Oberpfarrer nicht weiter. Der war, wie bei vielen rheinischen Familien, so auch bei den „Hörsten“ einfach hergebracht.

Dieses Kindheitsidyll, das man ihm oft erzählt hatte, erfüllte Herbrand — indes er mit gemessener Langsamkeit fort-

fuhr, sich anzukleiden — mit sanften träumerischen Empfindungen. Er sah die Kirche, die Kerzen und den Weihrauch, hörte das Summen der Orgel. Er sah die Tanten und Onkels in altmodischen Kostümen, wie sie den Täufling bestaunten und bewertheten. Und rasch zog die weitere Zeit an ihm vorüber — wie er an der Brust der Mutter lag und trank — wie er krabbelte und gehen lernte — wie die ältere Schwester gouvernantenhaft mit ihm spielte — wie er zur Schule ging. Und er sah den grünen Rhein, und die Dampfschiffe, und die sieben Berge. Dann der Tod des Vaters, als Herbrand eben aufs Gymnasium kam, und die lange Gymnasialzeit. Endlich die Universität und, nach mancherlei Hinundherrutschen, Berlin. Erst mit der Mutter, dann allein. Die Mutter war jetzt auch schon fast drei Jahre todt, die Schwester seit mehr als zehn Jahren weitfort verheirathet.

So stand er denn ganz einsam da, und das war ihm eben recht. Hatte er doch Niemanden, der in seine Angelegenheiten hineinschwatzen durfte! Er konnte machen, was er wollte, Schlauheiten und Dummheiten, wie's ihm grade einfiel. Und wenn auch Dummheiten — es gab ihrer recht viele — so waren's doch *seine* Dummheiten, und die hatten jedenfalls für ihn weit höheren Werth als die aufgenöthigten Weisheiten fremder Personen! War es doch auf alle Fälle angenehmer, im Himmel der eigenen Thorheit selig zu werden, als im Fegfeuer fremder Gescheitheit langsam zu braten! So oder so, die Welt ließ ja doch nimmer von ihrem Schwadroniren!

Herbrand reckte sich und athmete tief. Er war jetzt mit Ankleiden fertig. Flink trat er ans Fenster, zog die Vorhänge zurück und stieß die Flügel auf. Frischer Wind wehte herein, mit Sprühregen vermischt.

Ein böser Wind! Wie der Habicht in eine Taubenschaar fuhr er draußen mit jagendem Ungestüm in das regnende Geriesel und trieb es wie einen grauglitzernden geblähten Mantel vor sich her. — Der Askanische Platz drunten lag menschenleer und unbeweglich. Schwarzgraue Pflasterwege schnitten durch stumpfgrüne Rasenplätze nüchtern hindurch. Aus trüben Regenschleiern tauchten Gruppen von Büschen und Bäumen auf. Im Winde schwankten die Zweige, von zartem Frühlingsrostroth übersponnen. — Die Häuser blickten steif und grau-verdrießlich drein. Drüben, am ziegelrothen Molo des Anhalter Bahnhofs stand eine verlassene Droschke. Der Gaul ließ müde den Kopf hängen. — Ein häßlicher gelber Pintscher, prustend, die Häuserkette entlang . . .

Herbrand war nachdenklich geworden. Langsam schritt er in sein Arbeitszimmer.

Er nahm hastig sein Frühstück ein und setzte sich dann an den Schreibtisch. Wohl fühlte er ein wenig innere Unruhe. Aber er bezwang sich und fing an zu arbeiten.

— — —

Nach zwei Stunden warf er die Feder mißmuthig hin. Nein, es ging nicht! Er zerknitterte, was er geschrieben hatte, und warf es in den Papierkorb.

Stand auf und durchmaß mit langen nervösen Schritten das Zimmer.

Arbeiten?! Als ob es darauf heute ankäme! Stand ihm doch die Entscheidung über sein Lebensschicksal bevor! Da war „Arbeit“ faule Ausflucht! — nichts als feiges Ausweichen vor den tieferen Gährungen seines Inneren!

Nein, er durfte so nicht sich selbst betäuben. Er mußte

denken an was zu denken war: daß er heute noch ein Ende machen mußte!

„Ein Ende machen!" Warum schreckte ihn, lächerte ihn diese Phrase so sehr?

Hum! Weil sie so raffinirt-dumm gewählt war! Denn wie konnte er ein Ende machen, wenn er im Grunde — niemals einen Anfang gemacht hatte!?

Wenigstens was die Thatmenschen, die Realisten und Politiker, einen „Anfang" genannt haben würden!

Es war ja doch blos so eine Distanz-Liebe, eine Cerebral-Liebe, und phantastische Passion!

Mit Visionen schlug er sich herum, während das irdische Modell kaum was von der transcendentalen Liebschaft ahnte, in die sie da, gleich einer Laura und Beatrice, eigenmächtig durch ihn verwoben worden war!

Ja, und zu dem „irdischen Modell" wollte er heute hingehen, und eine vernünftige Auseinandersetzung — —

Ihn überlief's, wenn er sich's blos dachte! Also, er wollte hingehen zu Frau Lucie und vernünftig sprechen, ihr Alles sagen, ihre Antwort entgegennehmen?! . . .

Kitzlige Sache! Kitzlige Sache!!

Er hätte gerne gelacht, herzhaft über sich selbst. Aber das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken.

Er würde hingehen zu dieser „Liebeserklärung" wie ein Armsünder aufs Schaffot! Aber gleichviel! Wenn nur endlich die Entscheidung fiel, endlich ein Ende gemacht wurde mit dem undurchdringlichen Wirrwarr seiner Gefühlserlebnisse! Diese schwebende Halbheit und heimliche Verrücktheit konnte er nicht länger mehr ertragen! Daran mußte er zu Grunde gehen! Und um an einer mystisch-visionären Liebesaffäre sich kaputt

zu reiben, darum war er doch nicht etwa „Philosoph“ geworden!

In allem grob Materiellen stand die Sache übrigens höchst einfach. Entweder, sie willigte ein, ganz die Seine zu werden — dann war's gut! Oder nicht — dann führte er den vollen und klaren Bruch herbei. Und so zermürbt fühlte er sich bereits von all dem Qualvoll-Unbestimmten, das hinter ihm lag, daß es ihm völlig gleichgültig erschien, total egal, welche von den beiden Alternativen eintreffen würde.

Ohgott, wie hatte er sich um sie zerquält! Und wie hatte sie ihn, bald mit gelassener Sprödigkeit ferngehalten, bald mit winkenden Hoffnungen wieder angezogen! Und Er immer verliebt wie ein Bauernjunge!

Plötzlich war ihm — ihm schwindelten beinah die Sinne! — ihm war, als sähe er sie auf sich zuschreiten, seine angebetete Lucie, in all ihrem melancholisch-wittwenhaften Reiz! Wie durch schwankende Nebel tauchte sie vor ihm auf. Er drückte die Augen ein, um das Bild festzuhalten. Aber im Nu war es wieder zerronnen.

Sofort arbeitete seine Phantasie jetzt bewußt, die lebendige Vorstellung wieder wachzurufen. Er beschwor ihr Gesicht, ihre Gestalt. Er sah sie in der für sie so charakteristischen Haltung: mit verschränkten Armen in der Sofaecke, das horchende Antlitz zur Hälfte von der Lampe matt beleuchtet. Und er saß schräg zu ihr, und sprach. Ein wenig aufgeregt, wie ihm das leicht passirte. Und er hatte die Augen fest auf sie geheftet. Und er sah sie im weichen Dämmer des Lampenlichts und der Schatten, in zagen verfließenden Conturen. Auf dem gewohnten Schwarz des Kleides, schräg übereinanderhin, die blassen feinen nervösen Hände. Die schlanke zarte Gestalt ein wenig zusammengezogen,

leicht im Sitzen hintübergelehnt. Das edel geschnittene Gesicht ruhig und sanft, von lächelndem Kummer überflogen, fast reglos-still. Nur, rasch und flüchtig, hin und wieder ein Vibriren, sei's innere Bewegtheit, sei's tändelnder Spott.

Oh, dieses Gesicht, an dem er sich hätte berauschen mögen! an dessen Zügen er hätte deuten können, bis ans Ende seiner Tage!

Aber dieses Antlitz war sehr verschieden, je nach den Gelegenheiten, bei denen es sich zeigte.

Ein Cameenkopf — dies war sein erster Eindruck gewesen! Er sah ihr Profil, und alle Linien verliefen klassisch-rein und edel. Es war ein Gesicht, wie bei einer Römerin fast. Und sie hatte auch etwas südländisches Blut in sich, von der Mutter her, die von portugiesisch-holländischer Abstammung war. Aber im Enface gesehen verlor sich das Romanische. Ein kühl nachdenklicher Zug trat hervor, der ganz besonders aus den klugen beobachtenden Augen sprach. Und der norddeutsche Vater blickte aus ihr, der ein hannöverscher Edelmann war, ein Freiherr von Frantzius . . .

Doch dieses Gesicht, wenn auch durch Doppelheit reizend, war gleichsam nur ihr Staats-Gesicht für die große Welt, wenn sie mit langer rauschender Weißatlas-Schleppe, im matt-schwarzen Haar einen edelsteinblinkenden Goldreif, über glänzende Parketböden schritt, ganz Herablassung und gedämpfte Liebenswürdigkeit.

Aber war sie zu Hause, im stillen Wohnzimmer, dann war sie anders — weit fesselnder, weit intimer. Dann zeigte sich ihre nachdenkliche Güte, ihre leidende Verträumtheit. Die Züge waren dann etwas schlaffer, von leisen Linien des Grübelns durchzogen. Und oft lag es über ihnen wie vollkommene

Illusionslosigkeit und tiefe verhehlte Schmerzlichkeit. Dann konnte wohl auch einmal das böse Lächeln eines bitteren Wissens um ihre Lippen spielen und in das wie weltentrückt liegende Auge eine Resignation schleichen, die stolz verzichtet hatte, aber doch manchmal fast wie stumme Verzweiflung fragte.

Das war ihr Räthselgesicht, und Wittwengesicht. So war sie seine philosophische Freundin, seine Sibylle und Egeria. Aber ein leises Bangen konnte ihn doch mitunter beschleichen, wenn ihre Züge langsam sich versteinten.

Doch ihr drittes Gesicht war weich und liebevoll, und das war es, warum er sie liebte. Dann beugte sie sich herab auf ihr Kind, auf das an ihre Kniee geschmiegte Töchterchen, und berührte leise mit den Lippen dessen Stirn — und dankbare Glückseligkeit lag wie ein sanfter Strahl auf ihrem Antlitz. Wohl hatte sie freilich das Recht, auf ihr Kind stolz zu sein! Die achtjährige Dela — Adelaide lautete ihr voller Name — war ein wundersam-eigenartiges Geschöpf, so voller Gradheit und Wucht, und mit diesem tiefen, zögernden, reizbaren Empfinden! Herbrand hatte das Kind gleich ins Herz schließen müssen, als er es zum ersten Male sah, und so war es zunächst wohl des Kindes Verdienst, daß er die Mutter liebte! Wenigstens hatte es ihr Gelegenheit geboten, grade die tiefsten und schönsten Reize ihrer Seele zu entschleiern.

Dann aber — dies war merkwürdig — war plötzlich zwischen Lucie und Dela Alles wie abgeschnitten. Mutter und Kind verstanden sich nicht mehr. Fast etwas wie Feindschaft lag zwischen ihnen. Selbst die sonst wohl vorhandene äußere Aehnlichkeit schien geschwunden, und Dela glich alsdann auffallend ihrem Vater, dem verstorbenen Naturforscher und Hochschul-Professor

Theodor Mörner, von dem Herbrand wußte, daß ihn Lucie niemals geliebt hatte.

Indes das Allermerkwürdigste: in solchen Momenten — sie waren nicht so ganz selten! — empfand Herbrand eine instinktive Sympathie, nicht mit Lucie, sondern mit Dela. Er hatte mitunter geradezu ein Gefühl, als müsse er das Kind gegen seine Mutter in Schutz nehmen. Und doch war Dela manchmal unartig und verstockt, und der Groll der Mutter äußerlich wohlbegründet!

War also eine Stelle in ihm, irgend eine tiefverborgene, aber individuell gewiß sehr starke Stelle, die Lucien — nicht liebte?

Diese Frage hatte er sich zuweilen vorgelegt. Aber stets erregte sie in ihm etwas wie Schauder. Er stand da vor einem dunklen grausigen Geheimniß, das ihn mit kalten Sphinxaugen anstierte, und vor dem er flüchten zu müssen glaubte, um nicht zu Stein zu erstarren.

— — Auch jetzt scheuchte er diese Gedanken von sich. Er wollte sie nicht haben. Er wollte „einfach" empfinden. Und seine einfachste Empfindung war eben: Liebe zu Lucie und warme innige Sehnsucht. Von dieser Empfindung wollte er sich tragen lassen, wenn er am Nachmittag zu ihr ging, um ganz sein Innerstes zu beichten. Was sollten ihm alle Gefühlskomplikationen? Die waren ja doch wohl blos künstlich erzeugt!?

Herbrand saß auf der Sofalehne, hatte unwillkürlich die Augenbrauen zusammengezogen und starrte blind ins Zimmer. Jetzt erhob er sich und schritt, ein wenig taumlig, ans Fenster. Er drückte die pochende Stirn wider die kalte Scheibe. Der Nachmittag mußte die Entscheidung bringen. Also ruhig Blut, und starke Nerven! . . .

Die Kühle an der Stirn that Herbrand wohl. Sein

Blut ebbte zum Herzen zurück. Er blickte hinaus und bemerkte, daß das Wetter sich aufgehellt hatte. Der Frühling, nachdem er mit zerstörerischer Gewalt ins Land hineingebrochen war, schien sich langsam in seiner milderen schöpferischen Gestalt zu enthüllen.

Aus der Zerstörung quoll neues Werden . . .

„Omen accipio!“ murmelten lautlos Herbrands Lippen.

Und er öffnete die Balkonthür und trat hinaus.

Eine frische herbe Luft schlug ihm entgegen. Laut schrieen die Vögel und schossen pfeilschnellen Fluges auf und nieder.

2.

Lucie hatte den Kopf bleich zurückgelehnt.

Herbrand stand vor ihr und biß sich auf die Lippen.

Alter Junge! sprach er zu sich selber. Hättest du diese Qual nicht uns Beiden ersparen können?

Damit wollte er nach seinem Cylinder greifen, um sich zu empfehlen.

Statt dessen aber fiel er, plötzlich übermannt, vor Lucien auf die Kniee, erfaßte ihre Hand und, indem ihm die Thränen aus den Augen schossen, bedeckte er die Hand mit hundert fiebernden Küssen.

Sie entzog ihm die Hand nicht. Blaß zurückgebeugt, starrte sie auf ihn hin, und ihr Mund sprach, fast ohne sich zu bewegen:

„Armer, armer Freund! ..."

Um Herbrand drehte sich die Welt wie in irren Kreisen. Er hörte ein Sausen und Brausen in den Ohren, hatte kaum mehr ein Gefühl seiner selbst. Nur eine dumpfe ohnmächtige Scham krümmte sich in ihm empor, wurde aber völlig begraben von den niederbrechenden Sturzwellen seiner heftigen Gemüthserschütterung.

Wozu auch Selbstbeherrschung? Zuviel brach in dieser Minute in ihm entzwei! ... Der Traum seines Lebens!!

Lucie aber beugte sich wie eine besorgte Mutter auf ihn herab, strich ihm sanft über die Haare, und fast schmeichelnd klang es, wie sie leise zu ihm flehte:

„Lieber Freund! . . . lieber Freund!! . . . Beruhigen Sie sich doch!“

— — —

Das Zimmer lag jetzt tempelhaft-still. Kein Schluchzen, kein Athmen war vernehmbar. Keine Uhr war, die tickte. Schwer und düster hingen die Portièren und wehrten jeden eindringenden Laut. Ganz in der Ferne nur gellte einmal, kurz, eine Pferdebahnglocke.

Graues gedämpftes Licht fiel vom Fenster herein und lag wie zerstreut im Zimmer umher. Schatten schlangen sich dazwischen, ballten sich zusammen in den Ecken.

Matt blinkte der Kronleuchter . . . Trüb glänzten die schweren Goldrahmen der Bilder . . . Unter hängenden Palmwedeln bleichte eine Hermesbüste.

Der Flügel stand, schwer verhangen, wie ein düsterer Opferaltar . . . Feierlich dehnte sich der dunkle Smyrna-Teppich . . . kroch gleichsam über den Boden.

Frau Lucie saß, etwas seitlich vom Fenster, in einem Plüschsessel und hatte den Kopf voll Kümmerniß auf die Brust gesenkt. Ihre Augen gingen zu Herbrand hinüber. Der war in die Kniee zurückgesunken und hielt beide Hände, wie leblos, vors Gesicht gepreßt.

Da — zuckte er leise in sich zusammen — und Luciens Augen wurden ängstlich gespannt.

Er ließ die Hände sinken, hielt die Augen noch eine Sekunde lang geschlossen, riß sie dann, wie mit krampfhafter An-

strengung, jählings auf, und erhob sich wie taumelnd, während seine Lippen fest zusammengepreßt blieben.

Seine Hand fuhr wirr und hastig über die Stirn . . . Um die Nasenflügel bebte ein verächtliches Lächeln.

„Verzeihen Sie!" murmelte er, kaum hörbar, tastete, noch wie halb betäubt, nach seinem Hut, machte eine eckige Verbeugung — und wollte sich entfernen.

Rasch erhob sich Frau Lucie und schritt auf ihn zu.

„Nein!" sagte sie, und durch ihre Stimme klang eine tiefe Erregtheit. „So dürfen Sie nicht gehen! . . . So — nicht!"

Wie ein Verstörter sah Herbrand sie an, argwöhnisch und spähend, während gleichzeitig ein Zug wie von Härte um seine Lippen lag.

Lucie legte ihm beide Hände — ihre zitternden weißen Hände! — auf die Schultern, und blickte ihm mit banger Spannung ins Gesicht.

Wie besinnungslos kam es von ihren Lippen:

„Ich habe Ihnen weh gethan, liebster Freund! sehr weh —! Aber Sie wissen nicht, weshalb! . . . Sie werden mich verurtheilen! aufs härteste verdammen! . . . Und das will ich nicht . . . weil Sie ja nicht wissen — —! auch nicht wissen können — — Und sehen Sie, ich hab' es immer gut mit Ihnen gemeint! . . . Ich habe Sie sehr lieb gehabt! . . . habe Sie auch jetzt noch lieb! . . . Vielleicht mehr noch als früher . . . Aber nur — nicht wahr, Sie verstehen mich doch? — das . . . Sie wissen doch: das Eine . . . das, was Sie wollen . . . kann ich Ihnen nicht werden . . . Denn — Aber so gehen Sie doch nicht! . . . Nein, gehen Sie nicht! . . . Ich will Ihnen sagen, was Sie wissen müssen . . . Ich will — Ihnen eine Aufklärung geben!"

Wie erschöpft hielt sie inne und ließ die Arme sinken.

Herbrand stand unbeweglich wie eine Bildsäule. Er war immer noch halb betäubt.

„Aufklärung?“ fiel es matt und mißtrauisch von seinen Lippen. „Was brauche ich eine ‚Aufklärung‘?“ . . . Und es klang schon fast wie keimender Groll . . . „Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie mich vergessen . . . und daß ich Sie vergesse . . . Und ich bitte nochmals um Verzeihung, daß ich mich so schwach gezeigt habe . . . Aber ich bin nun einmal ein impulsiver Mensch . . . rasch umgeschmissen — aber“ . . . fast drohend kam das heraus . . . „auch rasch wieder aufgerichtet . . . Und ich weiß, ich werde — — Doch das ist ja Alles egal! total egal — Alles miteinander!“ . . . Er lachte plötzlich gell und häßlich auf . . .

„Lachen Sie nicht so!“ fuhr Lucie auf. „Ihr Lachen ist mir eine Qual . . . Es schneidet mir förmlich durch alle Nerven! — Und lassen Sie uns vernünftig sein . . . ruhig und vernünftig! . . . Lassen Sie uns doch wenigstens als Freunde auseinander gehen!“

Ein vernichtend höhnischer Blick traf sie von Herbrand. Sie bebte zusammen, faßte sich aber sogleich und fuhr fort — doch zitterte dabei ihre Stimme:

„Wenn Sie jetzt fortgehen . . . mit diesem Groll . . . und voll von ungerechter Verurtheilung . . . dann — dann kann ich das . . . nun ja, ich kann's nicht ertragen! — Und soviel sind Sie mir doch wohl schuldig . . . so ‚verworfen‘ kann ich Ihnen doch nicht gleich erscheinen . . . daß . . . daß Sie mich nicht wenigstens anhören, wenn ich Sie darum bitte!“

Sie hielt seine Handgelenke umklammert und preßte sie

heftig. Ihre Lippen und Nasenflügel flogen zitternd auf und nieder, als kämpfte sie mit dem Weinen.

„Anhören? — Nun gut! . . . anhören kann ich Sie!“ sagte Herbrand trocken und schritt ins Zimmer wieder hinein. „Ich verstehe allerdings nicht, was Sie mir jetzt noch zu sagen haben!“

Ihre Augen brannten ihn an, mit seltsamer, gleichsam unirdischer Gluth.

„Haben Sie Dank!“ sagte sie. „Und bitte, nehmen Sie Platz!“ Sie deutete auf ein Fauteuil.

Schon wieder Dame! dachte Herbrand, und eine unbehagliche, selbstquälerische Laune stieg in ihm auf. Er setzte sich nieder, behielt aber den Cylinder in der Hand.

Lucie saß schräg zu ihm auf dem Sofa. Es war eine leichte Unsicherheit an ihr bemerkbar. Sie verschränkte nervös die Arme, und ihre Augen gingen wie suchend an der Decke umher.

Sie schwieg einige Augenblicke.

Dann begann sie, doch war sie noch nicht völlig gesammelt.

„Lieber Freund!“ sagte sie. „Sehen Sie, Sie sind noch so jung . . . und darum heftig . . . und manchmal ein wenig blind . . . Sonst hätten Sie wissen können . . . Ich meine, Sie hätten nicht im Zweifel sein dürfen, wie es mit mir eigentlich steht . . . Nämlich daß . . . Aber Sie wissen das doch! . . . Sie wissen ganz genau — daß ich nie wieder eines Mannes Weib werden kann!“

Wie erschreckt hielt sie inne.

„Davon weiß ich nichts!“ erwiderte Herbrand kalt. „Ich wußte freilich, daß Ihre erste Ehe nicht glücklich war . . . Aber ist das ein Grund —?“

„Es ist gewiß kein Grund! Davon rede ich auch nicht! — Denn warum sollte eine zweite Ehe nicht glücklich werden, wenn die erste, durch irgend welche Zufalls-Umstände, unglücklich gewesen ist? . . . Nur — ?! . . .“ Sie hielt inne, schien mit sich zu kämpfen.

Herbrand bemerkte, wie ihr Gesicht einen geheimnißvollen, fast ein wenig verschlagenen Ausdruck annahm. Grübelte sie jetzt darüber, wie sie ihm entschlüpfen könnte? — um ihr Wort nicht halten zu brauchen?! Nun schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie begann wieder.

„Sehen Sie, ich glaube Eines, lieber Freund: wir sind uns gewissermaßen zu ähnlich! Ich meine, auch Sie können nicht in irgendwelcher ‚Ehe‘ glücklich werden. Sind Sie denn überhaupt für die Ehe geschaffen?! Ihnen wird doch niemals ein Weib genügen! Weder ein Weib, noch das Weib! Sie werden immer drüberhinaus wollen, werden in irgend einer unerschlossenen Ferne etwas Uebermenschliches, Ueberirdisches suchen: das Gaukelbild Ihrer Sehnsucht! . . . Sind Sie denn überhaupt von ‚dieser‘ Welt? Jedenfalls stehen Sie nicht mit beiden Füßen in der Realität! Sie sind Phantast, sind Philosoph . . . und wohl gar noch ein heimlicher, unheimlicher Dichter . . . Ihnen erweckt alle Realität nur Ungenügen . . . Wir Frauen aber sind etwas erschreckend Reales. Alles Ideale — lügt ihr uns blos an. Und weil wir so real sind, an allem Realen hängen — und an allem ‚Kleinlichen‘! — deshalb können wir Ihnen und Ihresgleichen nimmermehr genügen. Das weiß ich.“

Sie schwieg und ließ ihre Arme, die sie bis dahin verschränkt hielt, lässig in den Schooß sinken. Sie hatte zum Schluß völlig fließend gesprochen, mit damenhafter Feinheit und

Ueberlegenheit. Um ihre Lippen erschien jetzt wieder jenes doppelsinnige Lächeln, vorsichtig eingehüllt in resignationsvolle Wehmuth.

Herbrand blickte zu ihr hin. — Wie klug sie ist! dachte er. Und wie gut sie mich kennt! ... Doch sie will sich mir entwinden! — Und laut sagte er:

„Es ist nicht Das, was Sie mir sagen wollten, — um dessentwillen Sie mich zurückgehalten haben! ... Warum sprechen Sie überhaupt von mir? Ich dachte, sie wollten von sich selber sprechen!"

Lucie, ohne auf seinen Einwurf zu achten, fuhr fort in dem Ton, in dem sie gesprochen hatte. Sie nahm dabei eine nachdenkliche Haltung an.

„Allenfalls könnte ich mir denken ... daß ein junges Geschöpf Sie dereinst mal beglücken könnte! ... ein ganz junges Geschöpf, an dem Sie noch formen und bilden könnten, das ‚Wachs in Ihren Händen' wäre. Ich aber ... bin alt, bin fünf oder sechs Jahre älter als Sie und bin — leider! — mit mir und mit dem Leben längst fertig. Ich erwarte nichts mehr, ich wünsche nichts mehr, ich suche nichts mehr. Was wollten Sie mit einer so alten Person? Sie, der Sie so jung sind ... viel jünger als Sie selber glauben! Ich aber bin sechzig Jahre alt, und drüber!"

„Lucie!" rief Herbrand. Er hatte sich unwillkürlich empört. Ein ritterliches Gefühl war in ihm erwacht, als müßte er sie gegen sich selber in Schutz nehmen.

Lucie lächelte schmerzlich. Dazu wiegte sie, nicht ohne Koketterie, leise den Kopf hin und her.

„Sechzig Jahre alt," wiederholte sie flüsternd.

„Nun in Wirklichkeit nicht viel über Dreißig!" warf Herbrand fast zornig dazwischen.

„Zweiunddreißig!“ verbesserte Lucie. „Wenn Sie die Jahre zählen wollen!“

Stillschweigen trat ein.

Das Zimmer lag wie todt in seiner drückend-starren Ruhe. Draußen auf dem Korridor huschten flüchtig gedämpfte Schritte vorüber.

Herbrand hatte die Augenbrauen zusammengezogen. Sein Athem ging leise und stoßweise. — Hatte es einen Zweck, noch länger hierzubleiben?

Hastig erhob er sich.

„Ich sehe, daß Sie mir nichts zu sagen haben“ — und schon senkte er den Hut wie zum Abschiedsgruß.

„Aber wieso?“ erwiderte Lucie, ohne sich zu rühren. „Habe ich Ihnen nicht Aufklärungen gegeben — über unser Verhältniß zueinander —?“

Herbrand glaubte in ihrem Antlitz einen Zug von Heuchelei zu entdecken. Er brauste auf.

„Nette Aufklärungen!“ stieß er rauh hervor. „Ueber mich sprechen Sie — über Ihr Lebensalter . . . Was geht mich das an? . . . Etwas Anderes wollten Sie mir sagen, etwas ganz Anderes! Von — Sich wollten Sie erzählen! Von Ihrer — Vergangenheit!“ Sein Blick loderte zu ihr hinüber.

Lucie runzelte die Stirn. Sie fühlte, wie er mit unbarmherzigen Händen nach ihrer Seele griff.

„Ich weiß nicht, was Sie von meiner ‚Vergangenheit‘ wollen,“ sagte sie ausweichend, fast tonlos.

Herbrand stand an der Thür. „Dann entschuldigen Sie!“ sagte er — und drückte auf die Klinke.

Mit schriller Angst klang es aus Lucie:

„Nein, bleiben Sie doch!“ Und gequält, zögernd dahinter: „Sie . . . sollen erfahren, was Sie . . . zu wissen wünschen!“

Sie hatte sich halb erhoben, ließ sich jetzt wieder sinken. Sie kreuzte von neuem die Arme unter der Brust. Ihr Kopf war grübelnd gesenkt. . . Vom Fenster glitt ein halbes kosendes Licht über sie hin. Ein Hauch unendlicher Anziehung umschwebte sie, eine stille Weichheit und Wehmuth. . .

Herbrand blickte zu ihr hin. Er ließ die Klinke langsam fahren, trat leise ins Zimmer zurück. . . Sein Herz begann zu klopfen. . . Wie sie so dasaß, dünkte sie ihn das anbetungswürdigste Weib, das er jemals gesehen hatte. Was er nur je für sie empfunden hatte, schwoll in ihm empor. Er liebte sie in diesem Moment mit seiner ganzen ungestümen Gluth. . . Und gerade jetzt sollte er verzichten, mußte entsagen! Das dünkte ihn unmenschlich hart und grausam.

Still hatte er sich wieder gesetzt, still und traurig. Endlich hob auch Lucie den Kopf.

Ihr Gesichtsausdruck war merkwürdig ruhig, fast feierlich. Keine Linie verzog sich. Ueber der ganzen Erscheinung lag etwas wie gebethafte innere Sammlung.

„Sie haben recht,“ sagte sie einfach. „Ich schulde Ihnen volle Offenheit. Sie haben einen Anspruch darauf, endlich zu erfahren, was in meinem Leben eigentlich gespielt hat!“

Herbrand hatte sich dicht zu ihr hingebeugt. Er stützte die Hand auf die Lehne des Sophas und spähte ihr so ins Gesicht. Der Duft ihres Athems drang zu ihm hinüber und umschmeichelte ihn.

„Es . . . steht Jemand . . . zwischen uns?“ fragte er leise, heiser. „Ein Dritter? Ein . . . Fremder?“

„Ja — und Nein!“ erwiderte Lucie, indem ein seltsames

Flimmern durch ihre Augen ging. „Doch jedenfalls Keiner, den Sie zu fürchten hätten! . . . Ein Verschollener! . ." Leise wehrte Sie Herbrand ab . . . „Bitte, setzen Sie sich wieder wie vorhin! Wenn Sie mir so nahe sind, kann ich nicht sprechen."

Und sie saßen wieder getrennt, schräg einander gegenüber.

Lucie begann:

„Sie sagten es selbst eben schon, daß meine Ehe nicht glücklich war. Und sie konnte auch nicht glücklich sein, — obwohl mein Mann nicht blos ein großer Gelehrter, sondern auch ein guter Mensch war. Es war da etwas . . . etwas Geheimnißvoll-Starkes . . . Ungeklärtes . . . in meiner Jugend — —"

Lucie machte eine Pause und grübelte. Ihr Gesicht war starr und bleich. Sie schien von ihrer Umgebung kaum etwas wahrzunehmen. Und so sprach sie auch, gleichsam zu sich selber, mit belegter müder Stimme:

„In meiner frühesten Jugend war's. Ich war kaum erwachsen. Fünfzehn, sechzehn Jahre alt . . . Damals liebte ich — es war das erste Mal! Und es ist auch das einzige Mal geblieben, für alle Zeiten. — Der, den ich liebte, war ein wilder Bursch, eine selbstherrliche stolze Junkernatur, unbändig, unlenksam. Seine alt-adeligen Eltern hielten ihn für einen Thunichtgut, und dafür galt er denn auch überall. Ich aber wußte, daß er das weichste edelmüthigste Herz hatte, und daß für seinen Sprühkopf die heimathliche Enge zu dumpf und zu träge war. — Ich liebte ihn mit der ganzen Gluth meiner sechzehn Jahre, und ich glaubte an ihn, um so fester, je mehr sonst alle Welt sich von ihm abwandte. — Wir liebten uns ganz im Geheimen. Denn meine Eltern würden mich verstoßen haben, wenn sie gewußt hätten — wen ich zu lieben

wagte. — Da kam er eines Tages, — kam zu mir und sagte: „Luzelchen, ich gehe nach Amerika." Ich weinte. Denn er wollte mich nicht mitnehmen. Er wollte ganz allein gehen, wollte sich zunächst drüben eine Existenz schaffen. Wenn es soweit sei, wollte er mir schreiben — eher nicht — und dann sollte ich mich aufmachen und ihm nachreisen. Das gelobte ich ihm mit tausend Liebesschwüren."

Sie schwieg. Dann seufzte sie leise — und starrte vor sich hin.

Herbrand wagte kaum zu athmen.

Er hatte die Augen fest auf sie geheftet.

Sie sah davon nichts.

Dann, nach einer Pause, sprach sie weiter, noch leiser, mit fast verloschener Stimme.

„Er ging. Zwei Jahre hab' ich gewartet und hörte nichts. Dann kam endlich ein Brief. Darin stand: er habe vieles durchgemacht drüben, oft nicht gewußt, wo er schlafen und was er essen solle. Jetzt aber fange er an, sich heraufzuarbeiten. Es gehe noch knapp, aber ich solle nur kommen und den Kampf an seiner Seite aufnehmen. — Ich war tief erschrocken, als ich das gelesen hatte. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, ich selber achtzehn. Mir erschien alles so unsicher. Und heimlich sollte ich mich fortmachen, Haus und Eltern im Stich lassen! — Wenn ich ihn wirklich liebe, schrieb er, dann könne ich das. — Nun: ich konnte — das — nicht. — Ich war zu bedenklich dazu, zu feige. — Auch hatte ich eben angefangen, die Gesellschaften zu besuchen, und wurde allseitig gefeiert. Voller Rausch und Glanz lag das Leben vor mir. Drüben lockten blos Entbehrungen. — Und doch liebte ich ihn, liebte ihn so sehr und voller Inbrunst! — Verzweiflungsvoll

schrieb ich an ihn zurück. Ich könne nicht, schrieb ich. Ich fürchte mich. Er solle noch ein paar Jahre warten, bis alles sich gewendet und gebessert habe. Ich wolle ihm treu bleiben bis dahin. Dann solle er kommen und mich holen. — Der Brief ging ab. — Wieder wartete ich. Wartete lange. Vergebens. Oft hatte ich Reue, schnürte heimlich ein Bündel, um zu fliehen — aber immer blieb ich. Ich weinte viel, und magerte ab, und wurde trübsinnig und ernst. Meine Eltern schickten mich in Bäder. Natürlich half das nichts. Da, endlich, nach etwa fünfviertel Jahren, kam ein Lebenszeichen von ihm: seine Vermählungsanzeige. Keine der reichen Millionärstöchter, ein ganz armes Mädchen aus niedrigem Stande hatte er heimgeführt. Da wußte ich, daß er sich an mir hatte rächen wollen, — daß er mich gestrichen hatte aus der Zahl der Lebendigen — —“

Eine lange Pause entstand.

Herbrand wagte nicht mehr, Lucien anzublicken. Er sah kritisch zu Boden und bewegte mechanisch die Spitze seines Fußes auf und ab.

Er war unfähig, etwas zu denken. Das eben Gehörte ging ihm wie ein wirrer Traum im Kopf herum.

Stockend und leise fragte er:

„Und — haben Sie nie wieder — nie wieder etwas — von ihm gehört?“

Bang kam Luciens Antwort herüber.

„Verschollen ist er. Ich für ihn und er für mich. — Doch ging das Gerücht, er sei zu großem Reichthum gelangt, als Farmer in Texas. — Ein andermal hörte ich, er sei Wittwer . . .“

Herbrand blickte auf. Dann fragte er zögernd:

„Wittwer? — Und ist trotzdem — niemals wiedergekommen?“

„Er kommt auch nicht!“ antwortete Lucie herb. „Der — nicht! Er wird mir meine Schwachmüthigkeit nie verzeihen!“

. . . .

Wiederum grübelte sie.

Herbrand wollte sich leise erheben.

Da begann Lucie aufs neue zu sprechen.

„Ja und dann habe ich geheirathet. Ohne Liebe. Es fügte sich grade so. Eigentlich dachte ich mir nichts Schlimmes dabei. Aber das Schlimme kam. — Anfangs . . . spürte ich nur eine gewisse Unruhe, die ich mir nicht zu deuten vermochte. Dann, vor Delas Geburt, fühlte ich mich langsam in einen magisch-seltsamen Zustand entrückt. — Mir war, als ob ich gar nicht wirklich existire. Als ob auch mein Mann keine wirkliche Existenz habe. Als ob er vor allem — gar nicht mein Mann sei. Dagegen fühlte ich eine fremde geheimnißvolle Macht mich weich-gewaltsam umschlingen, mich wie in Geisterarme nehmen und gespenstisch durchdringen und ausfüllen. — Es war der Jugendfreund, der Verschollene, der langsam-feierlich Besitz von mir ergriff — langsam, aber mit unerhörter Wucht. Mir war, als sei er ganz in mich hineingewachsen, als umgebe er mich allenthalben mit gasiger saugender Sphäre. Das Kind, das ich unterm Herzen trug, war sein Kind. Ihm hatte ich es geschuldet, — er nahm es herrisch für sich in Anspruch. — Ich wagte kaum mehr, meinem Gatten ins Gesicht zu sehen. Ich empfand Scham, Verwirrung, Reue, wenn er mich berührte, wenn er mir auch nur die Hand auf den Unterarm legte. Es war ein dumpfer qualvoller Zu-

stand. — Endlich! wurde Dela geboren. Die Schmerzen, die ich ausstand, ließen mich die seelischen Qualen vergessen! Als ich wieder aufstand, war ich ruhiger geworden. — Aber je mehr der Alltag in seine Rechte trat, desto mehr wuchs in mir aufs neue das Gefühl meiner Seelenehe mit dem verschollenen Freund. Doch vollzog sich diesmal alles ruhiger, stiller, ebenmäßiger — nur die Stärke meiner Empfindung blieb die gleiche. Ich hätte vollkommen glücklich dabei sein können, wenn — mein Gatte nicht gewesen wäre. Darin lag die Gefahr, lag direkt der Keim eines Wahnsinns. Doch da starb ja dann mein Gatte — ich muß sagen: mir zum Heil! — Es war kaum ein Jahr nach Delas Geburt. So war ich denn Wittwe geworden — aber ich fühlte: seine Wittwe, des Verschollenen! . . . Und damals gelobte ich mir, ihm von nun an die Treue zu halten, für Zeit und Ewigkeit. Bräche ich je mein Gelübde — ich weiß, das wäre mein Untergang . . . . .“

— — —

Drückendes Schweigen entstand.

Herbrand hatte ein Gefühl wie von leichtem Gruseln.

Sprach eine Wahnsinnige zu ihm?

Und sollte er denn nie herauskommen aus dem Kampf mit Phantomen? — Er war gekommen, von einem Phantom sich zu befreien — und nun trat ihm hier ein neues entgegen?! — Waren die Gespenster denn in ihn verliebt? Wollten sie ihn erdrücken in ihren körperlosen Umarmungen?

Er fühlte einen Schauder über seinen Rücken gehen.

Verwirrt blickte er umher. Seine Augensterne irrten ab.

Da blieb sein Blick an Lucie hängen.

Sie saß wie vergeistert. Doch war eine weiche Milde auf ihren Gesichtszügen, aus denen alle Herbheit gewichen war.

— Und langsam kam sie wieder zu sich. — Ein Lächeln, voll von unendlicher Schmerzhaftigkeit, flog leise über ihre Lippen. Da bewegte sie die Lippen auch schon. Sie sprach:

„Nun werden Sie begreifen, Herbrand, weshalb ich die Ihrige nicht werden kann — selbst wenn ich mich im Stande fühlte, Sie zu lieben. Es ist kein Glück in mir, und es kann auch kein Glück von mir ausgehen.“

Herbrand schwieg. Er hatte so seine Gedanken.

Lucie betrachtete ihn, und ihr Gesicht nahm einen bewegteren, einen bittenden Ausdruck an.

„Und nun,“ sagte sie, „wollen Sie mir das letzte Glück rauben, das ich noch besaß: Ihre Freundschaft —“

Herbrand horchte auf. Auf seinem Gesicht lag ein düsterer Zug, der sich noch zusehends verfinsterte.

„Warum zürnen Sie mir, mein Freund? Warum sind Sie so jäh und heftig? . . .“ Mit weich-klagender Stimme war Lucie wieder am sprechen . . . „Warum mußten Sie diese schlimme Leidenschaft in sich wachsen lassen, die jetzt unser schönes Verhältniß zerstören will? — Ja, unser Freundschafts-Verhältniß war etwas Schönes! . . . Endlich einmal, dacht' ich, eine unbefleckte Freundschaft zwischen Mann und Weib! Solange schon hatte ich mich danach gesehnt, weil es mir als das Idealste erschien, was es auf dieser Erde geben kann: — Von keinem Hauch der Begierde getrübt, ohne die entehrende Leidenschaft des Besitzenwollens ein reines Verhältniß zweier Freunde, rein und begierdelos wie zwischen Bruder und Schwester . . .“

„Ich möchte Ihnen nicht weh thun,“ erwiderte Herbrand, der sehr bleich war und sich mit einem Ruck erhoben hatte — „Aber was Sie da sagen, ist nichts als die ewige Thorheit

des bestimmungslos gewordenen Weibes. Und kein Mann, der noch ‚Mann' ist, wird sich zu der ‚idealen' Rolle hergeben, die Sie mir so liebevoll ansinnen . . . Ich erwartete schon, daß etwas Derartiges kommen würde . . . Es überrascht mich daher nicht . . . Und Sie müssen mir verzeihen —"

Sein Gesicht war, ohne daß er es wollte, vor tief-innerer Erregung zu einer verletzenden Hohn-Grimasse verzogen. Als er auf Lucie zutrat, wich diese vor ihm zurück.

„Herbrand!" rief sie. „Ich erkenne Sie nicht mehr!"

„Gut. Wir wollen uns auch nicht mehr kennen! — Das ist das Beste!" erwiderte Herbrand hart. „Gnädige Frau, Sie gestatten, daß ich mich empfehle."

Er nahm ihre Hand und berührte sie mit einem flüchtigen Kuß. Die Hand war weich und willenlos, und, wie in einem visionären Blitzschein, sah er die mattblauen Adern, wie sie unter der weißzarten Haut pochten . . . Da wurde die Hand mit einem jähen Aufzucken zurückgezogen.

„Oh pfui!" zürnte Luciens Stimme. „So roh können Sie von mir gehen? So plump und brutal?"

Herbrand stand schon an der Thür. Noch einmal hielt er flüchtig inne, wie in kurzem Kampf. Dann, indem sein ganzer Leib nervös zusammenzuckte, drückte er heftig auf die Klinke — und war einen Moment später verschwunden. —

Lucie, von Erregung wie zerrissen, schwankte zwischen Schmerz und Zorn.

Ihre bleichen Lippen murmelten. . .

Dann preßte sie die Hand wider die Stirn, als wollte sie ihr pochendes Blut zurückdrängen.

So stand sie, ein wenig in der Pose einer schönen Trauerstatue, in der Mitte des Zimmers. . .

Sie ließ den Arm sinken. Sie ging wankenden Schrittes dem Fenster zu. Sie ließ sich in den Sessel nieder, in dem vorhin Herbrand gesessen hatte.

Mit etwas umständlicher Würde strich sie die Falten ihres Kleides zurecht, und verfiel dann in ein tiefes trübes Sinnen. . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Herbrand unterdes schritt den langen Korridor hinunter.

Als er ins Vorzimmer kam, fand er daselbst die kleine Dela. Sie half dort dem Mädchen beim Wäschefalten.

Mit einem leichten Schrei der Freude kam das Kind auf ihn zu.

„Onkel Herbrand!“ rief es. „Du hier?! — Und warum willst du wieder gehen?“

„Dela! liebes Kind!“ sagte Herbrand weich und zog das schöne wohlgebaute Mädchen mit plötzlich erwachender Liebe an sich und schloß es leidenschaftlich in seine Arme.

„Auah!“ lachte Dela. „Du drückst mich ja! — Aber so sag' doch: warum gehst du? — Du sollst doch nicht gehen, Onkel Herbrand! . . . Mama wird ja böse sonst! . . . Sie will immer, daß du zum Abendbrod hier bleibst! Sonst wird sie traurig.

„Mama . . . ist n i c h t traurig! . . .“ stammelte Herbrand. „Onkel Herbrand aber . . . muß verreisen!“

„Verreisen? . . . Wohin denn?“

„Weit, weit fort. . .“

„Und wann kommst du wieder?“

„Ich weiß nicht. . .“

„Aber“ — die Sprache des Kindes stockte — „aber . . . du gehst doch nicht f o r t? . . . Du kommst doch w i e d e r? . . .“

Statt aller Antwort hockte Herbrand sich nieder, umarmte

Dela und küßte sie. Zweimal küßte er sie auf Stirn und Wangen, und dann auf den Mund.

Dela gab ihm den Kuß herzhaft zurück, und schlang beide Arme um seinen Hals.

„Ich habe dich so lieb, Onkel Herbrand, so lieb. . .“

Sie drückte ihn, daß ihre Wangen eng aneinander ruhten. Eine ganze Weile lang.

Da mußte Dela plötzlich lachen. Es kitzelte sie etwas. Sie blickte auf, wurde dann aber sofort sehr ernst.

—„Du weinst ja, Onkel?“

— —

Da riß sich Herbrand mit Ungestüm los . . . und rannte wie besinnungslos die Treppen hinunter —

3.

Der Frühlingswind pfiff. Draußen auf der Chaussee bogen sich die Bäume hin und her. Herbrand schritt rasch dahin und zog den Mantel enger um sich.

Endlich der Stadt entronnen! Ohne zu wissen wohin, auf einen Pferdebahnwagen gesprungen — und dann zwischen stupid glotzenden Häusern und ameisenhaft wimmelnden Menschen hindurch — stets mit diesem dumpfen Druck in der Seele — weiter immer weiter — und endlich hinaus, dort wo im fernsten Osten die Häuser sich verlieren — auf freies Feld, unter freien Himmel . . .

Wie der schneidende Luftzug um die Backen streicht! Und tapfer gegen den Wind an, irgendeine tolle Sturmweise summend . . . Die Telegraphendrähte summen nebenan . . . Sie glitzern zuweilen in der Sonne . . . Die ringt hinter grauen Regenwolken, durchstößt nur für Augenblicke den wallenden Flattermantel mit goldenem Speer . . . Ueber das Feld fliegen Farben hin, in Nebel getaucht, wie schattenhafte Riesenvögel . . . Das Land bebt wie in unruhigen Athemstößen . . . Die Bäume kreischen, und die Aeste fangen an zu tanzen, ein wirres Ballett, während die letzten Herbstblätter zur Erde wirbeln.

Kichernder Gespensterspuk! . . .

Durch die kahlen, hin- und herschnellenden Zweige huscht

etwas auf und nieder . . . wippt herauf, herunter . . . überschlägt, überkugelt sich . . . ist hurtig verschwunden. — Sind's Wichtelmännchen, die ihn foppen wollen? — Grinsen dort, hinter den Astknorpeln, nicht Zwergenfratzen zu ihm her? . . . tückische Aeuglein, blinzelnd zwischen schadenfrohen geblähten Backen?! . . .

Und ein Zischen hebt an . . . Ein Brausen geht durch die Lüfte . . . und durch die Bäume ein Gluckſen und Schlurren . . . ein teufelsmäßiges Schnarren, Rasseln und Rasaunen. . . Und ein gräßliches Gähnen nebenan . . . als ob ein Drache das Maul aufreißt und losschnarcht . . . oder hundert Elefanten auf einmal trompeten . . . mißgestimmte Posaunen dazwischen wettern — —

Dann plötzlich — tiefes Schweigen! Bangigkeit. —

Dem armen Herbrand summt der Schädel.

Er schreitet weiter, die Augen geschlossen . . .

Aber wie er sie aufschlägt — da, hinter jenem Baum! — da löst sich Etwas los und gleitet zu ihm her — eine reglose stille Erscheinung — gleitet näher — ist da — —

„Lucie!! . . .“ — schreit Herbrand.

Sie starrt ihn schemenhaft an, mit jammertiefen Augen — Steht neben ihm, so dicht, daß er sie fast greifen könnte! . . .

Ganz deutlich sieht er sie, — keine Linie, keine Falte, keine Farbe bleibt ihm verborgen — —

Oh Gott, wie sie bleich ist!

Ein violettsamtener Mantel fließt lang und schleppend von ihren Schultern . . . rings mit königlichem Hermelin besetzt. . . Ueber der Stirn hebt sich, von Juwelen blitzend, ein goldenes Diadem. . . Das hat sich mit spitzen Zacken, durch das kohlschwarze Haar hindurch, in die weiche weiße Kopfhaut gekrallt . . . Und rothes Blut trieft aus der Nacht der schwarzen

Haare. . . Es quillt in Tropfen, in langsam-schweren Tropfen, in die bleiche hohe Stirn . . . die schmalen Schläfen entlang, bis hernieder in die reglosen Wangen. . . Der Mund ist stumm und blutleer, und qualvoll geschlossen. . . Das Auge starrt groß und schmerzlich. . . Liegt nicht um die ganze Erscheinung etwas Priesterlich-Strenges? — —

Herbrands Herz steht!!

. . . Da gleitet sie an ihm vorüber, mit kühlem Lufthauch ihn streifend, zerflattert . . . zerfließt. . .

— — —

Kaum eine Sekunde hatte die Vision gewährt.

Aber Herbrand war um und um davon durchrüttelt.

Wie mit einem Schlage stand sein ganzes Unglück wieder vor ihm, in fürchterlichster Gegenwart — der ganze ungeheuere Verlust, den er vor wenig Stunden erlitten hatte!

Weit mehr als der Verlust eines Weibes — der Verlust einer tief und lange gehegten Illusion!

Und er fühlte: daß eine Illusion tödtlich zu werden vermag — daß ihr Verlust tiefer und schmerzlicher trifft als der einer Realität! Wird doch in der realen Welt Alles erst dann ein Gut — wann unsere Illusion sich kraft ihrer Gnade damit verbindet!

Und nun eine Illusion, die so tief genährt war, jahrelang, daß sie schon wie der eigentliche Inhalt des Lebens erschien! Oh Thorheit, Thorheit! All diese Verblendung bricht jetzt entzwei, die Liebeskraft selber droht zu zerbersten!

Er ist kahler als diese entlaubten Stämme, er ist ein Ausgestoßener!

Aber welch ein Wahn auch: eine Priesterin zu lieben!

Eine, die durch das Leid geadelt ist, im Leid erstarkt ist, und darum wider alles blos menschliche Leid — gefeit dasteht!

Und Er — mit seiner blinden regellosen Leidenschaft! So ganz Wilder, ganz Barbar! und ganz ahnungsloser, mysterienfremder Jüngling!! Was hatte er sich eigentlich zurechtgeträumt? wessen sich erfrecht? Fühlte er nicht die unsichtbare Atmosphäre der Abwehr, die dieses Weib stätig umfloß?! dieses Weib, das einen großen Lebensschmerz hatte und eine heiligende, intime, nach menschlichen Satzungen nicht zu fassende — Schuld!? . . .

Aus Schuld — eine Priesterin? Eine Heilige?!

Herbrand wurde nachdenklich, wurde still.

Und allmählich . . . wurde er ruhig.

Er ging mit festeren Schritten seines Weges.

Und ließ den Mantel flattern, wie er wollte.

— — —

Die Chaussee lief immer geradeaus. Wohin, das wußte er nicht. Immer in der gleichen graden Linie, bis fern in den Horizont. Und immer Felder zu beiden Seiten, und an den Rändern Bäume, Ahorn und Linden. — Kaum hier und da ein Haus oder, auftauchend, die Schornsteine einer Fabrik. — Der Himmel, von grauen Wolken verschleiert, endlos versponnen. — Ganz in der Ferne ein dunkelblauer Streif: der Saum eines Waldes . . .

Der Abend begann fühlbar zu werden . . . Der Wind wehte kälter . . . Im Osten zogen neue Wolken auf, regenschwangere . . . Das Licht schwankte, von matter Trübung in satte Tiefe . . . Die Bäume wurden schwärzer . . . Unheimlich knarrten die Aeste.

Aber nur nicht umkehren! — Und sollte ihn die Nacht im Freien überfallen! — Eine Heimkehr mußte es ja immer

noch geben! ... Nur nicht jetzt schon zurück nach Berlin! in die Dumpfheit der großen Stadt! hinein in diesen grauen gräßlichen Sarg jeglicher Lebensempfindung!

Und dann hinaus — aus ihrem Bannkreis! Je weiter er lief, desto freier wurde er! Nur so konnte er sein Schicksal unter sich zwingen — dieses Schicksal, das sich ihm, niederbeugend, auf die Schultern kniete!

Und ... ganz wie aus lichtgrauem Nebel gewoben, zog noch einmal Luciens Erscheinung an ihm vorüber — in derselben Gestalt, wie er sie vorhin erschaut hatte — nur zerflossener und schemenhafter — und müder, hilfsbedürftiger, klagender ... farbloser! ...

Eine Priesterin?!

Ach ja! ... Aber hinter der mysteriösen Feierlichkeit der priesterlichen Miene barg sich eine tiefe Brüchigkeit des inwendigen Menschen!

Jener wunde Punkt in ihrer Vergangenheit — davon konnte sie sich in ihrem Bewußtsein nimmer losreißen! ... Und war ihr da der verschollene Geliebte nicht zum Vampyr geworden, der ihr das Blut der Lebensfreudigkeit aus den Adern trank, das Blut der Selbstangehörigkeit?! Wie ein Gespenst saß er neben ihr bei Tage, legte sich nachts auf sie wie ein Alb! Und sie, in ihrer Angst, baute ihm Altäre und Tempel und suchte ihn durch Opfer gnädig zu stimmen — dichtete eine ganze Religion voll düsterer Schauer, zu Ehren des herrischen erbarmungslosen Götzenbildes!

Und nichts Menschliches stak dahinter?

Oh ja, auch etwas Menschliches — eine scheue Sehnsucht und Hoffnung auf irgend eine späte und selige Vereinigung, unter Thränen und Liebkosungen! Ueber Länder und

Meere hinweg sog sie an seiner Sphäre, um ihn zu sich hinüberzuziehen, den Grollenden, einst so jugendheiß Liebenden! Mit magnetischer Kraft wollte sie ihn zu sich zurückziehen!

. . . Welch subtil angelegter Wahnsinn — dieser fein ersonnene Seelenbund! voll von geheimen, sinnlich-übersinnlichen Wollüsten und andächtigen Verhimmelungen — im Namen der Treue und der Reue! . . . Und da hatte sie Ihm noch vorgeworfen, daß er ‚nicht von dieser Welt‘ sei! Sie, die doch in jedem Betracht seine Meisterin war!

Und diese wundervolle Freiheit nach außen, die ihr diese mystische Brautschaft gewährte! Sie war ja gefeit gegen Angriff und Verführung! Trug sie doch gleichsam ein geistiges Amulett bei sich, das sie vor Anfechtungen und Ansteckungen bewahrte!

Da konnte sie freilich ihn, den Doktor und Philosophen Herbrand Horst, wie einen guten Jungen, dessen sie sich liebevoll annahm, an sich heranziehen — und sich geduldig von ihm den Hof machen lassen! Was konnt' er ihr anhaben?! Ihr äußerst wohlerzogener Verehrer saß wie ein treuer Edelfalke, die Kappe überm Kopf, auf der Hand seiner hohen Gebieterin und ließ sich dankbar die Federn krauen! Wenn er fliegen wollte, so hielt ihn ein goldenes Kettchen! Und stets kehrte er gehorsam auf die Hand der Herrin wieder zurück!

— Krach! da riß etwas entzwei — das goldene Kettchen der Ehrfürchtigkeit und frommen Gläubigkeit! Und frei stieg der Edelfalke in die Lüfte, blickte verächtlich hernieder und freute sich der Kraft und Fessellosigkeit seiner Schwingen!

Er ließ sie ihrem krankhaft-sublimen Tempeldienst, die hohe Priesterin und unnahbare Vestalin! Ihm war es — Grabkammerdienst! Ach diese zärtlich gehegte Jugendliebe, wie sie als wohlbalsamirte Leiche, duftend nach Myrrhen und

Lavendeln, da lag — in niedrigem Gewölbe, in stickiger Luft, spinnwebig, staubzerfressen ... und drüberhin spielten trügerische, farbig irrende Dämmerlichter, der neckische Schein von bunten Kirchenscheiben und rothverhüllten Ampeln ... spielten und tanzten und mischten sich kosend mit dem Phosphorglanz — der Verwesung!

Hahaha! und diese königliche Staatsleiche — wen umschloß sie wohl? — Einen tollen Junker, der hinten in Texas kurzbeinige Steppenpferde zurechtritt, in die Wigwams von Rothhäuten kroch und Alligatoren und Büffel niederknallte! Ein verwegener Adelslump, nicht mehr und nicht weniger, das war dieser geheimnißvolle „Verschollene“ — der jetzt als süßes Phantom auf seidenen Decken saß und sich mit Weihrauch und Himmelsmannah füttern ließ, wie ein babylonischer Baal!

Aber gleichviel! Der Verschollene war ein ganzer Kerl gewesen, — und er hatte jedenfalls gewußt, wie man mit überspannten Weibern umzuspringen hat! Ganz einfach —! Sitzen hatte er sie gelassen, als sie ihm nicht auf dem Fleck gehorchte! Und darum hatte er ihr so gewaltig imponirt — und sie konnte mit ihren Gedanken nicht mehr von ihm lassen und erwies ihm noch nach Jahrzehnten die Ehren eines Heiligen und Königs.

Nun wohl, er wollte den Verschollenen sich zum Muster nehmen, er, der allzu zahm gewesene deutsche Privatdozent und Weisheitsjünger! Diese Art „Welt“-Weisheit konnte er grade noch brauchen! Bis jetzt hatte sie in seinem Lehrplan leider gefehlt!

Und er war ja noch jung — sie selbst hatte es ihm bescheinigt! — so an Herzen und Gliedern jung! Und das fühlte er jetzt, wo er wandernd dahinschritt, in den sinkenden Abend hinein, von Farbenspielen umwogt, von Wolken bedräut,

von Winden umpfiffen, und doch so innerlich furchtlos, so wagelustig, so voller Zukunft!

Da hatte er die Waldung auch schon erreicht! Er strolchte eine Weile darin herum. Dann fing es an zu regnen, und es dunkelte. Gegenüber lag ein Bahnhof. Eine anspruchslose Wirthschaft war damit verbunden. Er trat ein, ließ sich Bier und Butterbrod geben und saß dann noch eine Stunde lang bei einer guten Cigarre, dachte mit Ruhe an sein Schicksal und wunderte sich fast selber darüber, wie wenig „unglücklich" er sich eigentlich fühlte.

4.

Frau Schummerentzgen, Herbrands alte Wirthin, war sehr unzufrieden.

Die letzte Zeit konnte sie gar nicht mehr klug werden aus ihrem Herrn Doktor. All die Wochen war er schon so sonderbar unruhig gewesen. Und nun war er, drei Tage schon, rein wie verstört. An die Papiere auf dem Schreibtisch hatte er überhaupt nicht mehr gerührt, und selbst Briefe lagen da, und waren uneröffnet. Was that er? Eben gar nichts that er! Er ging nur stundenlang in seinem Zimmer auf und ab, pfiff und murmelte was vor sich hin, lachte dann plötzlich oder fluchte gar, und war mit einem Mal ganz wie verstummt. Saß still in einer Sofaecke, und dann kam — ach Jott nee! so recht e scheener dieser Seifzer . . . kam aus ihm heraus. — Der arme Herr Doktor! dachte Frau Schummerentzgen. Der hat gewiß schlimme Sorgen, oder einen argen Kummer! Wer weiß, wie's ihm geht?! Geld hat er auch, sechs Wochen lang, schon keins mehr gekriegt!

Nun hatte sie ihm, seit einer Stunde beinah, sein Frühstück hereingebracht! Aber noch hatte sie keine Tasse klappern hören. Er hatte gewiß mal wieder nichts angerührt. Ueberhaupt, mäuschenstill war's im Zimmer. Da mußte sie doch mal anklopfen!

Keine Antwort. . .

Was das wohl wieder zu bedeuten hatte!?

Frau Schummerentzgen klinkte behutsam die Thür auf und trat in die Stube. Wo war denn nur der Herr Doktor? Richtig, da stand er auf dem Balkon — mal wieder so in diefe, diefe Jedanken. Und das Frühstück, natürlich, das stand da auf dem Tisch und wartete noch immer.

Frau Schummerentzgen trat leise in die Balkonthür.

Herbrand drehte sich um.

Er mußte lächeln, als er das alte Mütterchen mit seinem ewig sorgenschweren Gesicht da stehen sah. Wie sie ihn anblickte, mit scheuem Vorwurf, aus ihren alten verkümmerten Augen! Die vielen Falten und Fältchen des abgemergelten vergrämten Gesichtchens, das fast wie ein Vogelkopf auf dem dünnen Halse saß, und die kleine gebückte, gleichsam in sich verkrochene Gestalt, hatten etwas seltsam Rührendes. Und dann wieder hinter ihr, in seiner chevaleresken Pracht, ihr unzertrennlicher Kamerad, der große schwarze Kater, leise schnurrend und mit gehobenem Schweif — und scheuerte sich das dicke glänzende Fell an Frau Schummerentzgens verschossenem Kleid!

„Nun, liebes Schummerchen, was giebt's?" fragte Herbrand freundlich.

„Es is ja nur, daß ich mal fragen komme," antwortete Frau Schummerentzgen mit ihrer verrosteten Wimmerstimme. „Wegen's Frühstück, mein' ich! Ob denn der Herr Doktor gar nicht seinen Kaffee heut trinken wollte?!"

„Ach ja, der Kaffee!" erwiderte Herbrand und trat wohlgemuth ins Zimmer. „Das ist freilich unrecht von mir, daß ich den habe kalt werden lassen!"

Er setzte sich an den Tisch und fing an zu frühstücken.

Frau Schummerentzgen stand dabei, natürlich in angemessener Entfernung, und kuckte zu. Ihr schwarzer Kater war mit hoheitsvoller Grazie aufs Sofa gestiegen und nahm auf einem Eckpolster Platz, von wo er gravitätisch herniederschaute.

„Ueberhaupt," meinte Frau Schummerentzgen, „sollten sich der Herr Doktor jetzt in den Ferien ein bischen schonen und pflegen. Kalter Kaffee ist gar nicht gut für dem Herrn Doktor seinen Magen."

„Aber Schummerchen!" rief Herbrand und setzte seine Tasse klirrend nieder. „Was fällt Ihnen denn ein? Ich bin doch nicht krank!"

Frau Schummerentzgen knutterte etwas vor sich hin, ein bischen undeutlich, sodaß Herbrand nicht alles verstehen konnte. Er merkte nur, daß sie mal wieder voll lauter Bedenklichkeiten und Aengstlichkeiten war. Es sei schon die ganze Zeit über mit dem Herrn Doktor „nicht ganz richtig" gewesen, meinte sie, und er müsse durchaus wieder mehr „auf seine Nerven passen".

Was sie eigentlich wollte, verstand er nicht recht.

Nur zerstreut hörte er hin.

Frau Schummerentzgen aber erzählte eine lange Geschichte von einer reichen alten Dame, ‚die's auch so auf die Nerven hatte', und die ein ganzes Vermögen an die Dokter's rausgeschmissen hatte. Kurirt aber hatte sie Keiner! Und wer hatte ihr schließlich geholfen? Die alte Uehmichen aus der Koppenstraße! Und ganz ohne Medizin — blos mit ‚Simpachtie'. Die Uehmichen hatte der Dame die Hände hingelegt, wo's gerade weh that, 'ne Viertelstunde lang — und dann wurd's gleich besser! In kaum drei Wochen war die Dame so gesund, daß sie auf's Drahtseil hätte tanzen können. Da sähe man doch ganz genau, daß Simpachtie das einzig Richtige wäre.

Und die sei auch gut für den Herrn Doktor, wenn er so aufgeregt sei und immer im Zimmer 'rumlaufe, und er solle nur mal zur alten Uehmichen in die Koppenstraße gehen. Die ist ja schon zweiundachtzig Jahre alt, aber das thut weiter nichts — die hat schon 'ne Menge Menschen geholfen, und weiß ganz genau wie man's macht. Ja, die Simpachtie ist immer das Beste!

Herbrand lächelte still in sich hinein und nickte dann der Alten freundlich zu. Er sagte aber nichts. Frau Schummerentzgen verstand, daß der Herr Doktor gern allein gelassen sein wollten. Sie winkte ihrem Kater und ging zur Thür. Unterwegs schüttelte sie noch einmal mißbilligend den Kopf und brummte und seufzte dazu.

Dann klirrte die Thür leise ins Schloß.

Herbrand war allein.

Er lächelte noch immer . . . aber trüber . . . lächelte vor sich hin.

„Sympathie!“ murmelte er . . . Das Wort hatte für ihn eine eigene Bedeutung . . .

Vielleicht war die nicht einmal gar soweit entfernt von derjenigen der alten Frau in der Koppenstraße. So einen Begriff von Wunderkur verband auch er damit.

Ja gewiß lag hier das Allheilmittel für den unter seiner Vereinzelung und Losgerissenheit so unsäglich leidenden modernen Menschen: in einer starken gesunden Sympathie — die nichts Anderes ist als das Gefühl zusammen klingender Einheit mit allem Lebendigen, die freie Hingabe an die ganze Menschheit und Natur.

Darin mußte auch für ihn die Kraft der Wiedergeburt liegen.

Ein großes warmes lebendurchströmtes Aufgehen in den

allgemeinen Zusammenklang und Einklang: — das war es, was allein die Einzel-Kreatur dauernd beseligen konnte!

Aber er, als ‚individueller Mensch‘, hatte sich so traurig von seinem Nähr- und Mutterboden entfernt, hatte sein Thier- und Pflanzenleben verachtet, hatte den heiligen Kontakt mit Menschheit und Volkheit gelöst und so sich gleichsam der elektrischen Leitung beraubt, die sonst alle Lebewesen durchströmt und mit dem Empfindungs-Dasein des ganzen Erd-Sterns verbindet.

„Sich“ wollte er empfinden, ganz und einzig „Sich selbst“, wollte sich emporkultiviren zur persönlichsten Selbstherrlichkeit, ganz eingehen in das Himmelreich des Geistes. — Und nun lag Alles vor ihm in schwankenden Formen, die Theile blosgelegt und erstarrt, Blut- und Lebensadern unterbunden — ein kalter Hauch des Eises wehte zu ihm her und von ihm aus.

Er fror — und war allein!

Geist und Gehirn war Alles in ihm, Skepsis, „zweites Bewußtsein“ . . . In ihm arbeitete eine ununterbrochene Selbstanalyse und Selbstkontollirung, die wie eine zehrende Säure Naivetät, Instinktleben, Trieb-Dasein anfiel und langsam zerstörte.

Das war seine Gefahr — die übertriebene Analyse! — Er kannte sie lange und hatte sie doppelt scharf gesehen in diesen Tagen einer tiefen und angespannten, oftmals verzweifelten inneren Einkehr, wo sein Leben und Lieben, wie Wandelbilder einer Laterna magica, an ihm vorbeigezogen waren.

Und leise, leise hatte er dann ein Klopfen in sich gespürt, wie von ferner Wiedergeburt, und eine dunkle dumpfe Sympathie hatte sich in ihm geregt, wie ein verschütteter, sich ins

Freie tastender Lebensquell. Und er fühlte ein Beben in sich, wie von einem auch Ihm winkenden neuen Frühling und Jugendbad! — —

Aber erst mußte er fertig werden, ganz und gar fertig, mit Dem, was hinter ihm lag. Er mußte vergessen lernen und verwinden — Lucien vor allem! — und das hatte er bis jetzt nur unvollkommen gekonnt trotz jenes ersten Abends, an dem er sich zuguterletzt so frei und sicher gefühlt hatte.

Nach Berlin und in die gewohnte Umgebung wieder heimgekehrt, war er nur zu bald von den alten Gefühlen und alten Erinnerungen wieder beschlichen worden. Er hatte erfahren müssen, daß man über ein tiefes, schmerzensvolles Erlebniß nicht durch den Rausch einer Stunde hinwegkommen kann. In seinem Unbewußten führte diese Liebe noch ein Geisterleben weiter, und manchmal fuhr er erschrocken auf, wenn die Gestalt der einstmals Geliebten unversehens vor seiner Seele stand.

Es gab nur ein Mittel sich gänzlich von ihr zu befreien: das war, — sich jene Zustände, wie sie sich im Lauf von anderthalb Jahren bei ihm entwickelt hatten, mit voller Schärfe ins Gedächtniß rufen, die letzte große Analyse an sich zu vollziehen, seine Liebe zu Lucien noch einmal zu leben — aber nicht diesmal als Berauschter und Besessener, sondern als kühler, nüchterner Kritiker und Richter!

Es durchzitterte ihn.

War er denn dieser Aufgabe auch jetzt schon gewachsen?

Aeußerlich genommen, hatte er's ja leicht! Denn er besaß einen ganzen Stoß Papiere, die sich auf sein Verhältniß zu Lucien bezogen. Die brauchte er blos durchzulesen — dann würde jene ganze Zeit wieder wach und lebendig in ihm sein!

Aber stets hatte er bis jetzt eine Scheu gehabt, eine geheime Furcht beinahe, jene Blätter wieder anzutasten. Es waren flüchtige Niederschriften der Minute, impulsiv und achtlos hingeworfen, wie der Zufall es gefügt hatte, unregelmäßig über lauter lose Blätter hin. Drangvoll hingestammelte Gefühlsausbrüche gab es da, und zögernde Selbstbekenntnisse, und rauh vollzogene Analysen. Die lagen blindlings aufgestapelt in einem schwarzen Ebenholzkasten, der auf der dunkelsten Ecke seines Schreibtisches stand. Es war ein eleganter, kleiner Schrein, ein Geschenk Luciens, zierlich gearbeitet und mit Silber ausgeschlagen.

Es zog ihn hin — und doch fühlte er zugleich jene geheime unerklärliche Scheu.

Zögernd trat er an den Schreibtisch.

Der war voll bedeckt mit zusammengeschichteten, durcheinandergeschobenen Papieren: Vorarbeiten und Studien für sein größeres philosophisches Werk. Es war ihm lieb, diese Niederschriften erst ordnen zu müssen — das zog ihn ein wenig ab ... Lenkte ihn jedoch auch unmerkbar auf sein Vorhaben wieder hin! Denn jene strenge fachwissenschaftliche Arbeit — „Ueber das zweite Bewußtsein"! — was war sie im Grunde Anderes als eine kalt formulirte Selbstbetrachtung und Selbstuntersuchung, zum Zwecke der inneren Befreiung und Ueberwindung?! Was er hier im großen Zusammenhang des geschichtlichen Werdens und der allgemeinen Psychologie, als einen „Beitrag zur Seelengeschichte unserer Zeit", behandelte, das empfing in jenen allerintimsten tagebuchartigen Ergüssen, die der Ebenholzschrein umschloß, seine feinsten Reflexe und geheimsten Erläuterungen. Als Philosoph zeigte er sich bemüht, die Analyse zu analysiren und dadurch ad absurdum zu führen — als Mensch nahm

er an sich selber wahr, wie die Analyse in unser Leben eingreift, neue Linien in unser Antlitz gräbt und schließlich eine Macht wird, die selbst über unser Schicksal zu bestimmen vermag.

Er hatte die Arbeitspapiere jetzt zur Seite gestapelt — Manches davon ging schon der Reise zu! — saß da und blickte beklommen hinüber zu dem dunklen Kasten, der so Wichtiges für ihn bewahrte. Er streckte die Hand aus . . . er faßte den silbernen Griff an . . . er hob den Kasten und stellte ihn vor sich hin. Rasch drehte er den Schlüssel um — schnippend flog der Deckel zurück. Die Blätter lagen säuberlich übereinander, das oberste vor einer Woche kaum beschrieben. Die blickten ihn an wie alte Vertraute — und waren ihm doch so seltsam fremd geworden — so unbekannt fast und sagenhaft verschollen. . . .

Leise fuhr er mit dem Daumen die geschnittenen Ränder entlang — ein leises Staubwölkchen flog auf, und ein beklemmender stockiger Geruch kam ihm entgegen, als wehte Vergangenheitsmoder zu ihm her. Von einem leichten Gruseln befallen, schloß Herbrand sofort den Kasten wieder zu. Nein, er konnte jetzt noch nicht lesen! Er war noch nicht stark genug, das eben erst Durchlittene noch einmal in sich aufzunehmen.

Wie ein Blitzschlag durchfuhr ihn plötzlich die Erinnerung mit ungeheuerster Vehemenz — eine grausam deutliche Erinnerung an die komplizirtesten inneren Vorgänge!

Es war, als schnitte man ihm mit Messern ins lebende Fleisch.

Und es schmiß ihn um, direkt körperlich um, so daß er die Arme über den Tisch warf und Kopf und Haare darein vergrub und bitterlich schluchzte.

Zuviel hatte er verloren! Zuviel geopfert! Zuviel — zuviel!

Sein ganzes Leben war zertrümmert! Alles mußte neu wieder aufgebaut werden!

Eine unheimliche Helle durchdrang ihn. Er war von schmerzendem Licht wie durchflossen. Welten bewegten sich an ihm vorüber — winkten und drohten!

Bis langsam matte Dämmerung ihn umfing, und eine weiche Wehmuth ihn liebend einschloß, und mütterlich-stille Geisterhände sich ihm tröstend aufs Hinterhaupt legten!

So war ihm dereinstens zu Muthe gewesen, in der wundersamen Zeit seiner keimenden Pubertät, als er zum ersten Mal die heilige Kommunion empfing.

5.

Nach einiger Zeit klopfte es leise an Herbrands Thür.

Der hörte nicht hin, war gleichsam noch entrückt in die Nacht linder Qual-Wonnen.

Es klopfte zum zweiten Mal. Und dann noch einmal — allmählich lauter.

Verstört fuhr Herbrand empor.

„Wer ist da?" rief er heiser. „Ich kann jetzt Niemanden empfangen!"

Verängstigt klang Frau Schummerentzgens Stimme durch die Thürwand:

„Ein Herr ist da — der Herr Doktor Proscke — und möchte den Herrn Doktor gerne sprechen!"

Proscke? Dieser lärmende Mediziner und Allerwelts-Journalist?! Zwar sein ältester Freund — aber was sollte er jetzt mit Dem? Mochte Der sich zum Blocksberg scheeren!

Herbrand wollte Weisung geben, Proscke wieder fortzuschicken — da erklang Frau Schummerentzgens Stimme von neuem:

„Darf ich den Herrn Doktor hereinführen?" Und gleich dahinter: — „Da ist der Herr Doktor schon!"

Die Thür wurde weit aufgerissen. Eine Hünengestalt schob sich herein, Doktor Georg Proscke, und kam mit Dra-

gonerschritten auf Herbrand los. Eine mächtige behandschuhte Tatze schob sich ihm entgegen.

„Kuckuck, Junge!“ dröhnte dazu ein Baß, halb unter Lachen. „Du wirst dich doch nicht wie ein Pfarrerstöchterchen verleugnen lassen?“

Herbrand, im Kopf noch ein wenig benommen und in den Nerven noch leise erregt, bot mit etwas verlegener Miene Proscke seinen Schaukelstuhl an, den dieser jedoch prinzipiell verschmähte.

Cylinder, rothe Glacé, Straßenknüppel — diese Dinge legte Doktor Proscke jetzt der Reihe nach auf den Tisch und warf dabei Herbrand einen forschenden Medizinerblick zu. Darauf stellte er sich spreizbeinig mit dem Rücken vor das Bücherregal.

Er stieß einen Räusperlaut aus — fast hatte der etwas Trompetenhaftes — dann strich er sich mit Behagen seinen borstigen Schnauzbart hoch und fing derweil wieder an zu sprechen.

„Naja, wie ich sage: ganz wie so'n Pfarrerstöchterchen! Geziert und spröde und gleich erröthend! Und immer hübsch artig in seinem Käfig! Also sittsam horstet der Horst — hahahaha! — Nu aber, Jungcke, woll'n wir uns das Sprödethun mal 'n bischen abgewöhnen — he?! Flotter Kerl! Brust heraus! Deutsche Eiche!! Oder sollen wir vielleicht mal wieder mit Quacksalbern anfangen? Ich dächt' aber, Ihr Philosophen müßtet vom Quacksalbern doch allmählich genug haben! Quacksalbert ja selber! Na, ist's denn nicht wahr? Eure neumodischen Bücher riechen doch schon auf 'ne Meile in die Runde nach lauter Jodoform, Carbol und angefaulten Nerven! Na also! Aber das paßt Euch so recht: uns tollpatschigen

Medizinern alleweil munter ins Handwerk zu pfuschen! So überall mit weisen Uhumienen sich mausig zu machen! Ja —! rumstänkern, das könnt Ihr! Wenn's aber mal ernst wird — zum Beispiel, wenn mal so'n Bein runtergesäbelt werden soll, oder 'ne Tracheotomie nöthig wird — — puh, dann fallt Ihr gleich in Ohnmacht! Es könnte ja Blut dabei fließen! — Na, wer Blut sehen kann, der wird eben nicht Philosoph — und wer selber welches hat, erst recht nicht! — So, Excellenz! Würden Sie jetzt die Gewogenheit haben, vielleicht auch mal was zu sagen? Ich pauk' dir sonst noch 'ne halbe Stunde lang so fort!"

„Was soll ich zu deinen schönen Reden Großes sagen?" maulte Herbrand. „Ich würde dir ja blos den Genuß rauben, dich anzuhören."

„Gutgegeben! Der Witz kehrt wieder. Dann wird auch der Puls gleich besser werden!" — konstatirte Proscke mit Lachen. Dann zog er sein Taschentuch aus der Tasche und schnaubte mächtig hinein. Nahm den Kneifer ab, hauchte drauf und fing an zu putzen. Legte weiter los:

„Alle Welt schimpft jetzt auf dich! Und das von Rechts wegen! Läßt dich ja nirgends mehr sehen! Tröstest blos noch Wittwen und Waisen! Brauchst nicht gleich fuchtig zu werden — du bist nu mal so'n Wittwentröster! — Also schimpfen thun sie Alle! Ich auch! Ich sogar am meisten! Kein gutes Haar laß ich mehr an dir. Neulich fragt mich die Thea Engelhart — fragt, was du nur anfängst. Ich — mach 'ne Leichenbittermiene und sage: ‚Theachen,' sag' ich, ‚den begraben Se man! Der Herbrand Horst ist für diese Welt futsch!' — ‚Wieso?' fragt sie und wird ganz bleich. Sie hat ja so 'ne eigenthümliche Art, immer ‚Wieso?' zu fragen. — ‚Ach!'

sag' ich, ‚der schnappt jetzt so sachte über.' — Blitz! war das arme Mädel erschrocken, zitterte förmlich! Aber wollt' sich natürlich nichts anmerken lassen, weil das ja nu mal nicht fein ist! Leid . . . that sie mir! — aber ich seifte sie nichtsdestotrotz gehörig ein und machte ihr die Hölle dermaßen heiß, daß sie ganz traurig drüber wurde. — Uebrigens, wirklich 'n famoses Mädel! . . . Und wenn du nicht so'n dusseliger Sternekiecker wärst, dann hätt'st du längst weg, daß du da deine Seide spinnen könntest! — Der Alte wiegt eine ganze Portion! — Ping, ping . . . ." Proscke machte mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens.

„Wieviel läßt er mir bieten?" fragte Herbrand mit trockenem Sarkasmus.

„'ne halbe Million!" — Proscke zwinkerte ihn verständnißinnig an und fuhr mit gutem Humor fort: „Er hat mich natürlich extra hierhergeschickt! Er ist schon bange, daß ihm ein so sublimer Schwiegersohn entwischen könnte! — Dafür winkt ihm denn freilich ein köstlicher Ersatz, und wenn auch nicht bei Thea, so doch bei Cordelia! Mensch, ahnst du denn nichts? Nichts von dem begnadeten Jüngling, der, wie 'ne vergoldete Weihnachtsnuß, der harrend dastehenden Familie Engelhart in die aufgespannten Schürzen fiel? Wer soll's denn wohl sein? Doch ‚Ritter Ewald' natürlich — unser blondgelockter Gralsritter mit der geweihten Lilie!" . . . Proscke brach in ein dröhnendes Gelächter aus.

„Herr Zur Linden?" fragte Herbrand, ohne eine Miene zu verziehen. — Und Proscke erwiderte:

„Eben Der! Excellenz vermuthen ganz richtig! Ritter Ewald Zur Linden — dieses Musterbild eines säuselnden Lyrikers und praeraffaelitischen Pinselschwingers! Er hat indes

weniger durch diese Ehren-Qualitäten, als viemehr durch seine wirklich tadellosen Parfums und genialischen Cravatten im ganzen Hause Engelhart Furore gemacht. Neulich ließ er sich dazu herbei, eine goldene Locke, die sanft in seine milde Stirn herniederträumte, sich mit eigener Hand abzuschneiden — und die verwahrt jetzt Fräulein Cordelia in einem Medaillon, das sie unter dem Herzen trägt! . . . Siehstu, mein Lieber, das sind Erfolge! Aber wenn man sich freilich die Haare so kurz schneidet wie du, da kann man einfach nicht mitconcurriren!"

Herbrand lächelte geringschätzig durch die Nase — was sich ziemlich blasirt ausnahm. Dann ließ er sich in den Schaukelstuhl nieder und begang sich leise hin- und herzuwiegen.

„Du plauderst recht hübsch!" spottete er nachlässig. „Bitte, laß dich nicht stören! Da hört man doch wenigstens, wie die Gimpel draußen pfeifen!"

Proscke rückte sich in eine vornehme Haltung zurecht.

„Excellenz wissen," sagte er offiziell, „daß ich es mir zur Pflicht gemacht habe, Excellenz zuweilen einen kleinen Vortrag zu halten, damit Excellenz über die Dinge dieser Welt einigermaßen unterrichtet seien." Und wieder im alten Ton: „Du bist nämlich gräßlich ungebildet, mein Kleiner! Die weltläufigsten Dinge weißt du schon nicht mehr! Zum Beispiel — um gleich mal 'n bischen auf den Zahn zu fühlen! — Hast du 'ne Ahnung, wer ‚Spiridion Krakuschek' ist? Nicht? Dacht' ich mir schon! Die neueste Sensationsnummer des geistigen Berlin ist ihm einfach völlig unbekannt geblieben! Spiridion Krakúschek — bitte, nicht ‚Krákuschek' zu sagen! — ist also zur Zeit der Abgott der Tafelrunde zum ‚Eisernen Drachen'! — und da sitzen bekanntlich die geistreichsten Leute von Ganz-Berlin! Wer er nun ist? Ein Böhme! Und was sonst noch?

Schwer zu sagen! Halb Musikant, halb Gelehrter! Offiziell ist er mit einem k. k. Staatsstipendium hiehergeschickt ans Physiologische Institut. Er ist nämlich Gehirn-Anatom. Und ich sage dir: delikat! die Präparate sind einfach zum Aufessen! Die übrige Zeit beschäftigt er sich vorwiegend damit, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen — eine Beschäftigung, zu der er ‚recht eigentlich' geboren zu sein scheint. Denn er ist entschieden das größte Umstürzler-Genie, das mir je vor die Augen gekommen ist! 'n Kerl, der Alles umschmeißt: Aesthetik, Wissenschaft, Gesellschaft . . . und Tod und Teufel! Euer Nitschke ist da der reine Waisenknabe gegen! Und in der Psychologie erst? Ne, hör mal, Herr Privatdozent, geh' da nur mal ruhig hin und hör ein Privatissimum! Und wenn dir dann nicht die Haare zu Berge stehen, so wird dir doch mindestens 'ne Stall-Laterne aufgehen! — Kennen lernen mußt du ihn auf jeden Fall! — und weißt du was? . . . Wir machen's gleich! Es ist jetzt Ein Uhr — da treffen wir ihn grad' noch im Institut! Wir rasseln hin, fangen ihn ab, essen bei Krziwanek zu Mittag und fahren den Nachmittag raus zu Dehmel nach Pankow! Der wird sich riesig freuen! . . . Machen wir!"

Herbrand sah sich seinen lieben Freund Proscke mal von unten nach oben und dann wieder von oben nach unten ironisch an und schüttelte darauf leise aber bestimmt den Kopf.

„Warum denn nicht?" wetterte Proscke.

„Es paßt mir nicht. . . Ich bin nicht in der Stimmung."

„Paßt ihm nicht! Wann paßt's dem hohen Herrn denn vielleicht? Launen, wie 'ne Primadonna! Oder nein: wie 'n Pfarrerstöchterchen! Ich sagt's ja schon: wie 'n Pfarrerstöchterchen!"

Allein, Herbrand blieb fest. — Es wäre ihm jetzt direkt unmöglich gewesen, sich in derlei Trubel hinein zu begeben. — Er äußerte etwas Derartiges zu Proscke.

Dieser lenkte ein.

„Nun gut, dann will ich dir einen anderen Vorschlag machen! Ich weiß nicht, ob es deinem weltabgeschiedenen Geist bekannt ist, daß wir heute Grün-Donnerstag haben, und daß der Kalender auf ‚Frühling‘ steht?! Da es sich nun in der letzten Zeit gründlich ausgeregnet hat, so sind wir berechtigt, jetzt auf schönes Wetter zu hoffen! Wie steht's also? Wollen wir zu Ostern in den Spreewald? Auf zwei, drei Tage? Wir Beide ganz allein? Da könntest du dir mal deine ausgetrockneten Lungen wieder vollpumpen, lyrische Gedichte deklamiren und, soviel du willst, Mondschein schwärmen! Dies ewige Berlin ist ja hahnebüchen! Also nicht ‚Nein‘ gesagt! Sonst pack' ich dich beim Schlawittchen, laß dich in 'nen Strohsack nähen und schleppe dich kaltlächelnd als Passagirgut mit!“

Herbrand überlegte kurz. Dann stimmte er gern und willig ein. Proscke war zufrieden.

„Bong! — Und nun will ich dir deine ‚kostbaren‘ Minuten nicht weiter ‚stehlen‘! Es bleibt dabei. Sonnabend — Coupee Erster Klasse mit Goldstreifen am Rande! — und dann wird losjejondelt! Bis dahin schlaf gut, altes Hühnchen!“

Proscke schüttelte Herbrand die Hand, fuhr dann mit allen fünf Fingern in seinen rothen Glacé, ergriff seinen, auf den Namen ‚Höllenbreughel‘ getauften Eichenstab und schwenkte sich der Thür zu. Drehte sich aber noch mal um.

„Natürlich!“ rief er. „Das Wichtigste, wie stets, hätt' ich beinah wieder vergessen! Ich hab' dir ja noch einen Gruß zu bestellen! Von einer Person, die dich zärtlich liebt, die du

aber leider schnöde vernachlässigst! Nee, Kleiner, das ist nicht recht von dir, daß du die arme Malwida Nathusius so sträflich darben läßt. Die kann deinem weichgestimmten Gemüth doch nur äußerst wohl thun — diese duftende, ätherische und ach, so schöne Seele! Aber Spaß beiseite! Ohne daß sie dir mit Liebesanträgen droht, hat Malwida Nathusius wirklich eine herzliche Sehnsucht nach dir. Bedenke doch: sie hat deinen seligen Vater noch gekannt und als Kind zu ihm Onkel gesagt! Und ihre Mutter hat — wie man wissen will — deinen Vater sogar — na, ich will Nichts sagen! . . . Aber die Tochter ist keusch — keusch wie Luna! Und du riskirst nicht das Mindeste, wenn du mal endlich wieder zu ihr hingehst! — Und damit Mahlzeit endlich! Und bessere dich, Kleiner!"

Er stiefelte mit derben Schritten wohlgemuth hinaus. Kurz darauf fiel die Flurthür krachend ins Schloß.

— — —

Herbrand lag im Schaukelstuhl und lächelte behaglich in sich hinein.

Der Besuch dieses Weltmenschen und Naturburschen — und ‚guten Kerls', nicht zu vergessen! — hatte ihn aus seinen trüben Gedanken wieder aufgerüttelt. Und er freute sich auf die Spreewald-Tour.

Bis dahin wollte er allein bleiben, dann aber gleich zu seiner lieben alten Freundin und Landsmännin vom grünen Rhein, zu Malwida Nathusius gehen. Sie war etwa zehn Jahre älter als er, Malerin, hatte veilchenblaue Augen, eine rosige Haut und dünnes weißblondes Haar. Sie war das liebste anheimelndste jungfräulichste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt — davon war Herbrand überzeugt.

Und er war ganz glücklich, das zu denken!

6.

Fräulein Malwida wollte Herbrand durchaus noch nicht gehen lassen, obgleich er den Ueberzieher schon angezogen hatte und den Hut in der Hand hielt.

Es sei erst halb Zehn. Bis Zehn müsse er bleiben. Dann werde das Haus geschlossen. Und dann dürfe er gehen. Aber nicht eher!

Und sie wollte ihm den Ueberzieher wieder ausziehen.

Herbrand wehrte lachend.

Dann setzte er sich auf einen Puff und ließ den Stock zwischen den Knieen spielen. Er fühlte sich äußerst behaglich.

Ueber Eines konnte sich Fräulein Malwida noch immer nicht beruhigen: Daß Herbrand, als er um sieben Uhr zu ihr heraufgekommen war, durchaus nichts von Maja Stern bemerkt haben wollte. Er müsse ihr doch unbedingt auf der Treppe begegnet sein.

Herbrand zuckte die Achseln. Dann sagte er höflich:

„Ja, ich erinnere mich, es raschelte mal ein Kleid an mir vorüber, und ich hörte auch was mit leichten Schritten die Treppe herunterkommen. Aber das Gas war noch nicht angezündet, und es war schon ziemlich dunkel. Außerdem kenne ich ja die Dame auch gar nicht. Eine Jüdin, vermuthlich?"

„Aber nein!" rief Malwida Nathusius und schlug im

Eifer die Hände zusammen. „Das blondeste germanischste Mädchen auf der Welt! Keine Spur von einer Jüdin!"

„In meinen Augen wäre das kein Verbrechen," erwiderte Herbrand kühl.

„Verbrechen! Verbrechen?!" sagte Fräulein Malwida pikirt. „Davon ist doch gar nicht die Rede. Aber Maja Stern, trotz ihres Namens, gehört nun mal nicht zum auserwählten Stamm! Und doch ist sie eine Auserwählte, — eine Auserwählte des Himmels! Das reinste, frischeste, hellste Naturkind, das mir jemals begegnet ist! Und mit einer Stimme, die klingt wie süßer Glockenklang! schon beim bloßen Sprechen! und erst beim Singen —! Herbrand, die müssen Sie mal singen hören!"

„Ich mache mir soviel nicht aus Gesang," sagte Herbrand trocken.

„Sie würden's lernen, ganz gewiß würden Sie's lernen!" erwiderte Malwida eifrig.

Herbrand sagte, und dabei lächelte er sehr höflich:

„Ich bin nun mal so'n komischer Kerl, daß ich mich mehr für Malerei interessire. Das ist eine ganz besondere Schwäche von mir. Ich gehe sogar soweit, zu behaupten: daß in keiner Kunst Dasjenige, was wir Modernen wollen, so klar und gebieterisch zum Ausdruck kommt als in der der Farben und der zarten, gleichsam verschwindenden Linien: ich meine jene letzte, aus dem untersten Unterbewußtsein auftauchende Sensibilität, die wie ein Hauch über unsere Seelen hingleitet und wie ein Traum sie bewegt! . . ."

Fräulein Malwida lächelte geschmeichelt.

„Sie wollen mir gewiß etwas Angenehmes sagen" —

flüsterte sie, und erröthete wie ein junges Mädchen. „Aber für solche Komplimente sind wir doch schon zu alte Freunde . . .“

Herbrand schloß flüchtig die Augen, lächelte gleichfalls und sagte:

„Wozu ‚Komplimente‘? Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich Ihre Kunst liebe — wirklich im besondersten Sinne, Ihre Kunst! . . . Wenn ich so auf Ihre dekorativen Studien blicke — wie sich die Linien so zart-symbolisch durcheinanderschlingen, in Kombinationen und Windungen, wie sie keine andere Zeit gekannt hat — oder wenn ich Ihre Farben betrachte, diese erlesene Verbindung von gedämpftem Grün mit mystisch-tiefem Blau, ein wenig vorwitziges Gelb oder sprühendes Roth dazwischengesprengt — bis dann schließlich die wallende Tonbewegung in einem fast Schwarz zu nennenden Violett harmonisch verebbt — — ja glauben Sie mir: dann fühle ich auch ohne Worte — und wohl grade erst weil die Worte fehlen! — ich fühle das tiefste und eigenste Sehnen unserer Zeit, jene vielleicht sehr unbedeutende, aber uns selbst so unendlich theure Nüance menschlichen Fühlens, die unser eigenstens Eigenthum ist — gleichsam das verborgene Winkelchen, in dem wir uns ganz heimathlich, ganz aufrichtig, und darum im tiefsten Grunde ‚glücklich‘ wissen — Das, was mit uns gekommen ist und mit uns vergeht und doch als Welle den Ozean macht — Etwas, wofür wir ein stolzes Wort geprägt haben: Neuland der Seele . . .“

„Ach, Ihr Seelensucher!“ sagte Fräulein Malwida neckend. „Ihr Seelenriecher! Ihr seid ja Alle miteinander viel zu geistreich!“

Mit nachdenklichem Ernst erwiderte Herbrand:

„Vielleicht — weil wir nach Worten suchen, wofür doch

Worte niemals ausreichen: für das ewig Unaussprechliche, ewig Flüchtige, ewig Wandelbare — das überall da ist und nirgends zu greifen — niemals losläßt und ewig ferne schwebt — sirenenhaft winkt und medusenhaft wehrt — das verschleierte Sais-Bild unserer Seele . . . Danach zu suchen ist uns Qual und Lust zugleich — und auch das Finden ist Lust und Qual . . . Doch im verschwiegenen Abbild es dunkel zu ahnen, senkt uns in selige Vibration . . . Und die spüre ich, liebste Freundin, im Anblick Ihrer Kunst . . ."

Herbrand schwieg und wiegte leise-lächelnd den Kopf. Das Sprechen bereitete ihm eine eigenthümliche Wollust. Etwas von Gesundheit, Kraft und Lebensfreude drang in ihn ein, indem er sprach. Zum ersten Mal, seit jenem schmerzlichen Erlebniß, empfand er diese eigene Wonne. Sein ganzes Gesicht veränderte sich. Hoffnung blitzte aus seinen Augen.

Ohgott! dachte er. Warum quälen wir uns im Leben? Es ist doch so unerschöpflich-reich an neuen Möglichkeiten!

Behaglich blickte er sich in dem traulichen Raume um, der in einem weich-gedämpften Lichte schwamm, das keinerlei Conturen aufdringlich hervortreten ließ. Und drüben in dem vorgebeugten Eckspiegel schwankte das Ganze noch einmal etwas heller im Ton, ihm entgegen und weckte märchenhafte Vorstellungen. Er blickte Malwida an, die ihr schmales bleiches Gesicht lächelnd zur Seite beugte. Er fühlte, wie gut er ihr war, wie beruhigend sie auf ihn wirkte. Und er war ihr dankbar für ihre Existenz.

„Sie sind so reich," murmelte er, „und wissen es nicht!" Etwas Feuchtes stahl sich in seine Augen.

Wie halb verstört blickte Malwida zu ihm auf. Doch gleich wuchs in ihren Zügen eine milde Schalkhaftigkeit.

„Herbrand!“ rief sie leise. „Was ist Ihnen? Werden Sie sentimental?!“

„Nein, ich fühle mich blos glücklich,“ sagte er und drückte ihr warm die Hand.

Malwida erwiderte den Druck mit lebhafter Innigkeit. Dann schlug sie ihre hellen Augen auf und blickte schwärmerisch zum Atelierfenster hinaus, als schaue sie in ferne Himmelsreiche...

Darauf sprachen sie mal wieder von ihrer Heimath, dem schönen Rheinlande. So lange war Herbrand nicht dort gewesen! Er war schon fast ganz zum ‚Berliner‘ geworden. Aber Malwida ging jeden Sommer hin und malte. Sie wohnte dann bei ihrer Mutter, in einem Dorf am Fuße des Siebengebirges. Schräg gegenüber lag Herbrands vielgeliebtes Bonn. Davon sprachen sie jetzt, und alte Erinnerungen stiegen vor ihnen auf.

Plötzlich erhob sich Herbrand, um zu gehen.

„Sie gehen? Und wann kommen Sie wieder?“

„Bald. Fühle ich mich hier doch wie zuhause.“

Er ging. Malwida geleitete ihn hinaus, auf den Treppenflur. Dort schüttelte sie ihm treu und herzlich die Hand. Aber gleich darauf schlug sie die Augen wie in Verlegenheit nieder. Sie war doch ein recht unscheinbares altes Mädchen!

Und sie lehnte sich auf das Treppengeländer, schräg von der flackernden Flurlampe beschienen, und sah wie er hinunterging. Sie beugte sich mehr und mehr vor, als wolle sie keinen seiner Schritte verlieren. Dann richtete sie sich wieder auf, lächelte wehmüthig-zärtlich, ging hinein und schloß die Atelier-Thür hinter sich zu.

— — —

Herbrand kam auf die Straße.

Eine leise Unruhe zog aufs neue in ihn ein.

Er fühlte das Bedürfniß, sich hätscheln zu lassen, fast wie ein Kind, das nach der Mutter verlangt.

Dann dachte er plötzlich an Lucien . . .

Die Gedanken wurde er doch noch lange nicht los . . .

Langsam schlenderte er dahin. Von der Mittelstraße in die Friedrichstraße, und so allmählich, durch schiebendes Gedräng, nach den im weißblauen Licht elektrischer Bogenlampen sich feierlich dehnenden „Linden".

Er duselte und träumte.

Die Gedanken spukten in ihm weiter.

Ja, die wurde er noch lange nicht los! . . .

Auf der Spreewaldtour waren sie leise und stetig um ihn herumgekreist. Anfangs . . . als Proscke noch bei ihm war, und unaufhörlich Ostergäste die Wege kreuzten . . . wie in dumpfer Bedrängniß, zuweilen peinigend — später . . . als er noch eine Woche lang allein zurückblieb . . . wie ein lindes Leid, das fast so wohlthuend ist wie ein schweigsamer Freund, mag es sich auch manchmal zu dumpfem Groll erheben! . . .

Ein hoher Lichtbogen wölbte sich zur Seite: die Passage—

Sofort mußte Herbrand denken, wie er vor kaum zwei Monaten Lucien dort begegnet war, ganz unvermuthet, um die Mittagsstunde. Er kam mit Thea Engelhart und mit seiner Cousine Betty Vages, ging in deren Mitte, plauderte harmlos und vergnügt. Da war plötzlich Lucie ihnen entgegengekommen, allein, im schwarzen Kleide. Sie stutzte ein wenig, fast unmerklich beim Anblick der beiden Damen, die sie nicht kannte. Ein interessirtes flüchtiges Fixiren, dann sehr schnell eine hochmüthig-gleichgültige Miene! Der Gruß — sehr liebenswürdig, doch ein wenig abgemessen. Und im Nu

war sie verschwunden. — Tags darauf, als er zu ihr kam, hatte sie der Begegnung mit keinem Worte Erwähnung gethan. Aber aus einigen ganz vagen Andeutungen hatte Herbrand doch herausgespürt, daß sie sie nicht vergessen hatte und daß sie vielleicht —

Hm! der Gedanke hatte etwas Kitzelndes für ihn: daß die stolze haltungsvolle Lucie vielleicht ein wenig — eifersüchtig gewesen war! Fast spürte er darum ein wenig Mitleid mit ihr — und eine weiche Wärme wuchs in ihm empor — Er hätte Lucien jetzt gerne bei sich gehabt, um ihr zu sagen, daß er ihr nicht zürne, und um ihr versöhnlich die Hand zu drücken.

Grelles Licht aus Kaufläden fiel von der Seite auf ihn hin. Unwillkürlich wandte er die Augen. Da gewahrte er zwei fremde Augen, die ihn forschend fixirten. Er vermochte, weil grade Leute vorüberkamen, nicht gleich zu erkennen, wem diese Augen gehörten. Dann aber sah er ein Mädchen, ein billig herausgeputztes Bürgermädchen; sah ein keck-gemüthlich Mäulchen und ein schnippisch Näschen, und — Herrgott! das war ja ‚Puzzel'! Verflirt, Klärchen Putzey, mit der er vor 'nem halben Jahr mal ein flüchtiges Techtelmechtel gehabt hatte — und die er dann fortgeschickt hatte, weil — — Nein, mit Der mochte er jetzt am wenigsten zusammentreffen! Und hastig ging er vorüber. Die Ohren brannten ihm roth.

Daß die ihm auch jetzt grade in die Wege laufen mußte!

Klärchen Putzey, genannt ‚Puzzel'!

Was ging ihn Die überhaupt noch an?

An Lucien wollte er denken und an — — Ja woran hatte er doch grade gedacht? Eben als Die — die, die Dingsda vorüberkam?!

Hähähä, er mußte lachen!

Wie sie ihn angesehen hatte! Mit diesen halb werbenden, halb hochmüthig thuenden Augen, grade wie damals — als er sie durch seinen Freund Werner kennen gelernt hatte. Der hatte sie ihm dann einige Wochen später, nachdem er seinen ‚Assessor‘ gemacht hatte, als Erbtheil gewißermaßen hinterlassen. Sie war ein biederes kleines Mädchen gewesen, that gern furchtbar gebildet, weil sie in einem schlesischen Nonnenkloster erzogen war, und konnte schrecklich viel Käsestullen essen, eine solche Menge und mit solch drolligem Appetit, daß man gar nicht begreifen konnte, wo die bei der kleinen Person alle blieben!

Kreuzsakra noch mal! Nun dachte er doch wieder an dieses dumme Weibsbild, wo er doch — Ja er fühlte einen so komisch-feierlichen Antrieb, jetzt grade an Lucien zu denken — als ob er es sich schuldig sei, seinen Schmerz zu kultiviren! Das war ja vielleicht — albern, war posenhaft! Aber jedenfalls — an Klärchen Putzey brauchte er darum doch nicht zu denken!

Ein eigenthümliches Gefühl, wie von Scham stieg in ihm auf — die vielen Menschen begannen ihn zu stören — das helle elektrische Licht wurde ihm lästig — — er bog in die kleine Mauerstraße ein, die sich gerade dunkel neben ihm öffnete.

Hier würde er ruhiger werden.

Und er zwang sich, mit gemessenen Schritten seines Weges zu gehen.

Als er eben in die Behrenstraße einbog, stand — Puzzel wieder vor ihm.

Sie lachte ihm schelmisch ins Gesicht.

Er stutzte und runzelte unwillkürlich die Stirn.

Aber, ohne sich daran zu stören, faßte ihn Puzzel schlankweg unter den Arm.

„Guten Abend, Dökterchen!“ sagte sie und kicherte verschmitzt. „Du wolltest mir durchbrennen. Aber hier bin ich. Ich bin dir ein bischen entgegengebummelt.“

Sie machte ein paar drollige verliebte Augen.

Herbrand wollte ägerlich werden. Aber, er mußte sich auf die Zähne beißen, um nicht zu lachen.

Sollte er nun das hübsche junge Ding „mit harten Worten anfahren“ und seiner Wege schicken?

Den Pedanten spielen?

Eine Rolle, die ihm in diesem Moment grade am wenigsten ‚lag‘!

Er spürte, wie sie ihn neckisch mit dem Ellbogen in die Seite stieß.

Vorsichtig schielte er zu ihr hinüber.

Sie war chicker geworden, sah freilich auch ein bischen leichtfertiger aus.

Da plauderte sie schon auf ihn ein — ganz als ob sie ihn gestern zuletzt gesehen hätte, zuthulich, gemüthlich.

Sie war wirklich ein natürliches, nettes Ding.

Und wie er ihre Hand jetzt auf seinem Arm fühlte, da konnte er's nicht unterlassen, die kleine Patsche ein bischen zu drücken.

Und so setzten sie sich ganz von selber langsam miteinander in Bewegung, die Straße hinunter. . .

Puzzel blickte zärtlich zu Herbrand auf — und lächelte verständnißinnig.

7.

Ein Uhr Nacht war vorüber, als Herbrand zu Hause wieder anlangte.

Er fühlte eine wunderliche Unruhe im Blut, war durchaus nicht schlafbedürftig.

Durchs Arbeitszimmer durch ging er in die Schlafstube, stellte das brennende Wachslichtchen auf die Nachtkommode, öffnete das Fenster und blickte hinaus, mit weiten Nüstern die Nachtluft einsaugend.

Der Sternenhimmel glitzerte über ihm. Ein leises Wehen ging durch die Luft, wie der Athem Gottes. Die Sterne blinzelten, aus blau-dunstiger Höhe, gleich neckischen Kinderaugen.

Auf dem Platz brannten nur sparsam die Laternen. Hier und da hallte ein eiliger Schritt übers Trottoir, verlor sich rasch um die Ecke.

Bäume und Sträucher, von jungen Laubschleiern übersponnen, wiegten sich lüstern hin und her und raschelten sacht. Jetzt brachen Tausende von neuen Keimen auf, und zarte Blättchen entfalteten sich und streckten die Spitzen in die Luft. Ueberall schwoll und drängte das Leben, in der Stille der Nacht. Milliarden treibender Säfte quirlten in fiebersüßem Wogen empor. Und Milliarden rückten nach, von saugenden Wurzeln heraufgestoßen.

Heiliges Weben und Werden, heilige Liebe ringsum ausgegossen, die Unendlichkeit des Lebens in magischer blendender Fülle . . .

Ein leiser seliger Taumel durchbebte Herbrand.

Noch fühlte er das Glück der Umarmungen, die er eben erst genossen.

Blind hatte er sich hineingestürzt, dann jäh sich losgerissen. Sein Herz hatte plötzlich heftig aufgepocht. Schnöde Reue und düstere Scham hatten in ihm hochgewollt. Verwirrt war er von dannen gegangen.

Und jetzt stand er hier oben am Fenster, sog den Balsam der Nacht in sich ein und fühlte sich unschuldig, ruhig und licht. Mit allem Dem da draußen wußte er sich innerlich so tief verbunden. Den großen Pulsschlag, der durch die Natur ging, fühlte er rhythmisch auch in sich. Er stand da, hatte die zitternden Augenlider geschlossen, die Nasenflügel herabgedrückt und den Mund leise geöffnet.

Ihm war jetzt zu Muth, als halte eine weiche Hand seine Stirn umschlossen, scheuche alles Brandende behutsam zurück, und wecke in ihm ein mildes friedsames Sinnen.

Luciens Gestalt, die ihn eine halbe Stunde zuvor förmlich erschreckt hatte, tauchte jetzt lind und lieblich wieder auf, schwebte wie ein Engel an ihm vorüber, verschwebte sacht im höchsten Dämmer der bestirnten Nacht.

Lautlos trat Herbrand vom Fenster zurück.

Das Wachslicht war niedergebrannt. Schweigendes Dunkel umfing ihn.

Er schritt ins Nebenzimmer und zündete sich die Lampe an. Ans Schlafengehen dachte er nicht.

Er setzte sich vor seinen Schreibtisch.

Lehnte sich bequem zurück in dem hohen Lutherstuhl.

Und abermals dachte er an Lucien.

Er ließ sich ruhig tragen von den kommenden und gehenden Empfindungen. Jegliches wirre Begehren war tief in ihm versunken. Er dachte an sie wie an eine ferne todte Freundin, die still im Grabe liegt, und der man ein gutes Andenken bewahrt. So mochte auch sie in seltenen Stunden des verschollenen Geliebten gedenken, halb in vager Sehnsucht, halb mit bewußtem Verzichten . . .

War er nun wirklich nichts als ein blöder Thor gewesen, daß er die anderthalb Jahre seines Lebens an Nichts als diese Leidenschaft gesetzt hatte? Auch darüber dachte er jetzt milder.

Vielleicht hatte ihn diese „Verirrung" richtiger geführt, als er's mit ausgeklügelter Weisheit sich hätte vorsetzen können!

Und so sehr er unausgesetzt an sich gegrübelt, zergliedert und beobachtet hatte, eine ungekannte Macht hatte dennoch hinter ihm gestanden, die ihn unmerkbar-leise zu ihren Zielen geführt hatte.

Wohl dem Weisen, der noch Thorheit in sich hat!

Und darum wollte auch er sich selber nicht schelten — er wollte Alles als ein Nothwendiges betrachten — wollte seine Irrungen in Erkenntnisse ummünzen.

Was er gelebt hatte, das war sein Eigenthum — und er wollte ein treuer Verwalter seiner Lebenshabe sein.

Ruhig und stark hefteten sich jetzt abermals seine Augen auf den schwarzen Schrein, der so Werthvolles für ihn barg. Er glaubte es zu fühlen, daß sein Herz jetzt nicht zitterte.

Und er streckte die Hand abermals aus. Er nahm den Kasten; öffnete ihn, entnahm ihm seine Bürde.

Er stapelte die Papiere vor sich auf — es war ein ziemlich beträchtlicher Stoß.

Dann begann er sie langsam zu ordnen.

Bedächtig ließ er die einzelnen Blätter durch seine Finger gleiten.

Aus den Schriftzeichen quollen ihm die Erlebnisse entgegen. Aber er sah sie an wie fremdes Schicksal.

Kaum eine blasse Neugierde regte sich in ihm.

Er ging an diese Lektüre wie an das Studium einer wissenschaftlichen Arbeit.

Da hatte er den Anfang vor sich: seine erste Begegnung mit Lucien auf der Hochzeit eines Vetters. Die lag jetzt um mehr als zwei Jahre zurück.

Und während gelassener Ernst auf seinen Antlitzzügen lag, begann er beim Schein der nächtlichen Lampe still für sich zu lesen. . .

8.

— — Also gestern endlich Achims Hochzeit. Die Braut ganz in Thränen zerflossen. Der Brautvater salbungsvoll-geknickt. Der Prediger, hinterher bei Tisch, mit einem Anflug von gemüthlichem Cynismus. Er schien mir übrigens die vernünftigste Person von Allen. Die Anderen saßen wie bei einem Leichenschmaus.

Die Berliner imponiren mir! Die verstehen Feste zu feiern!! Brrrr!!!

Mir schräg gegenüber eine junge Wittwe. Interessantes Gesicht, so was Frömmlich-Kokettes. Sehr schöne Augen, mit einem matt-lüsternen Trauerschleier drüberhin. Das heißt: diese Augen konnten bei Gelegenheit auch sehr klar und vernünftig blicken. Einmal sogar blitzte es wie muthwillige Ironie darin auf. Sakra, wurde das Weib da schön! Ich glaube, sie hat den bewundernden Blick, den ich ihr zuwarf, sehr wohl aufgefangen.

Nachher, als die Tafel aufgehoben wurde, war sie bald, ach bald, verschwunden.

Schade! Ich hatte bei Tisch kaum ein paar Worte mit ihr wechseln können.

Na, und dann standen wir noch, eine Stunde lang oder zwei, an den Wänden und in den Ecken herum und langweilten uns mit gutem Anstand.

Als wir gingen, lud mich ein Assistent vom hiesigen Museum zu sich in den Wagen ein. Wir fuhren ins Café Bauer.

Später saßen wir noch bei Hiller zusammen. Dort traf der Assistent einige Freunde. Es war ganz lustig.

Als wir gegen zwei Uhr ins Café Bauer zurückkehrten, fragte ich den Herrn Doktor — er ist ein sehr moderner, schneidig-eleganter Herr! — nach der schönen Wittwe. Er hatte bei Tisch neben ihr gesessen und schien sogar ein wenig intim mit ihr zu sein.

Da wurde der Mann merkwürdig zugeknöpft — kühl — fast beleidigend. „Ist nicht viel los!" sagte er. Höchst geistreich, ein paar Mal hintereinander: „Ist nicht viel los!"

Wieso nicht viel los sei, erfuhr ich nicht. Genug, der Assistent war verstimmt. Er sah „beinahe" so aus wie jemand, der einmal gründlich abgeblitzt ist.

Zum mindesten aber hörte ich den Namen der Dame, den ich natürlich wieder vergessen hatte. Sie ist eine Frau Lucie Mörner, geb. Freiin von Frantzius. Ihr Seliger war Professor an der Technischen Hochschule.

* *
*

Das war also die erste Begegnung. Ahnungslos wie immer. Auf seinen Scharfsinn brauchte er nicht gerade stolz zu sein.

Jetzt kamen verschiedene Blätter, die so dazwischen gerathen waren. Sie bezogen sich auf alles Mögliche: Eindrücken und Stimmungen. Herbrand überflog sie und legte sie dann beiseite.

Hier ein Blatt, das sich mit seinen akademischen Aspirationen beschäftigte:

— — Der Teufel hol' das Sich-Habilitiren! Seit dreizehn Monaten büffle ich nun über meiner dummen Schrift „Spinozistisches bei Hume.“ Anfangs erschien mir die Sache verteufelt-einfach. Ich schämte mich beinah. Dann wurde sie immer toller, verwickelter. Und jetzt seh ich ein: wenn ich nicht einen Gewaltstreich wage, bring ich's nie zu einem Abschluß. Und ich will jetzt fertig werden. Weißgott, ich will es. Ich interessire mich für diese alten Knöppe nicht mehr. Wir haben eigene Probleme heut. Und man ist doch nicht blos deshalb „Philosoph“, um — Geschichte der Philosophie zu treiben?! —

* *
*

Hm! diese widerspänstige Note gefiel ihm. Sie zeugte von Instinkt. Aber weiter! Wann war's doch, daß er Lucien wiedertraf? Damals doch auf jener Herbstgesellschaft! Aha, da kam's schon:

* *
*

— — Wer hätt's gedacht?! Ich hab' meine schöne Wittwe noch einmal wieder gesehen!

Es ist fast ein halbes Jahr her, seit ich sie auf jener Hochzeit flüchtig traf.

Hab' ich nun während dieser Zeit an sie gedacht? Ja und Nein.

Ich hab' an so vieles gedacht. Aber auch an sie. So mit einer gewissen dummjungenhaften Scheu, und dann auch wieder mit dem ganzen Dünkel des Philosophen.

Gestern Abend also — in einer kleinen Gesellschaft bei

Curtius — tauchte sie plötzlich auf. Sie war ganz schwarz gekleidet, trug nur eine dunkelrothe Rose vorn an der Brust. (Die anderen Damen tragen sie jetzt alle an der Schulter.) Ich hatte sofort das Bild wieder vor Augen, von damals, auf der Achim'schen Hochzeit. Ich sah genau einen bestimmten Moment.

Ich hatte einen kleinen Speech gehalten, auf die Brautjungfern, oder was weiß ich. Danach ging ich herum, als „gefeierter Redner", und stieß mit den „Festgenossen" an. Ich kam auch zu ihr. Ich stutzte — dumm! denn ich hatte sie doch längst schon gesehen, sogar heimlich beobachtet! — aber wie wir uns zum ersten Mal Auge in Auge blickten . . . da stutzte ich! Ich war ordentlich verlegen. Und ein bischen war sie's auch. Eine zarte Röthe war in ihr Antlitz gestiegen. Doch lächelte sie äußerst scharmant und bog, als wir miteinander anstießen, mit damenhafter Grazie, doch fast ein bischen schwermüthig, den schönen Kopf. Im schwarzen Haar trug sie einen perlengeschmückten Goldreif. Der blitzte mir entgegen. Und hinten im Hals, wie er sich neigte, sah ich den seidenen Saum eines entzückenden Spitzenfichus.

Ich glaube, ich machte in dem Augenblick ein höchst feierliches Gesicht. Feierlich und ein bischen dumm!

— Sonderbar! Diese Begegnung sah ich vor mir, als ich Frau Lucien jetzt zum zweiten Mal gegenübertrat.

Ich verglich sie mit der damaligen eleganten Hochzeitsdame. Sie kam mir fast ein wenig spießbürgerlich dagegen vor.

Nein! pfui! das Wort ist so häßlich! Und doch, es lag so ein Hauch von Kinderstube über ihr, und ich hatte nicht die mindeste Sensation von Frauenduft. Auch sah sie ein wenig

blaß und leidend aus, und ich mußte bemerken, daß ihre Lippen gesprungen waren.

Sie suchte übrigens durch ihr Benehmen diesen Eindruck Lügen zu strafen. Sie war lebhaft, liebenswürdig und witzreich.

Ich glaubte herauszufühlen, daß sie mich so wenig erwartet hatte als ich sie. Ich spürte genau: es kam ein Moment, wo sie mit sich unzufrieden war, daß sie nicht besser Toilette gemacht hatte. Auch ihre Frisur war — nicht gerade nachlässig, aber doch ein wenig lodderig. Sie versuchte wiederholt eine Strähne, die ihr hinten losgegangen war, ins Haar wieder zurückzustecken. Ich sah's, und war boshaft genug, mich zu freuen.

Zudem hatte sie die taktische Unvorsichtigkeit begangen, mir gleich beim ersten Wiedersehen zu gestehen, daß sie sich genau meiner erinnere. Sie führte sogar einen Satz aus meiner damaligen Tischrede an, dessen ich mich nicht weiter zu entsinnen vermochte. Sie aber wußte ihn auswendig.

Ja, das war sehr unvorsichtig, meine schöne Lucie. Und daraus merkte ich, daß du „nicht vorbereitet" warst und trotzdem an mich gedacht hattest. Wie hättest du sonst dein Pulver so rasch verbrannt? Das hast du dir auch selber bald gesagt und dir im Stillen Vorwürfe darüber gemacht. Es war dein geheimer Kummer an diesem ganzen Abend — das — und die nicht völlig tadellose Toilette! Gerade darum warst du so lebhaft — so sprühend — und so lustig! Ich sollte nichts merken. Schön! — und ich merkte auch nichts!

Ganz zum Schluß führten wir ein sehr ernstes Gespräch — über die Autonomie des Individuums. Sie hat Nietzsche gelesen.

Aber — sie macht ihm Opposition! Sie macht überhaupt

allem Modernen Opposition. Ihr Ideal ist die italienische Renaissance.

Ganz klug bin ich noch nicht aus ihr geworden. Aber sie hat mich eingeladen, sie zu besuchen. Ich soll ihr den neuen Bourget bringen.

Vedremo!

9.

Herbrand las weiter — er kam jetzt in Zug —:

— — Ich versank beinah in den Fauteuil. So groß und schwer und ausladend war er.

Und da saß sie mir nun gegenüber, lächelnd doch ernst.

Sie saß auf dem Sofa, in der Ecke neben dem Fenster. Aber es fiel kaum ein Streifchen gedämpftesten Lichtes auf sie. Es war überhaupt in dem ganzen Zimmer fast feierlich-dunkel. Am Fenster hing ein doppelter Store, von dunklem Plüsch überwölkt. Die drei Zimmerthüren waren durch schwere Portieren vollständig verdeckt. Kein Laut von außen drang herein. Auch der Teppich am Fußboden war weich und schwer und dunkel.

‚Die Fittige tiefen Schweigens ruhen über Allem‘ — ging es mir durch den Kopf. Ich wußte sofort, daß in diesem drückend-vornehmen Raum noch nie ein lautes Wort gesprochen worden war.

Zwischen uns stand ein Tisch, auch nicht grade ein zierlicher Gesell. Bildermappen und Bücher lagen darauf. Etwas zur Seite stand die Photographie eines ältlichen bärtigen Herrn, in schwülstigem Goldrahmen. So ehrt man einen Toten, mußt' ich denken, wenn man ihn nicht liebt!

Dann sprachen wir mit einander. Etwas gezwungen, obgleich ich mir Mühe gab, einen leichten Ton anzuschlagen.

Sie war sehr korrekt, auch im Anzug, ganz die kühle Weltdame, die einen Herrn, den sie erst flüchtig kennt, zum ersten Male bei sich empfängt.

Gegenüber in der anderen Zimmerecke, sich verlierend in fast undurchdringliches Dunkel, stand ein mächtiger Konzertflügel. Eine grüne Plüschdecke war schwer darüber hingebreitet. Eine Palme stand darauf mit breiten Fächerblättern, die tief herabnickten. Dann abermals Photographien, einige Tanagrafiguren und, ziemlich achtlos zusammengeschachtelt, ein Stoß Noten.

Ich fragte, ob sie musikalisch sei.

Sie verneinte.

Aber ihr verstorbener Gatte sei ein recht tüchtiger Klavierspieler gewesen. Sie deutete mit den Augen auf den bärtigen Herrn, dessen Bild zwischen uns auf dem Tische stand.

Später zeigte sie mir Photographien, aus dem Salzkammergut und aus Italien, auch einige aus Algier. Sie zog dabei einen Store zurück. Trotzdem war es so wenig hell im Zimmer, daß mir das Sehen keine Freude machte. Sie erläuterte alsdann die Bilder, in lässig-eintöniger Weise und in etwas buchmäßigem Deutsch. Sie kam mir dabei vor wie ein Museumskastellan, der unintereſſirt sein Pensum herunterleiert.

Ich langweilte mich.

Ob ich wohl noch einmal wieder herkomme? — mußt' ich denken.

Und zugleich dacht' ich: Das ist nun schon ihr drittes Gesicht! Jetzt bin ich auf das vierte gespannt!

Ich brauchte auf das vierte Gesicht nicht lange zu warten. Als ich gehen wollte und den Hut schon in der Hand hatte, fragte sie ganz unvermittelt:

„Wollen Sie denn meine Tochter nicht kennen lernen?“

Ihre Tochter? Jaso, sie hatte eine Tochter! Fast merkwürdig erschien mir das. Hatte sie nicht sowas Iphigenienhaftes in ihrem Wesen?! Und konnte „Iphigenie‘ eine Tochter haben?

Ich war ein wenig neugierig.

Ließ mich also ins Nebenzimmer führen.

Gleich das Oeffnen der Thür bot eine Ueberraschung.

Dieses Zimmer war groß, hell und luftig. Es hatte drei Fenster, und vor jedem Fenster stand ein Blumentisch. Von der Decke hing ein buntüberhauchter venezianischer Glaslüster herab, klirrte uns lustig entgegen, schien beinahe auf uns zuzuschwanken. Der Fußboden war glatt gebohnt, so daß ich fast ausgeglitten wäre. Blos hinten im Zimmer, unter einem kleinen Sofatischchen lag ein mäßig großer freundlicher Teppich. Ueber dem Sofa hing ein Bild der Hausherrin im Kostüm der Maria Stuart.

Frau Lucie schritt rasch durch das Zimmer und öffnete dann eine zweite Thür.

„Dela!“ rief sie.

Es kam jedoch keine Antwort.

Frau Lucie wurde ungeduldig.

Sie ging ins Nebenzimmer. Ich hörte eine dritte Thür schlagen. Dann einen halblaut geführten Disput zwischen der Herrin und dem Dienstmädchen. Zuweilen eine Kinderstimme, hell und trotzig dazwischen.

Jetzt kam Frau Lucie zurück, an der Hand — — Ja, dieses Kind däuchte mich noch schöner, noch eigenartiger als die Mutter. Es lag — ach, eine so bezaubernde Urwüchsigkeit lag in diesem Kind! Ein einfaches Kittelchen hing um die jungen Schultern. Die Haare zottelten verwildert ums Gesicht. Auf

der linken Backe lachte ein Schmutzfleck. Aber das Mäulchen war gar nicht freundlich, war ein wenig verzogen. Und doch — dieser Lichtstrahl über dem Ganzen! Ein voller siegesgewisser Blick, der diesmal nicht blos gütigen, nein stolzen Mutter Natur!

Ich nahm anstandslos das Kind in meine Arme und gab ihm einen Kuß.

Es schien verwundert, war aber keineswegs unangenehm berührt.

Frau Lucie, als sie mich das Kind küssen sah, erröthete.

„Das ist Onkel Horst,“ sagte sie. „Du mußt immer recht lieb zu ihm sein, Dela.“

Und dann lud sie mich ein, aufs neue Platz zu nehmen.

Dela stand an ihre Kniee geschmiegt und sprach ab und zu etwas dazwischen. Sie kam auch einmal zu mir und setzte sich auf meinen Schooß. Ich fragte sie, wie alt sie sei. „Sieben Jahre!“ gab sie zur Antwort.

Worüber wir uns alles unterhielten, weiß ich nicht. Aber es war mit einem Mal ein harmloser gemüthlicher Ton da. Es verstand sich auch ganz von selbst, daß ich zum Thee blieb. Der wurde im Nebenzimmer eingenommen, nicht in jenem dunklen Salon, sondern in einem braungetäfelten Eßzimmer, in dem vortreffliche alte Bauernmöbel standen, von blanken Zinn- und rothen Kupfergefäßen malerisch durchblitzt.

So zeigte jedes Zimmer seine eigene, eine neue Physiognomie. Nur die Physiognomie des Ganzen blieb mir ein wenig räthselhaft.

Später kam noch eine Dame zu Besuch, die sehr viel vom Theater sprach.

Daraufhin empfahl ich mich. Aber — ich werde wiederkommen!

* * *

— — Die kleine Dela!

Ich hab das Kind immer lieber.

So zuthulich ist's zu mir, so kameradschaftlich fast.

Es nennt mich ‚Onkel' und thut, als kennten wir uns schon seit Lebzeiten.

Aber mit der Mutter ist das Verhältniß ein wenig lau.

Ich glaube, Mutter und Tochter fühlen sich als zwei verschiedene Wesen.

Sie gleicht auch der Mutter nur wenig.

Nur die Schönheit — die Schönheit — ist ihnen gemeinsam.

Aber die Schönheit der Tochter ist anders als die der Mutter.

Das fühl' ich immer tiefer.

Zuweilen sagt Frau Lucie statt ‚Dela' den vollen Namen: Adelaide! Dann, fühl ich, ist ihr das Kind besonders fremd.

Der Name ‚Adelaide' stammt vom Vater, dem verstorbenen Professor.

* * *

— — Sie nennt sich eine Heidin. Ich suchte ihr aber auseinanderzusetzen, daß sie eine Christin sei.

Wirklich, sie kommt mir vor, wie eine vornehme Römerin des zweiten oder dritten Jahrhunderts, die für das ‚Zeitalter des Perikles' schwärmt und sich dabei gar nicht bewußt wird, daß aus ihrer Schwärmerei blos eine romantische Sehnsucht nach irgendwas Ideal-Fernem, Unerreichbarem spricht. Jene

große glänzende Vergangenheit erscheint ihr gar nicht als eine Realität, die irgendwann einmal war, sondern sie ist ihr ein bezaubernder schmeichelnder Traum, dessen unirdische Linien gerade den berückendsten Reiz ausüben.

So schwärmt Lucie für das Quattro Cento, zumal für Donatello. Dabei würde sie nichts mehr fürchten als unter rücksichtslosen Quattrocentisten und Donatello'schen Kraftmenschen etwa — leben zu müssen. Was sie an ihnen liebt, das ist, daß sie ihr im Vergleich zu unserer Zeit so unmöglich erscheinen. Sie sind ihr ein Mittel um der Gegenwart — die sie als eine echt romantische Natur verachtet — nach Möglichkeit zu entfliehen.

So schafft sie sich durch illusionäre Vorstellungen von der italiänischen Renaissance einen ästhetischen Rausch — der nicht frei ist von pikantem Gruseln. Das Naiv-Robuste junger Heldenlümmel à la Sankt Georg entzückt sie in der Vorstellung, daß es für uns heute — todt ist. Und ihre anderen Lieblinge, die Malatesta, Medici, Sforza, und Borgia gar, was sind sie ihr Anderes als vollendet schöne Pantherkatzen, die sie hinter sicheren Gitterstäben bewundern darf?!

In Wirklichkeit aber — verehrt sie ein ganz anderes, ein beinahe entgegengesetztes Menschenthum!

Verlangt sie etwa von uns, daß wir — Borgias; Georgritter seien?

Nun, eine gewisse Art von Georgritterthum möcht' ihr schon passen! Ein anderes freilich, als es der Rausch der Frührenaissance sich erfand! Ritter Jörg, ein tumber, frumber, teutscher Reitersmann müßt so gottselig-still und demüthig im Herzen auf seinem Gaul einhertrotten, und immer nur daran

denken, wie er der bedrängten Unschuld wohl beispringen könnt, wie er sich für irgendwas aufopfern möcht!

Das sind so ihre durchaus christlich gefärbten Vorstellungen! Und so liebt sie auch schöne christliche Phrasen: „Sich aufopfern" mal vor allem! oder „Aufopferungsfähigkeit" — oder „Selbstverleugnung", „Entsagung" — — Und durch ihr ganzes Wesen geht dieser Zug von trauernder Resignation, welcher der kühlen Weltdame einen so prickelnden Contrast verleiht.

Zu Zeiten freilich kommt mir's so vor, als ob das resignationsvolle Wesen nicht ganz naiv sei. Als ob etwas dahinter lauere, eine feine Absicht, eine Warnung!

Es liegt etwas im Tonfall bei ihr, daß ich dergleichen denken muß.

Wovor will sie mich denn wohl warnen?

Zuweilen ist's beinah, als ob sie mir mit ihrer Resignation ein edles Beispiel geben wolle.

Wieso das? Brauche ich das?

Ist ihr meine Art zu lebhaft, zu zuversichtlich, zu sanguinisch? Empfindet sie vielleicht irgendwelche Zudringlichkeit bei mir?

Ja, zeige ich ihr denn irgend ein tieferes Gefühl? eine Zuneigung?!

Ich weiß nichts davon, kann's auch kaum glauben.

Ich — liebe sie doch nicht!?

Hm! . . . Lieben? — —

* * *

— — „Lieben?" — schrieb ich gestern . . . .

Die ganze Nacht tönte mir diese dumme Frage im Ohr . . .

Weißgott, ich bin zu allem fähig!

Ich bin fähig, mich in Frau Lucie Mörner zu verlieben, — rein aus dem Grunde, weil ich mir einrede, daß sie mich vor ihrer Liebe — warnen wolle!

Ja, und ist denn solche Warnung nicht die feinste Lockung? Lockt — sie mich? . . .

Dann müßt' ich sie also eigentlich nicht lieben?

— — — —

Herbrand! Ich glaube, du bist ein Hansnarr!

* *
*

— — Ich bin also jetzt fest entschlossen, sie nicht zu lieben. Schon weil das in meiner Lage eine kolossale Dummheit wäre!

In vierzehn Tagen halte ich meine Antrittsvorlesung an der Universität, „Ueber Bewußtseinstäuschungen." Ich bin dann wohlbestallter Privatdocent.

Na, und was weiter?

Weiter eben nichts!

„Wohlbestallter Privatdocent"!

Erschütternd!

* *
*

— — Oh Kindskopf! Oh Kindskopf! . . .

Der große Philosoph Herbrand Horst begeht nämlich zuweilen noch richtige Gymnasiasten-Streiche!

Er sitzt also heut Nachmittag ganz friedlich bei Josty, raucht seine Cigarrette und kuckt leidlich-fidel in das Menschenvolk hinein, das sich von der Potsdamerstraße her auf den Potsdamer Platz ergießt.

Mit einem Mal — ferne sei es von uns zu übertreiben — fangen seine Kniee an zu zittern, sein Herz krampft sich zusammen, und sein Antlitz wird bleich.

Was war geschehen?

Eine Dame war vorübergegangen . . .

Eine Dame, die er vor einigen Wochen mal in einer Gesellschaft getroffen und seitdem ein paar Mal besucht hat!

Er verfolgt sie mit den Augen. Sie geht ruhig über den Platz. Von dem Lauscher hinter ihr hat sie keine Ahnung . . . Sie biegt in die Leipziger Straße ein.

Herr Doktor Herbrand Horst kriegt eine Idee! — eine höchst verschmitzte Idee, über die er sich ganz diebisch freut!

Er zahlt rasch, stürzt zum Café hinaus, drängelt sich mit lebensgefährlicher Hast zwischen Omnibussen, Pferdebahnen, Polizistengäulen, Schiebekarren hindurch — und flattert, munter wie ein Zeisig, in die Leipzigerstraße hinein.

Unternehmungsfeuer bläht seine Brust.

Er geht nicht auf der Seite, wo die Dame vorhin gegangen ist — nein, er geht auf der entgegengesetzten Seite.

Und er geht sehr rasch, läuft fast.

Er äugt hinüber — fein und verstohlen — jetzt hat er die Dame bereits überholt!

Doch er läuft noch weiter! Dann aber — mit bewundernswerthem Aufwand technischen Raffinements — stiehlt er sich heimlich auf das gegenüberliegende Trottoir, dreht sich um und — bummelt der Dame entgegen!

Schneidiger Patron!

Er wird die Dame anreden — fragen, ob er sie begleiten darf — —

Da kommt die Dame!

Es ist an einem Straßenübergang.

Ha, da hat sie ihn erblickt!

Sie korrigirt schnell ihren etwas schleifenden Gang und blickt dem entgegenkommenden Herrn ein bischen erstaunt, aber freundlich entgegen. Darauf grüßt sie äußerst zuvorkommend.

Auch der Herr grüßt.

Er erröthet dabei.

Er grüßt, erröthet und — geht vorüber.

Hat sie nicht angeredet?

Nein, oh nein! Die Dame hat ja ein etwas erstauntes Gesicht gemacht!

Sie könnte vielleicht denken — —

Kindskopf! Oh Kindskopf!

* *
*

— — Sonderbares Wesen! Zuweilen liebt sie's, sich so einen Anstrich von Libertinage zu geben — was sehr auffällig kontrastirt mit ihren sonstigen strengen, ich möchte sagen: rationalistisch-bigotten Anschauungen.

So sagte sie neulich, als Regierungsrath v. H. sich über Goethes „Unmoral" aufhielt, da sagte sie schlicht und tapfer, und als ob sich das so ganz von selbst verstände:

„Ich wäre stolz darauf gewesen, eine Geliebte Goethes zu sein!"

Jaja, das hat sie gesagt, und ist nicht einmal erschrocken darüber, nicht einmal roth geworden! Im Gegentheil, sie sagte noch andere Dinge hinterher, vertheidigte ihren Standpunkt, zuckte nicht ein bischen zurück.

Und alles in ihrer kühl-verständigen berlinischen Art!

So als ob es sich um ein beliebiges ‚Jeu d'esprit‘ handele! Und wirklich schien's, als ob sie mit dem Temperament nicht im mindesten dabei betheiligt sei.

„Eine Geliebte Goethes —!“

Nun ja, eben — Goethes! Also nicht eines „kommenden“ berliner Privatdocenten!

Aber immerhin: — „Geliebte!“ . . .

* * *

— — Das wäre so recht ein Thema für mich: eingehend darüber nachzudenken, ob Frau Lucie Mörner wohl irgend Jemands „Geliebte“ werden möchte!

Ich habe ja auch weiter nichts zu thuen!

Gottvoll, wirklich!

Morgen ist meine Antrittsvorlesung — und ich denke heute darüber nach, ob eine mir bekannte Dame der Gesellschaft Neigung hätte, meine — — nein, nicht einmal: meine — „irgend Jemands“ Geliebte zu werden!

Gewissermaßen fällt's ja in mein Thema: Bewußtseinstäuschungen!

Es geht doch nichts über praktische Experimente!

10.

— — Das Dociren thut mir gut. Ich werde gesünder dadurch. Auch im Denken gesünder.

Drei Wochen haben da schon Wunder gewirkt.

Ich hab mir jetzt alle ‚Dummheiten' gründlich aus dem Kopf geschlagen.

Bei Frau Lucie geh ich aus und ein, als guter Freund. Ein, zwei mal in der Woche bin ich bei ihr. Stets ein paar Abendstunden. Wir sprechen dann sehr vernünftig. Wenn uns ein Dritter zuhörte, er würde sagen: schrecklich gebildet! Frau Lucie ist wirklich für alles empfänglich. Sie interessiert sich für meine philosophischen Fragen, als wäre sie ein Fachmann. Und sie ist auch ein halber. Sie hat nicht blos Nietzsche, sie hat auch Schopenhauer und — Kant gelesen! Schrecklich! nicht wahr? Aber sie weiß es anmuthig zu verbergen. Das mit Kant weiß ich erst seit acht Tagen. Und sie hat ihn schon vor vier Jahren gelesen. Sie wurde über und über roth, als sie es mir gestand. Ich habe sie nie so gesehen. Ich glaube fast, sie schämte sich ein wenig. Und doch auch wieder nicht. Nach höchstens einer Minute sprach sie über Kant mit derselben gleichgültigen Bestimmtheit wie über jedes andere Thema. Sie könnte über „Pellkartoffel und Häringe" nicht gleichmüthiger reden.

Ich ehre diesen Gleichmuth bei ihr. Bewundere ihn fast. Er hat sowas Damenhaftes. Er giebt ihr diesen tiefen Fond von Vornehmheit. Und doch ärgere ich mich über ihn. Hasse ihn beinahe. Er — er kommt mir vor — — ja, wie ein Eingriff in meine Rechte kommt er mir vor — in die Rechte des Mannes!

Doch das sind momentane Verstimmungen — und die will ich nicht aufkommen lassen!

In Wirklichkeit freue ich mich, an Frau Lucien — das heißt: hier, vor mir selber könnt' ich sie auch einfach ‚Lucie' nennen! — also ich freue mich, an Lucien solch prächtigen Kameraden gefunden zu haben.

Kamerad Lucie! Kamerad Lux!

Ja, an die ‚Lux' unseres lieben alten Meisters Gottfried Keller muß ich manchmal denken, wenn ich bei dieser modernen Berliner Lucie sitze.

Ich mache mir dann aber einen anderen Namen aus Lucie zurecht: ‚Lucidissima'!

* * *

— — Der Proscke ist ein Esel! Ja wirklich, ein fürchterlicher Esel!! Ich weiß gar nicht, was dem Kerl eigentlich einfällt. Schwärmt mir da was vor! Schwärmt wie ein Wilder! Immer von der „Schönheit" — „dieser Frau Mörner".

„Die Mörner ist das schönste Weib von ganz Berlin W!"

Esel! Alter Esel!!

Berlin W ist noch ganz besonders gut! Das ist — schon beinah — witzig!

— — —

Ja, ist sie denn so schön?

Weißgott, mir ist: als hätt' ich die Augen dafür verloren!

Was geht mich ihre „Schönheit“ denn überhaupt an? Ich habe mit „Schönheit“ nichts zu schaffen. „Schönheit“ ist mir das Allergleichgültigste auf der ganzen Welt. Ist höchstens ein Erkenntnißobjekt für mich. Aber auch da kenne ich interessantere!

Mich ärgert diese Schönheit!

Ich wollte, Frau Lucie — ach: Lucie! zum Donnerwetter! — ich wollt', sie wäre häßlich wie die Nacht!

Daß sie schön ist, hat so was Beunruhigendes. Es trübt die Reinheit unseres Beisammenseins. Oder vielmehr: könnte trüben! Wenn ich nämlich an ihre Schönheit überhaupt dächte! Aber ich denke nicht dran! Ich hab' mir aufs festeste vorgenommen, nicht im mindesten dran zu denken!

Es lebe unsere Kameradschaft!

Kamerad Lucie! Kamerad Lux!

Lux! Lux!! Lux!!!

* * *

— — Eigentlich hätt' ich mich über den Proscke gar nicht so aufzuregen brauchen! Denn im Grunde sagt er doch nur, was alle Welt sagt, und was eben — Wahrheit ist!

Trete ich gestern Nachmittag, so um halb Drei, in ihr Zimmer und — pralle förmlich zurück. Sie stand da in ihrem neuen Frühjahrskleid und — und war so blödsinnig-schön!! daß mir gleich der ganze Kopf wirbelte!

Dieses Kleid ist ein Kunstwerk. Es hat einen Fluß, die Hüften herab und auf den Erdsaum nieder, als sei's der umgestülpte Kelch einer Wunderblume. Und dabei ist's von Farbe blos ihr unabänderliches Schwarz. Aber dieses Schwarz

ist eben Farbe! Auch trug sie einen Buseneinsatz von weißer zart-geblümter Seide — und im breiten goldgewirkten Gürtel einen duftenden Veilchentuff! Sah das wunderherrlich aus! Vielleicht nicht so sehr lenzlich, als reif-sommerlich! Aber darin steckte wohl noch eine Feinheit mehr! Eine wehmüthig-liebenswürdige Pikanterie!

Und dann der Hut! Auch er in den Farben des Kleides! Schwarzer Sammet von Goldborte gefaßt, mit nickendem weißen Federschmuck. Sie trägt sonst Hüte, die sie ein wenig ältlich machen. Dieser Hut aber gab ihr was Feenhaftes. Die Form — Empire! Der Kniff des Randes energisch und kühn! Und nochmals eine schmale Goldborte, über dem dunkel-leuchtenden Haar!

So trat sie mir entgegen, lächelte und sagte:

„Wenn es Ihnen recht ist, lieber Freund, machen wir heut einen kleinen Ausflug, und sei's auch blos in den Grunewald!“

So fuhren wir denn nach Hubertus. Ich — wie im Taumel.

Die Leute sahen sich nach uns um, bewundernd, neidisch, empört — wie's grade kam!

Wie mögen sie unser Verhältniß wohl aufgefaßt haben?

Ich glaube, ich machte ein Gesicht wie der glücklichste Liebhaber?

Komisch, wie man solch ein Gesicht machen kann!

Aber gefreut hat's mich doch!

* *
*

— — Ich muß nun überlegen — ernstlich überlegen — wo ich eigentlich stehe!

Seit dem Ausflug nach Hubertus — seit vorgestern also! — schleicht ein stilles Fieber in mir herum. Gar nicht so unangenehm! aber eben doch — Fieber!

Ich weiß jetzt — daß ich Lucidissima — liebe!

Alle guten Vorsätze sind wie Spreu zerstoben. Ich bin weder tugendhaft noch vernünftig noch philosophisch mehr. Ich bin einfach — verliebt.

Ich schreibe das mit einer unglaublichen Ruhe hin. Konstatire einfach die Thatsache. Weiß, daß an dieser Thatsache nichts zu ändern ist.

Die Liebe fragt nicht, ob wir sie haben wollen — sie kommt eben! Sie ist so kühl und sicher wie der Tod.

Das Einzige, was wir thun können, ist: daß wir nicht närrischer werden als eben nöthig ist.

Wenn ich verliebt bin, so ist das eine Sache für sich — — ist meine Sache — und die habe ich ganz mit mir allein abzumachen. So lange ich das kann, sehe ich eigentlich keine Gefahr.

Verwickelt wird die Geschichte erst — und dann gleich unübersehbar verwickelt — sobald noch Jemand anders darum weiß. In diesem Falle also: Lucidissima!

Ich darf ihr — meine Liebe — nicht — gestehen!

Das würde uns Beide sofort um unsern Frieden bringen!

Daß ich sie etwa heirathe, dazu ist ja doch zunächst nicht die mindeste Aussicht.

Nicht wegen meiner kleinen Rente von knapp dreitausend Mark! Das hätte soviel nicht zu sagen. Lucie ist reich, und so braucht sie nichts zu entbehren.

Nein! aus dem einen und höchst einfachen Grunde geht es nicht: weil ich — noch nichts — bin!

Eine Lucie Mörner kann aber nur Dem angehören, der auf den Höhen der modernen Kulturmenschheit steht.

Darf ich hoffen, daß diese Höhen mir erreichbar sind?

Ich will vor mir selber nicht dumm-bescheiden thun, und ruhig sagen: Sie sind mir erreichbar! — Aber wer dort wohnen will, muß sein eigenes Haus haben: eine Weltanschauung und eine Leistung . . .

Wieviel Arbeit liegt da noch vor mir!

Auch kann man's den Frauen ja nicht übel nehmen, wenn sie Das äußerlich bezeugt haben wollen, woran sie innerlich . . . doch stets nur unter Vorbehalten glauben!

Das Urtheil der Welt ist und bleibt Ihnen Alles! Auch wenn sie das Urtheil der Welt noch so sehr — „mißachten"!

Wozu also Lucidissima hier in Skrupel bringen?

Sie würde vielleicht die Tapferkeit besitzen, „Ja" auf meine Werbung zu sagen. Aber im Innern würde sie doch unbefriedigt, beunruhigt bleiben.

Sie ist eitel, geistig-eitel!

Sie will mit dem Manne prunken, den sie sich erwählt hat.

Vielleicht würde sie sagen: wir wollen uns im Stillen das Versprechen geben.

Das aber — will *ich* nicht!

Ich kann nicht im Stillen mit einem Weibe versprochen sein, das sich vor der Oeffentlichkeit vielleicht ein wenig — meiner schämen würde.

Catonen der Gesinnung werden sagen: wenn du so über dieses Weib denkst, ihr soviel „Kleinlichkeit" zutraust, was begehrst du sie dann noch?

Diesen Catonen gebe ich zur Antwort: Es ist vielleicht mein Unglück, daß ich dieses Weib so tief erkannt habe, aber

wahrlich! ich verachte sie darum nicht. Ich glaube, daß jedes andere Weib — ebenso kleinlich denken würde. Die meisten noch viel kleinlicher.

Und zudem: ich liebe meine Lucidissima!

Warum ich sie liebe, das brauche ich ja gar nicht einmal zu wissen!

— — — — — — — — — — — — — — —

So lautet also die Parole: Gewehr bei Fuß!

Ich warte — und arbeite!

Ich gebe mich jetzt umgehend an mein großes philosophisches Werk: „Das zweite Bewußtsein.“

Ich bin da mancherlei neuen Phänomenen auf der Spur. Und wenn es mir glückt, gebe ich im Rahmen dieser Untersuchung eine Psychologie des modernen Menschen — des Zukunfts-Menschen möcht' ich sagen — „die sich gewaschen hat!“

Dieses Buch muß jetzt geschrieben werden. Der Kampfpreis — ist Lucie!

Mag danach nun kommen, was da will — mag man mir eine Professur anbieten — oder mag man mich mit schnödem Geschimpf von deutschen Hochschulen verjagen — das alles wird mir dann nichts mehr anhaben können.

Denn wenn ich dieses Buch geschrieben habe, — dann bin ich was!

Dann kann ich frei und stolz vor Lucidissima hintreten!

Bis dahin: — „Still, mein prophetisches Gemüth!“

* * *

— — Ich bin glücklich! Ich bin ruhig!

Ich trage das Bewußtsein meiner Liebe mit mir herum wie ein süßes Geheimniß.

Besonders reizvoll erscheint mir das, wenn ich bei Lucie selber bin.

Ich spür dann eine Art zärtlichen Mitleids für sie, daß sie von meinem Glück so gar nichts weiß, daß sie an diesem Glück nicht theilnehmen kann. Und ich komme mir vor wie der Weihnachtsmann, der die Nüsse noch im Sack behält, weil der heilige Abend noch nicht da ist, wo er den Kindern bescheeren darf.

So reich komme ich mir plötzlich vor.

Ich denke gar nicht daran: was sie mir geben wird. Ich denke stets nur das Eine: was ich ihr alles zu geben habe!

Und das macht mich so verschmitzt-glücklich!

Ich sehe sie „ahnungslos" neben mir stehen. Sie ist lieb und gut. Ja sie ist so warm manchmal, so zutraulich und redlich. Und ich bleibe stumm und verschwiegen „wie das Grab". Denke: Laß die Bäume nur wachsen!

Ja, sie werden wachsen!

Und sie werden Blüthen und Früchte tragen!

Und unter ihrem Schatten werden wir dereinst ausruhen!

* *
*

— — Wenn ich so bei meiner Arbeit sitze, dann macht es mir Spaß, an mir selbst „das zweite Bewußtsein" ein bischen zu studiren.

Ich stehe eigentlich auf einem ganz neckischen Fuß mit ihm.

Es kommt mir vor wie der Pudel Mephisto hinter dem Ofen, der bald zu einem Nilpferd, zu einem Elephanten anschwillt, bald, wenn mir das beliebt, — und doch, genau genommen, durchaus nicht nach meinem Belieben — aber es ist so eine heitere Laune in mir, die reizt und treibt — — kurz,

dann verwandelt sich der schwarze schmierige Pudel wohl auch mal in ein raschelndes weißes Mäuslein, das mir spielerisch durch die Finger schlüpft, oder in einen farbenschillernden Kolibri oder Paradiesvogel, der mich mit tropischem Glanze umgaukelt.

Das ist vielleicht Unsinn, was ich hier schreibe. Aber anders als in Bildern vermag ich das nicht auszudrücken.

Zuweilen kommt es mir schon geradezu als „Entweihung“ vor, daß ich bei meiner wissenschaftlichen Arbeit, dem zweiten Bewußtsein, das doch ein lustiger Kobold ist, so bitterböse-inquisitorisch auf den Pelz rücke, daß ich es kaltherzig bei der Gurgel packe, um ihm ein armseliges Angstgeständniß abzupressen.

Nun, dafür habe ich ja hier mein „Tagebuch“, um mich über diese Art von Fachernst — ganz in der Stille natürlich und unter Klausur! — ein wenig lustig zu machen. Wenigstens ist's eine kleine Erholung, seitab vom Scharmützel.

Auch bei Lucien neulich — —

Doch zum Kuckuck! Da werd' ich unterbrochen!

11.

— — Mir geht das von heute Vormittag nicht mehr aus dem Kopf. Und wie ich mich auch mühe: ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

Eigentlich war es ein ganz alltägliches Zusammensein, wie wir es schon dutzendemale miteinander gehabt haben. Und doch lag von Anfang an etwas in der Luft, was weder mein „erstes" noch mein „zweites" Bewußtsein zu analysiren vermochte.

Wir hatten uns ins alte Museum verabredet, zu den Quattrocento-Skulpturen.

Ich war einige Minuten früher da, ging umher, betrachtete mir die Porträtbüsten und stand gerade vor der sog. Marietta Strozzi, als sie hastigen Schrittes ankam.

Sie drückte mir fast heftig die Hand und bedankte sich mit einer gewisser Ueberschwenglichkeit für den ciselirten Handspiegel, ein gut erhaltenes altflorentinisches Exemplar, das ich durch Zufall aufgetrieben und ihr als „Vielliebchen" verehrt hatte. Aus irgendwelcher undefinirbaren Scheu hatte ich mich nicht entschließen können, ihr den Spiegel persönlich zu bringen, sondern ihn ihr gestern Abend durch einen Boten zugestellt.

Sie mochte Dem wohl eine besondere Deutung untergelegt haben. Jedenfalls hatte sie darüber nachgedacht und war nun voller Unruhe und, wie mir schien, in einer gewissen Spannung.

Wenn ich ihr einmal halb den Rücken zukehrte, dann merkte ich wohl, wie sie mich forschend ansah.

Sie war nervös. Ich wurde es auch.

Und je mehr wir es wurden, um so unüberbrückbarer waren wir von einander getrennt.

Wir mußten uns Mühe geben, uns nicht zu zanken, wenn wir über ein Kunstwerk verschiedener Meinung waren.

Dann wieder schämten wir uns unserer geheimen und durch nichts begründeten Gereiztheit und wurden fast beängstigend höflich und taktvoll wider einander.

Schließlich saßen wir neben einander auf einer Bank und sprachen zusammen im Flüsterton — über freireligiöse Gemeinden und unkonfessionelle Kindererziehung. Dabei war fortwährend in uns ein krampfhaftes, doch erfolgloses Bemühen, von diesem Thema abzukommen und von ganz anderen Dingen zu sprechen, die uns tief und quälend beunruhigten.

Schließlich verstummten wir, saßen mürrisch und rathlos neben einander.

Ich dachte: Ich liebe dich! Aber zugleich quälte es mich, daß das Gefühl meiner Liebe so wenig in mir lebendig war. Es war wie ein im Sande vergrabener Quell, der sich vergeblich an die Oberfläche arbeiten will.

Und sie — schien etwas Aehnliches zu empfinden. Vielleicht erwartete sie eine Annäherung von mir. War aber doch auch wieder zu skrupelhaft, diese Annäherung hervorzurufen oder auch blos zu erleichtern.

Ich glaube, das Bewußtsein meines Schweigen-Müssens lag über mir wie ein ertödtender Mehlthau, und das wirkte dann wieder auf sie zurück.

Schließlich stand sie auf und sagte mit müder Stimme:

„Ich muß jetzt nach Hause.“

Ich erwiderte nichts, stand gleichfalls auf und ging mit ihr, zwischen den starrenden Bildsäulen her, dem Ausgang zu. Unsere Schritte hallten kalt und klappernd über die öden Steinfliesen.

Dann waren wir draußen.

Warme Frühsommerluft umfing uns. Das Leben und Treiben um uns hatte etwas Bienenhaftes, fröhlich Schwärmendes. Unsere Pulse fingen an, ein wenig lebendiger zu schlagen.

Ich hatte ihr versprochen, sie an die Haltestelle der Pferdebahn zu begleiten. Das war kaum dreihundert Schritt weit.

Es arbeitete in mir, fieberhaft-intensiv, in der kurzen Zeit, die mir diese dreihundert Schritte ließen, mit mir ins Klare zu kommen, und den dummen Bann, der über meinem Empfindungsleben lag, zu sprengen.

Ich bebte, als ihr Kleid einmal meinen Schenkel streifte.

Dann hörte ich sie tief und leise seufzen.

Ich wandte mich zu ihr hin, blickte sie an.

„Sie seufzten?“ — Das unwillkürliche Zittern in meiner Stimme kam mir deutlich zu Bewußtsein.

Sie blickte erst zu Boden, kritisch-trübe, schlug die Augen dann auf und sah mich voll und glänzend an, mit einem tiefen schmerzlichen Zuge. Aber schon hatte sie die Augenlider wieder gesenkt und murmelte leise:

„Ich bin ein bischen abgespannt heute. Ich habe die Nacht wenig geschlafen.“

Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich meiner. Mein Vorsatz, zu schweigen, erschien mir mit einem Mal grenzenlos thöricht. Und doch war er schon so tief in mich gekeilt, daß ich ihn durchaus nicht ohne weiteres loswerden konnte.

Mir war als ob ich einen Pfahl in mir stecken hätte, den ich mich vergeblich bemühte, herauszuziehen.

Ich stand die fürchterlichsten inneren Schmerzen aus.

Wie halb willenlos tastete ich nach ihrer Hand, um diese zu drücken.

Ich spürte die Berührung mit dem glatten Glacé. Aber rasch zog sie die Hand zurück und sah mich flüchtig an mit einem zurechtweisenden, wie erstaunten Blick.

Ich dachte: „Schauspielerin!" — und war plötzlich eisekalt.

Wir standen an der Haltestelle. Wir mußten etwa zwei Minuten warten. Ich hätte in diesen zwei Minuten vieles sagen können. Aber ich habe in diesen zwei Minuten fortwährend geschwiegen.

Lucie sprach von Dela, mit einer gewissen Aufgeregtheit, und im Ton einer, wie mich dünkte, völlig grundlosen Vertraulichkeit.

Dann kam die Pferdebahn. Sie stieg ein, reichte mir formell die Hand, und ich lüftete den Hut.

Wir sahen uns an wie zwei Menschen, die sich innerlich völlig fremd sind.

Der Wagen fuhr ab, und ich — ging zu Mittag speisen!

* *
*

— — Heute ein Brief von Frau Lucien. Sie sei unpäßlich; ich möge heute Nachmittag nicht kommen; in der nächsten Woche erst; sie werde noch einmal schreiben.

Hm! und wenn sie nicht schreibt?

Ist's dann zwischen uns — schon aus?

Denn ich würde keinesfalls wieder hingehen! Ich würde

sie — und sollt's mich den Verstand kosten! — aber ganz sicher würde ich sie laufen lassen!

Denn dann hat das Erlebniß von gestern — das „negative“ Erlebniß, möcht' ich sagen! — dann hat's eben sein ganz Bestimmtes zu bedeuten gehabt.

Jedenfalls erscheint es mir immer merkwürdiger. Ich bin jetzt fest überzeugt: sie erwartete irgend ein Entgegenkommen von mir, vielleicht — mehr! Warum mußte ich ihr auch gerade einen Handspiegel schenken? Sie hat sich darin betrachtet — sie hat gefunden, daß sie schön sei — sie hat sich vorgestellt, wie sie auf den Geber des Spiegels wirken muß. Und vielleicht hat sie sich noch gedacht, daß ich diese Folge ein wenig berechnet hätte — daß ich sie mit feinem Plan in ihr geweckt hätte — daß ich ihr damit stumm habe ausdrücken wollen, was ich tags darauf in Worten — —

Mir schwindelt der Kopf!

— —

Oder verliere ich mich blos in leere Phantastereien?

Gesetzt aber — sie hätte so gedacht — hätte sie damit so völlig Unrecht gehabt?

Habe ich nicht vielleicht etwas Derartiges beabsichtigt, — ganz heimlich erhofft?

Offiziell natürlich nicht! Da ganz gewiß das Gegentheil! Ich wollte ja schweigen — und warten!

Aber unoffiziell?

Da müßte ich denn doch mein „zweites Bewußtsein“ befragen!?

* * *

— — Die Sache fängt an, mir wirklich recht fatal vorzukommen.

Den Frauen ist in solchen Dingen nie recht zu trauen. Sie haben solch feinen Instinkt für die verhehlten Ungewißheiten, Verlegenheiten des Mannes. Und die fassen sie stets als einen Mangel an Energie, an männlicher Selbstgewißheit auf. Und dann zieht, still aber unüberwindlich, ein leises Verachten in sie ein, dieses hoffärthige Frauenverachten . . .

Ach, Lucie! wenn du den Grund meiner Ungewißheit, meines Schweigens wüßtest — —

Indes, wann haben jemals „Gründe" einem Weibe etwas gesagt?!

Dies ist das Peinvolle im Verkehr mit Frauen, daß sie schlechterdings „Gründen" unzugänglich sind, selbst die — Philosophinnen . . .

Ja aber! — kann es denn im Empfindungsleben überhaupt „Gründe" geben? Ist nicht das Einzige dort, das Element alles Lebens: sich der Empfindung überlassen?

Eine Empfindung, die noch „Gründe" respektiren kann, ist eine schwache Empfindung, eine Halb-Empfindung — so sagt sich das Weib, und gewiß nicht ohne Recht!

Es ist demnach durchaus nicht so „grundlos", daß die Frauen für „Gründe" meist unempfänglich sind . . .

— — —

Jajaja, wir lieben Männer!

Ist nicht vielleicht doch zuviel Gehirnmasse in uns — vielzuviel Gehirnmasse, Bedenklichkeit, Neunmalklugheit, Analyse? Und da bilden wir uns gar noch ein, das gebe uns unsere „Ueberlegenheit"! Nein, ach nein! Unsere Inferiorität ist darauf gegründet — Inferiorität in allen praktischen Lebenslagen und in allen Fragen des menschlichen Verkehrs.

Und da wollen wir immer noch „klüger" werden? Nein,

dümmer müssen wir werden, wenn wir die Herrschaft über die Frauenwelt zurückhaben wollen!

Und weniger feinfühlig müssen wir werden, weniger anständig! Wenn die Frauen diese Eigenschaften von uns verlangen, so wissen sie: warum?! — Im Geheimen beten sie stets nur unsere „Brutalität" und „Rohheit" an!

Das ganze „Sphinx-Räthsel" der Frau besteht darin, daß die Mannesseele eine Sphinx ist, und daß der Mann seine eigene Räthselnatur und differenzirte Art im Weibe sucht und natürlich — nicht findet, weil das Weib eben flach und unzwiespältig ist. Dieses kann der Mann nicht begreifen — er verfällt ins Grübeln — er sieht Komplikationen, wo keine sind — und so schafft er sich eine Sphinx — — nach seinem Ebenbilde!

— —

Sieh, Lucie, so scharfäugig macht mich jetzt der Groll. Und da erspähe ich bei dir, beim Weibe, lauter Schwächen, lauter Unzulänglichkeiten.

Drei Tage sind jetzt hingegangen, und du hast mir nicht geschrieben!

Was hab' ich ausgestanden in den drei Tagen!

Da setze ich mich denn hin, in meiner dumpfen Wuth, und nehme dich und dein Geschlecht mit grausamer Lust vor meine Psychologen-Lupe, löse gleich hintereinander das ganze Frauen-Räthsel!

Welch ein Philosoph du bist, Herbrand Horst!

Das Sphinx-Räthsel — hast du gelöst! . . .

Prost, Bruder Oedipus!

* * *

— — Naja! es hat natürlich so kommen müssen!

Als ich heute — fünf Tage nach dem großen Ereigniß — wieder bei ihr war, da war — — ganz einfach, es war alles wie früher!

„Lucidissima" trat mir entgegen, als habe auch nicht der leiseste Hauch eines Mißverständnisses oder einer Verstimmung über uns gelegen. Sie war fröhlich, liebenswürdig, warm. Sie that furchtbar erfreut, daß sie ihre Migräne so bald wieder los geworden sei.

Dela war auch im Zimmer, und mit ihrem lebendigen Koboldnaturell gab sie uns soviel zum Lachen, daß keinerlei thörichte Gedanken zwischen uns aufkommen konnten.

Nachher saß ich mit Lucidissima allein, da lasen wir ein paar Gesänge aus der Odyssee.

Diese Beruhigung, die daraus auf Unsereins überfließt! Selig! wunderbar!!

Was sind wir doch für sonderbare, verzwackte und verzwickelte Menschen!

Alle miteinander Hamletnaturen! Voll unwägbarer Bedenklichkeiten, nicht blos gegenüber den großen Entschließungen, nein, gegenüber den kleinen Begegnissen des täglichen Lebens. Hamlets, selbst in der Liebe!

Ja, ein Hamlet der Liebe, das bist du, Herbrand Horst! Diese Stichmarke kannst du getrost mit dir herumtragen.

Was willst du nun mit der „Fülle deiner Empfindungen"? Was fängst du damit an? Immer nur nimmst du sie unter deine berühmte „Lupe" und äugst mit bösem Hamlet-Spähblick hindurch. Und damit tödtest du jegliches natürliche, selbstvergessene Leben!

Es ist außerordentlich tröstlich — wirklich! — sich Der-

gleichen zu sagen, wenn man daneben das „stärkende Bewußtsein“ hat, daß man diese seine Narrheit zwar erkennen, aber kaum je ganz ablegen kann!

Wir — mit dem doppelten Bewußtsein, das stets mit sich selber im Hader liegt!

Wir Instinktlosen!

Wir Hamlets! „Hamlets der Liebe!“

12.

— — Unser Verhältniß würde jetzt durchaus erträglich sein, wenn — „wenn nur meine bösen Gedanken nicht wären..."

Sie ist freundlich, liebevoll zu mir, sie beweist mir Vertrauen, zeichnet mich aus, aber — ich bin unzufrieden.

Neulich nannte sie mich vor einigen Herren ihren „besten, treuesten Freund". Sie sagte das mit einer gewissen Emphase, die mir unangenehm war.

Ein Major, den ich sehr gut leiden mag — er hat einen schönen Kaiser-Friedrich-Bart und kluge gütige Augen — der lächelte dazu mit sanfter Ironie und warf dann so hin: „die erste Zierde Ihres Musenhofs!"

Ich wunderte mich, daß ich darüber nicht ergrimmte. Aber nein, ich hätte dem Major dankbar die Hand drücken mögen. Er wurde mir durch seine spottende Aufrichtigkeit noch viel sympathischer.

Aber ihr — hätte ich am liebsten „den Handschuh ins Gesicht geworfen". Mir kam's plötzlich so vor, als ob sie mich demüthigen wollte mit ihrem Lob. „Der beste treueste Freund!" „Die erste Zierde des Musenhofs."

Wirklich! eine nette Rolle, die ich mir da allmählich habe zuertheilen lassen! —

* * *

— — Ich treffe den Major jetzt häufiger bei ihr. Er macht ihr ersichtlich den Hof, und sie ist durchaus nicht ungnädig gegen ihn.

Bin ich eifersüchtig?

Der Major ist Wittwer, geht also möglicherweise auf Freiersfüßen. Aber — er hat zwei Töchter, von zwölf und vierzehn Jahren. Die bieten eine starke Sicherheit für mich.

Der Major thut mir leid. Wenn er „Absichten“ hat, dann ist er schon „geliefert“. Das stimmt mich milde und versöhnlich. Ich bin deshalb — sowie auch noch aus anderen nicht ganz so edlen Gründen — sehr zuvorkommend gegen ihn. Aber er traut wohl dem Frieden nicht recht. Er verhält sich kühl und zurückhaltend gegen mich.

Also keinerlei Spur von Eifersucht?

Nun, wie man es nehmen will! Ich fühle mich durch den Major angestachelt. Das ist mir merkwürdigerweise durchaus nicht unangenehm. Es giebt der Lage so einen romantischen Kitzel.

Zwei Rivalen, von denen der Eine den Andern — ich den Major! — genau zu tariren weiß und als „ziemlich harmlos“ erkannt hat, während der Zweite auf den Ersten sich durchaus nicht recht einen Vers zu machen versteht — und die nun unter dem Deckmantel der gesellschaftlichen Artigkeit auf einander loszustechen beginnen — das ist eine geistige Athletik, die mir gewissermaßen höchst sympathisch ist.

Der Major ist nicht ohne Witz — ganz gewiß nicht! — er hat auch dadurch noch ein „Prae“ vor mir, daß er ästhetisch durchaus konservativ gesinnt ist, gerade wie politisch. Aber dies Politische ist schon schlimm — Lucie ist „fast“ Anarchistin! — und nun ist der Aermste noch obendrein religiös!

Wenn er sich nun über Renaissance und „alte Schule" mit ihr verständigt hat und das seelische Band zu einer zierlichen Schleife drehen möchte, spiele ich das Gespräch mit einer leichten Wendung ins Politisch-Religiöse hinüber, oder ich grundire die Unterhaltung ein wenig mit Schopenhauer — den er nicht ausstehen mag! — und dann habe ich sehr bald gewonnenes Spiel. Zug für Zug setze ich den Major matt, und es ist ziemlich drollig, wie der redliche Mann und Vater zweier heranblühender Töchter sich windet, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die ich mit tückischer Hand über ihn geworfen habe.

Ich blinzele dann zu Lucien hinüber. Die thut korrekt und unparteiisch, sitzt kalten Auges da.

Aber sie müßte kein Weib sein, wenn sie nicht trotzdem ihre Freude gehabt hätte.

Ich spürte's hinterher am Druck ihrer Hand.

* *
*

— — Alles kam, wie ich mir's dachte. Der Major ist schon wieder abgedampft. Weinen wir dem edlen Ritter eine stille Thräne nach, und schlagen wir uns reuig an die Brust, daß wir uns gegen ihn — durchaus nicht immer „ritterlich" benommen haben!

Eigentlich thut's mir leid, daß er schon fort ist. Es breitet sich jetzt so etwas wie Eintönigkeit über unsere Zusammenkünfte. Auch kann Lucie, die große Meisterin der „Haltung", doch eine gewisse Mißlaune — oder: Verdrießlichkeit! — über das Ausscheiden des Majors nicht ganz verbergen. Kein Zweifel, sie hatte gewünscht, ihn an ihren „Musenhof" zu fesseln! Er aber, der höheren Ehrgeiz hegte, ist ihr entwischt!

Hm! Wie wär's, wenn ich ihm das nachmachte? Ich hege doch auch — „höheren Ehrgeiz“!

Das aber ist der Unterschied: — ich hege diesen höheren Ehrgeiz — noch!

Ist das nun Thorheit oder Ausdauer? ist's dumme Verblendung oder löbliche Konsequenz?

Eines nur weiß ich: wenn ich mir ausdenke, daß ich Lucien jetzt verlassen sollte, nie mehr wiedersehen, dann fühlte ich eine erschreckende Oede über mich herabfallen.

Ich gebe mir ja alle redliche Mühe, vor mir selbst mein Verhältniß zu ihr zu ironisiren — ich brauche mir aber blos dieses „Verhältniß“ ... ausgelöscht zu denken, dann schwindet alle Ironie. Dann mache ich die nicht sehr schöne und doch so beseeligende Entdeckung, daß die Empfindung für dieses Weib bereits ein unausrottbarer Theil meines Selbst geworden ist, daß ich — — nun ja, daß ich ohne dieses Weib nicht mehr leben kann.

Sie kommt mir vor wie eine Personifikation meiner besten Kräfte — zuweilen freilich auch wie meiner „schlechtesten“! Aber Alles was redlich, ernst, tief, glühend in mir ist, arbeitet immer nur in Beziehung auf sie. Bei jedem Gedanken, der mir durch den Kopf schießt — bei jedem Schönen, das ich genieße — bei der kleinsten Beobachtung, die mich erfreut — gleich ist mein erster Impuls: hin zu ihr, um es ihr mitzutheilen!

Sie ist wirklich ein Stück von mir, mein andres Ich, mein zweites Bewußtsein!

Oh Gott! und wohin wird das noch führen?

Werde ich ganz bleiben, also getheilt?!

Aber: bin ich getheilt, also — ganz!? ...

13.

— — Diese Nacht bin ich mit ihr über die ganze Erde hin geschwebt, und dann hinaus — in den unermeßlichen Weltenraum . . .

Die Nacht war blau, tief-blau um uns, und die Sterne funkelten wie rothes Gold. Sie funkelten in zuckenden unruhigen Strahlen, die sich unaufhörlich ausdehnten und zusammenzogen. Manchmal kamen wir einem Stern nahe — der wuchs dann vor uns, schwoll auf zu einer ungeheueren Kugel — mit Ländern, Meeren, Bergen, Städten — wir gewahrten ein kribbelndes, tausendfältiges Leben, hörten ein zitterndes, hastiges Summen — aber schnell sank alles wieder zurück — Bilder und Laute zerflossen — die lebenathmende Sternkugel schrumpfte wieder zusammen zu einem unscheinbaren Glitzerpünktchen — wir flogen allein durch die blaue Weltennacht, liebend und nackt!

Wie leicht ging es, das Fliegen! Ich hatte den rechten Arm um ihren Leib geschlungen, ich fühlte ihre Linke auf meiner Schulter, die beiden anderen Hände hatten sich zusammengefunden in seligem Liebesdruck. Ihr Kopf war zu dem meinen leise hinübergeneigt. Ich fühlte zuweilen an Wange und Schläfe, wie kosendes Fächeln, die Berührung ihrer Haare. Und wenn wir flüsternd zu einander sprachen, streifte mich, als ein zarter feiner Duft, der Hauch ihres Athems.

So flogen wir immer weiter, von Welt zu Welt und über alle Welten hin, erlöst von irdischer Schwere, zwei Seelen, die ganz zusammengeflossen sind.

Wir waren so wunschlos, — wir fühlten blos das tiefe Glück der Vereinigung.

Auch gab es keinerlei Räthsel um uns — nichts Neues setzte uns in Erstaunen — Alles war uns natürlich — wir hatten Alles, so wie es war, von Urzeiten an schon gewußt!

Zuweilen beugte ich mich hinüber und berührte in leisem Kuß sanft ihre Augenlider. Aber nie berührte ich ihre keusch athmenden, in stiller Seligkeit geöffneten Lippen. Diese Lippen waren mir heilig. Es waren die Lippen einer Göttin.

Auch ich war ein Gott, und ich war nackt und wunschlos und ohne Begierde. Und war doch immer noch ein Mensch, warm und innig, und so völlig von Glück durchrieselt, wie es nur die Menschen kennen.

So flogen wir schon tausend Jahre, und weitere tausend Jahre noch, und zehntausende, und millionen. Und es war uns wie ein Tag, von Anbeginn bis zu Ende, nein, ohne Ende . . .

‚Lucidissima,‘ flüsterte ich ihr zu, ‚kannst du es dir denken, daß wir jemals getrennt waren?‘

Sie schüttelte langsam, leise den Kopf und sah mich dann lächelnd und innig an.

Ich versank in die wonnige Anschauung dieses überirdisch schönen, ganz verklärten Gesichtes. Wie silberner Mondglast zitterte es darüber hin. Nur die Augen strahlten einen Glanz, den ich fast nicht ertragen konnte.

Langsam ließ ich die Lider sinken, drückte sie fest und

knisternd zusammen. Wie Purpurbäche floß es um mich her, und Funken sprangen darin auf und ab, wie tanzende Forellen.

‚Du Glück, ohne Ende, ohne Anfang — du!‘ — sprach ich leise.

Da zitterte unmerklich Etwas in mir — ein scheues dämmerndes Erinnern — wie ein neckisches, flüsterndes Mahnen. Wie? hatte es einmal eine Zeit gegeben, da wir nicht vereinigt waren? da wir nicht, unauflösbar verbunden, dahinschwebten durch die Unendlichkeit des Welten-Alls? War das einmal — möglich gewesen?

Und mit schweigendem Jubel fühlte ich die Liebe ihrer Nähe, fühlte mit dem Arm ihren Körper, mit der Hand ihre Hand. Und ich fühlte ihren Odem, wie er mit meinem sich verwebte, und wie wir ganz Eins waren, unzertrennlich und ewig.

So selig war ich, daß ich nicht wagte, die Augen aufzuschlagen.

Wir schwebten immer weiter.

Ganz verlor ich mich in Träumen.

Es reizte mich, mir jene Zeit vorzustellen, da wir uns fremd gewesen waren, jene blöde, unwahrscheinliche Zeit unserer Erdenhaft. Aber wie ich mich auch mühte, ich konnte mir jenen Zustand nicht mehr zurückrufen. Nur sekundenweise blitzte es in mir auf — dann wieder die Nacht seligen Vergessens.

Ich taumelte. . .

Ja wirklich, taumelte! Vor Trunkenheit konnte ich nicht sicher mehr fliegen. Es war beinahe so, als hätte man mir einen Halt genommen.

Ich schlug die Augen wieder auf.

Da — — welch tiefer Schreck durchfuhr mich? — Ich — ich war ja — allein! — — Kein fliegender Engel-

leib mehr mir zur Seite! — Hatte ich denn das Gefühl verloren? — — Wie hatte ich es nicht merken können, daß sie mir entglitten war?!

Und verzweiflungsvoll spähte ich umher.

‚Lucidissima!' rief ich. ‚Lucidissima!'

Da sah ich sie fern, ganz ferne schweben. Tief, tief unter mir. Und sie blickte sehnsüchtig-traurig, zu mir empor, und doch auch wieder heiter-spöttisch!

Mit gellendem Aufschrei warf ich mich in die Tiefe!

Ich fiel mit rasender Geschwindigkeit hinab. Die Sterne zischten nur so um mich.

Die Arme hatte ich ausgestreckt, die Finger gekrümmt, um das geliebte Weib wieder zu erlangen, zu greifen.

Aber so reißend ich auch herniederschoß, ich blieb doch Ewigkeiten weit von ihr entfernt. Näherte mich ihr nicht um ein Atom. Und dabei schien sie doch ganz sachte und langsam zu schweben. Und stets hatte sie den schönen traurigen und doch lächelnden Kopf mir zugekehrt.

Da, plötzlich, spürte ich eine starke Erschütterung. Ich war mit Macht gegen Etwas gestoßen, — niedergesaust.

Heftig erwachte ich!

Ich befand mich wieder auf der Erde. . .

Abgestürzt aus meinen Träumen, meinen Seligkeiten. . .

14.

— — Der Traum bebt in mir nach. Aber seltsam! — jener Schluß — der Ikarussturz — hat sich völlig aus meinem Empfinden verwischt — freilich nicht aus meinem Gedächtniß! — — Aber was in mir lebt — das ist einzig jene Erinnerung an das selige Beisammenschweben, „befreit von aller Erdenschwere“ . . .

Als ich sie zum ersten Mal wiedersah, war mir ganz seltsam zu Muthe. Mir war, als müsse auch sie um jenen Traum wissen, als habe sie ihn mit mir erlebt. Ich wartete förmlich auf irgendeine Anspielung von ihrer Seite, zielte mit Worten dunkel darauf hin — Nichts klang mir entgegen.

Dann spähte ich in ihren Gesichtszügen. Irgend etwas von geheimem Einverständniß wollt' ich daraus lesen. Jedes Zucken der Augenwimpern, jedes huschende Lächeln deutete ich mir günstig. Ich lauschte auf den Klang ihrer Stimme, ob sich nicht in ihrem Vibriren etwas verriethe. Mir schien Alles merkwürdig, Alles doppelsinnig — die Art, wie sie irgend ein Geräth anfaßte — ihre plötzliche Laune, einen starken Wein zu trinken — ihre musikalischen Anwandlungen — — selbst darüber machte ich mir Gedanken, ob es nicht irgend etwas zu bedeuten habe, daß heute, zum ersten Mal wieder seit jener Anfangsbegegnung — ihr sich eine Strähne gelockert hatte, hinten im Nackenhaar . . .

Ich saß da, mit geheimnißvollen Gedanken, machte geheimnißvolle Andeutungen, und hatte doch nicht das Herz, etwas zu sagen.

Schließlich lachte ich mich aus, sah ein, daß Alles Phantasterei war.

Aber es verdroß mich doch, dieses Fehlen einer tieferen seelischen Verbindung.

Unser Schweben durch die Himmel hin war gar so wundersam-berückend gewesen. Wenn ich daran dachte, überlief's mich.

Und sah ich dann die wirkliche Lucie vor mir, so ahnungslos, so nüchtern in ihrer menschlichen Realität, wie sie Thee einschenkte und Zwieback anbot, dann überkam mich eine eigene Traurigkeit und tiefe Fremdheit.

Mein Bestes muß ich eben doch mit mir allein leben! Das ist mir nun gewiß.

* * *

— — Ich finde mich so langsam jetzt mit meinem Schweigen wieder ab. Denn ich habe ein gutes Ventil gefunden: ich rede mit Lucien, wenn ich — mit mir allein bin!

Dann stelle ich sie in der Phantasie vor mich hin — ich sehe sie ganz deutlich — bis in individuelle Eigenheiten — z. B. ihr Stirnrunzeln, wenn sie aufmerksam lauscht! — und dann plaudere ich ihr allerhand vor. Nichts von unseren sonstigen hohen Geistesdingen, sondern lauter verliebtes Zeug, bunt durcheinander — schmiede mit ihr Pläne für nahe und ferne Zukunft, für Reisen ans Meer und ins Gebirge, tuschle ihr süße Zärtlichkeiten ins Ohr — kniee vor ihr nieder, lege den Kopf in ihren Schooß und — — träume! Träume von

lieben guten Dingen, von Prinzessinnen und Zwergen, und holder dummer Kinderseligkeit.

Und bin ich dann bei ihr, bei der wirklichen Lucie, in der Kurfürstenstraße zu Berlin — dann bin ich ernst und gemessen und benehme mich sehr taktvoll und förmlich.

So ist sie mir jetzt eine räthselvolle Doppelheit — einmal die vornehme Weltdame, mit der ich im Leben verkehre, meine kühle „Freundin" — dann . . . irgend ein mystisches Seelenwesen, das ich ganz allein für mich besitze, das aufs geheimnißreichste mit mir verbunden ist, mit dem ich jeden Gedanken und jede Empfindung theile. . .

Ich denke viel und gern an meinen Traum. Der wird mir immer bedeutungsvoller. Ich träume ihn weiter. Und wenn ich mich auch nicht mehr hinauswage in die hehre Eisesnacht des Kosmos, so male ich mir doch ein verborgenes stilles Plätzchen aus, auf dieser Erde zwar, doch abgeschieden von der Welt, und dort bin ich mit meinem Glück allein, mit Lucien.

So schafft sich ihre Gestalt in mir eine eigene Sphäre, über deren Geisterschwelle Niemand Zutritt hat als sie allein, ihr Bild, ihre Wunschgestalt!

Das Irdische ist jetzt gleichsam entwerthet. Ein Ueberirdisches hat sich vor mir aufgethan, zieht mich zu sich hinauf. . .

* *
*

— — Ich fühle jetzt täglich tiefer, wie alle meine Kräfte schon einer „Neuen Welt" angehören, die ich am Horizont der Zeiten langsam heraufdämmern sehe.

Das wundersame Liebesglück, in dem ich webe und lebe, hat mich sehend und hörend gemacht.

Feinere Organe bilden sich in mir heraus, mit denen ich das Ungreifbare greife, das Unwägbare wäge, das Unsichtbare entschleiere.

Ich lausche in mich hinein — eine Welt tönt aus mir entgegen, mit Milliarden feinster Geräusche, die ich alle unterscheide. Und hinter der einen Welt kommt eine zweite — zehn Welten kommen — eine Legion! . . .

Bin „Ich" das, der Das alles hört, alles in sich trägt, aus sich gebiert?! Bin „Ich" dieser Wissende, vor dem die Geheimnisse nackt dastehen, wie schamhaft sich ergebende Jungfrauen?!

Ein Schwindel faßt mich an! — Mein Glück quillt über! . . . Ich rase!! . . . . .

— — —

Nein, ich will ruhig sein. Und ich will mich fassen, mich sammeln! . . .

Ich will still darüber nachdenken, was ich in diesen Tagen, diesen Nächten in mir erfahren habe.

Die Nächte sind schön, glitzernd in Sternenpracht.

Ich sitze draußen, auf freiem Felde, blicke zum August-Himmel empor — der leuchtet.

Heimchen zirpen um mich — und wie ein ferner, ferner Kranz legen sich um mich die Lichter der Großstadt. Der Kranz verläuft in weiches Dunkel. Hinter meinem Rücken ist Nacht.

Ich sitze auf einem Feldstein. Der Athem der Sommernacht kost meine Schläfen. Ruhig gehen meine Pulse.

Durch meine Adern rinnt das Blut der Erde. Die Erde ist meine Mutter.

Ich f ü h l e dich, M u t t e r — ich, dein Kind!

Und eine große Zuversicht senkt sich auf mich herab . . . ein stolzer Glaube . . . eine selige Gewißheit!

— — —

Ich erlebe in mir den Gang der Zeiten.

Geschlechter wachsen aus Geschlechtern. Sie sondern und scheiden sich, verdichten sich zu Völkern — überdecken den Erdball.

In einem furchtbaren Kampf mit der Natur erringen die Menschen sich ihre Freiheit. Die Natur ist hart und karg. Sie verbirgt ihre Schätze mit kluger Hinterlist. Jede einzelne ihrer „Gaben" muß ihr unter Gefahren entrissen werden. Doch das grause Bedürfniß erzeugt Denker und Helden. Alle Kräfte, mit denen die Natur zerstörerisch spielt — der Mensch fängt sie ein, befragt sie, benutzt sie. Und indem er sich von ihnen vernichten läßt, lernt er die schwere Kunst sie zu beherrschen.

Aber die tributpflichtig gemachte Natur grollt unter ihm, wie eine gefesselte Bestie. Tückisch äugt sie empor, wo wohl die Schwäche sei bei ihrem Bändiger. Und mit zweideutiger List lehrt sie ihn, wie er nicht blos zu herrschen, auch — zu genießen habe. Sie wird ihm eine Unterweiserin der Lüste. Je mehr er erringt, desto begehrlicher soll er werden. Je feiner er wird, desto feiner wird auch seine Lust. In allen Lüsten aber schlummert der Tod.

Also rächt sich die Natur: durch die Lüste, die sie schenkt, will sie ihren plumpen Ueberwinder aufs neue unterjochen. Sie will ihn schadenfroh zerstören. Und vorsichtig, eine erfahrene Giftmischerin, vermengt sie die höchste Lust mit dem tiefsten Weh . . .

In Weh und Lust rast alle Kreatur — in Weh und Lust wird Alles geboren und erzeugt: Menschen und Erkenntnisse.

In Weh und Lust ward die Natur unterworfen.

In Weh und Lust genießt der Mensch seines Sieges.

— — — — —

Doch es giebt kein Zurück mehr.

Freudig bezahlt der Mensch seine Wonnen mit seinen Qualen. Aber die Herrscherwürde legt er nicht aus den Händen.

Und nicht blos unterwerfen will er, er will auch wachsen!

Dann erst wird er zu seinem Ziele gelangen, wenn Alles, was er sich erobert hat, ein Theil wird seiner selbst! Wann er nicht blos mächtiger, nein auch schöner, reicher und mannigfaltiger geworden sein wird! Er will neue Wunder aus sich herauslocken, neue Welten in sich erschaffen. Er will sich selber verwandeln lernen, damit er sich tausendfältig genießen kann.

Er weiß, daß auch dieses in Lust und Weh geschehen muß.

Er weiß es — und ist gewappnet.

— —

Der Mensch ist an sich selber Bildner zugleich und Stoff. Aber der Bildner darf den Stoff nicht schonen. Er muß ihn verschwenden.

Wer sich nicht täglich neu verwandelt, der schrumpft täglich neu ein. Wer nicht über sich selber hinauswachsen will, der wird bald hinter sich zurückgesunken sein.

Darum kein feiges Beben, ob der Weg auch allemal „der rechte" sei. Tausend Wege müssen versucht werden, damit ein einziger zum Ziele führe.

Wir dürfen auch nicht zurückschrecken vor „Krankheit", „Wahnsinn" und „Verbrechen" — was die Welt mit diesen Namen nennt, das bedeutet oftmals unsere beste Kraft.

Jedes Ding, das ein „Drüberhinaus" in sich trägt, müssen wir mit uns verschmelzen. Es wird unsere Kräfte

magisch beseelen — wird sie mit neuen Energieen laden, gleich mit elektrischen Batterieen.

Und dies ist unsere Zuversicht: es ist unmöglich das Leben niederzudrücken. Wo es vorhanden ist, da bricht es auch durch. Denn es ist stärker als alle Todtenwälle.

Und so muß auch durchbrechen, was in unsern Seelen lebt von wahrem „Neuland“. Es ist ja nicht zufällig da, es ist nothwendig. Also muß es auch werden und wachsen.

Und laßt das Alte morsch werden und sinken: die neue Welt will erstehen, der neue Mensch erschaffen sein!

— — — — — — — — — — — — — — —

So tönt es jetzt in mir und um mich, wenn ich draußen auf freiem Felde bin, um Mitternacht, und zum funkelnden Sternenhimmel emporschaue.

Am Tage aber bin ich heiter und still. Es rieselt um mich wie Glücksverheißungen.

Und Lucie? Ich kann nicht zu ihr hingehen. Seltsam! Mich warnt Etwas.

Warum soll ich ihr sagen, was sie seit langem weiß und tief in sich trägt und erwägt? was ich ihr hundertmal gesagt habe — draußen, um Mitternacht, auf freiem Felde?! Ihr, der unirdischen Lucie, wann sie vom funkelnden Sternenhimmel zu mir niederschwebt!

Und du, meine irdische Lucie, verstehst auch Du mich? Verstehst du?? . .

15.

— — Jetzt, wo mir Lucie so unirdisch geworden ist, fangen andere Frauen wieder an — irdisch für mich zu werden!

Ich weiß ja doch, daß sie an mein Heiligthum mit ihren irdischen Händen und ihrem irdischen Athem nicht heran können.

Und solange noch etwas Irdisches in mir ist — — nun, ich brauche mich ja vor mir selbst nicht zu entschuldigen, brauche mir auch nichts vorzuflunkern.

Neulich fing's an, mit einem kleinen, halb-sentimentalen Präludium. Ich stand auf dem Balkon, noch zitternd von der Erregung meiner Hirnarbeit, und blickte auf den Platz hinaus. Da hörte ich unter mir etwas rascheln. Ich blickte hinab, und sah — sah nichts als ein paar Frauenhände, die zum Fenster hinauskuckten und dabei einen kleinen Teppich ausklopfend, hin- und herbewegten. Es waren schmale blasse nervöse Hände, etwas grau in der Farbe, selbst ein wenig grämlich, aber doch noch jung, so etwa sechsundzwanzig Jahre alt, gerade wie ich.

Ich war im Augenblick ganz Aufmerksamkeit, und meine Phantasie fing an zu arbeiten. Ich sah das Handgelenk, schmal, knöchern. Ich sah den Aermelsaum, ein einfaches Hauskleid, mit etwas abgenutzter Häkelborte. Das Gesicht sah ich nicht; die Figur auch nicht. Aber ich wußte: das Gesicht

mußte blond und leidend sein, die Figur zart und ein wenig schlaff. Nach einiger Zeit wichen die Hände zurück, der Teppich wurde ins Zimmer gezogen, das Fenster geschlossen.

Ich dachte nach. Vor einigen Wochen, so um Anfang Oktober herum, war unter mir ein Beamter der Reichsbank eingezogen, mit seiner jungen Frau, der Tochter eines geheimen Rechnungsraths. Ich habe mich niemals für Töchter von Rechnungsräthen interessirt, auch nicht für Gattinnen von Bankassistenten und erst recht nicht für verkümmerte kränkliche Blondinen. Und doch war ich jetzt — wie soll ich sagen? — nicht unberührt geblieben. Ich dachte mir: das ist nun ein lebendes Wesen, die früh verblühende Besitzerin dieser dünnen grauen Hände. Sie sitzt die langen Tage in ihrer Stube, wischt Staub ab und häkelt, läuft verschiedene male in die Küche hinaus, um zu sehen, daß die Speisen nicht anbrennen und die Töpfe nicht überlaufen, und hat im übrigen die „süße Pflicht“, ihrem abends heimkehrenden Gatten „die sorgenschwere Stirn zu glätten“; Kinder hat sie nicht, der tiefste Beruf des Weibes ist ihr versagt geblieben. Die sitzt nun da in ihrer Stube und langweilt sich, und sehnt sich. Auch wenn sie sehr wenig Phantasie hat, sehnt sie sich doch. Sie sieht das große Leben draußen, so nah und so unerreichbar, sie fühlt ihre Ausgeschlossenheit. Gewiß weint sie zuweilen. Oder — sie kann nicht mehr weinen, hat nur wenig Thränen noch, seufzt blos und murrt. Sie gilt vielleicht für „nicht sehr liebenswürdig“, möglicherweise gar für „anspruchsvoll“. Und ihr ganzes Vergehen ist doch blos, daß sie ein lebendes Wesen ist — daß sie des Lebens leises Gähren in sich fühlt und nicht unterdrücken kann — daß sie sich gegen das Verlöschen des Lebens mit dumpfem Instinkt auflehnt.

Ein Groll stieg in mir auf und ein eigenthümlich weiches wärmendes Mitleid. Ich empfand den ganzen Widersinn unserer Kultur und fühlte eine schwärmerische Liebe zum Leben, auch wo es leise verlöschen will und nur schwach und ängstlich kämpft. Mir war, als müßte ich hinuntergehen, die blasse Frau bei der Hand nehmen, ihren Kopf an meine Brust lehnen und ihr nun sanft die blonden Haare küssen.

So fühlte ich mich — halb als tröstender Heiland, halb als schwärmender Erotiker. Ich lachte und ging ins Zimmer wieder zurück.

Einige Tage drauf begegnete mir die junge Frau auf der Treppe, ihr dicker Mann keuchend hinter ihr drein. Ich grüßte, sie dankte verwundert. Sie hat leere, scheue, verschwommene Augen, ist im übrigen eher brünett als blond. Was mir auffiel, war der ziemlich wulstige Mund. Den hatte ich mir ganz anders gedacht.

Ich war ernüchtert.

Man kann sein Mitleid ebensogut verposamentiren wie sein Geld.

Außerdem „sollen" wir ja gar nicht mitleidig sein, wir Uebermenschheitsaspiranten. Es ist uns ja „verboten"! Merkwürdig, — also Verbote giebt es auch noch für Uebermenschen?! Vielleicht erst recht! Wer über den Menschen stehen soll, dem ist das Menschliche eben — Tabu! Er soll nicht mitleidig sein — nächstens soll er auch nicht lieben! Ist da der „Uebermensch" nicht vielleicht blos — eine höhere Fastenspezies?

Das schießt mir jetzt so durch den Kopf, und ich schreib's auch getreulich auf, obwohl sich die Leute schon über meine Gedanken-Digressionen beschweren, und dann meinen, ich wolle stets ins Uferlose hinaus.

Das mag schon stimmen — mich reizt die hohe See mehr als das sandige Ufer — und Spaziergänge des Gedankens sind meine feinste und vornehmste Freude. Dann genieße ich mich endlich einmal ganz rückhaltlos. Ich bin Epikuräer des Gedankens.

So liege ich auch gern des Morgens im Bett und denke. An Lucie? Oh ja, recht viel an Lucie — obwohl der Morgen dazu eigentlich nicht die Stunde ist! Ich habe viel feinere Gedanken des Morgens —! Verzeih, Lucie! — du bist mehr meine Abendgöttin! Aber leider kommen jetzt des Morgens auch manchmal Störungen, höchst alberne Störungen, von außen her oder eigentlich mehr noch von innen heraus! Ich liege dann im Bett und lausche, lausche auf die erwachenden Geräusche des Hauses. Das verdanke ich gleichfalls der blonden, pardon brünetten Frau Bankassistent.

Die fing neulich des Morgens auf dem Treppenflur an zu zetern. Ueber irgendwas. Da wurde ich neugierig und hielt mein Ohr hin. Eigentlich wollte ich blos die Stimme tariren. Es war ein spitzer brüchiger Sopran. Den hör' ich jetzt fast jeden Morgen. Dazwischen eine stumpfe Altstimme, oder besser: gar keine Stimme, ein klangloses Gemurmel, die Nachbarin vom Treppenflur. Diese beiden Frauen pflegen sich jetzt des Morgens, schon um halb Acht, eine Viertelstunde lang öffentlich zu unterhalten. Und was das Infame dabei ist, — sie lachen! Meine blasse grämliche Rechnungsrathstochter l a c h t! Das schlägt dem Faß den Boden aus. Es ist einfach — stillos!

Ja, wenn die Weiber anfangen, „irdisch" für Einen zu werden — dann geht bald alle Gemüthlichkeit und aller Spiritus zum Teufel!

Nein, ich bleibe D i r treu, meine „unirdische" Lucie!

* * *

Herbrand lächelte. — Gott! und jetzt kam „Puzzel“!

— — Das kleine Mädchen, mit dem ich jetzt manchmal zusammenkomme, ist wirklich ein gutes Ding. Sie putzt mir sogar des Morgens die Stiefel.

Frau Schummerentzgen knurrt darüber. Das Stiefelputzen betrachtet sie als ihr gutes Recht, und dann — ist ihr Glaube an meinen Idealismus erschüttert.

Klärchen Putzey heißt das kleine Mädchen — ich nenne sie „Puzzel“. Puzzel hat Manieren wie ein kleines Kätzchen. Sie streicht schnurrend um Einen herum und reibt sich die Schulter an Einem.

Sie ist sehr bescheiden angezogen, aber in Allem höchst anständig und sauber. Sie hat nichts von dem aufgedonnerten Zierpuppenwesen, wie man's sonst in Berlin bis zur Unleidlichkeit findet. Ihr Hauptstolz ist, daß sie bei sich zu Hause eine Lampe hat, die ihr wirkliches und wahrhaftiges Eigenthum ist. „Die behandle ich wie so ein kleines Kind,“ erzählte sie mir, „alle zwei Tage wird sie gebadet.“ — Gebadet? fragte ich erstaunt. — „Ich nenne es so,“ erwiderte Puzzel. „Aber natürlich stecke ich sie nicht ins Wasser. Ich nehme sie blos auseinander, putze jedes Theilchen sorgfältig ab, bis es ganz blank ist, und setze dann alles wieder zusammen. Eine halbe Stunde, vielleicht eine ganze, geht so darüber hin.“

Puzzel wäre ideal, wenn sie nicht so zärtlich wäre, und wenn in ihrer Zärtlichkeit nicht etwas von Sentimentalität steckte, — von jener tantenhaften Sentimentalität, die immer beschützen und überwachen will und vor allem sehr neugierig ist. Am liebsten möchte sie tagsüber still bei mir in einer Ecke sitzen, zusehen, wie ich arbeite und schreibe, und auf den leisesten Wink mir zu Diensten sein. Ich dulde Das aber nicht. Auch will

ich, daß sie ihre Stelle im Geschäft nicht verliert. Puzzel verkauft Puppen und Spielsachen und ist auch eine geschickte Puppen-Schneiderin.

Ein liebes Ding! just so, wie der Mann es sich wünscht. Und doch — was kann sie mir sein? Spielzeug, wie es ihr die Puppen sind! Das ist unrecht, ich fühle es. Und kann doch nichts daran ändern!

Denn all mein Denken, mein Fühlen gehört einer Anderen — Ihr, deren Namen ich hier nicht zu nennen wage!

Uebrigens muß ich noch bemerken, daß Puzzel doch auch einen gewissen Hang zum Leichtsinn hat! Sie bummelt gern, träumt noch viel lieber und ist eigentlich blos aus Langeweile fleißig.

* * *

— — Sylvesternacht. Komme eben von draußen heim. Bin in einer wunderlichen, seltsam-erregten Stimmung.

Den ganzen Abend war ich allein. Ich wollte es so.

Puzzel hatte mich furchtbar gequält, mit ihr zusammen zu sein. Ich lehnte es standhaft ab. Darüber ist sie beleidigt und hat sich schmollend zurückgezogen. Sie wird schon wiederkommen!

Auch Lucie hatte Andeutungen gemacht, daß ich kommen möge. Sie nannte mir noch vier, fünf Personen, die gleichfalls bei ihr sein würden. Grund genug für mich, nicht hinzugehen. Es gibt da — „unerträgliche Gesichter“!

So war ich also allein und trank still für mich ein paar Gläser Punsch. Gegen halb Zwölf verließ ich die Wirthsstube und schlenderte langsam der Kurfürstenstraße zu. Vor ihrem Hause blieb ich stehen. Hinter den Fenstern helles Licht. Ich blickte hinauf, und mir war, als sähe ich's sich bewegen.

Es war wenige Minuten vor Zwölf. Ich fühlte eine Aufregung in mir, als ginge ich einem großen Schicksal entgegen. Ich ging ein paar mal auf und ab, wagte aber nur wenige Schritte nach Rechts und Links, — aus Furcht, es könne Zwölf schlagen, und ich ihrem Fenster nicht gegenüberstehen.

Als die Glockenschläge ertönten, beging ich die Narrheit, glühende Kußhände hinaufzuwerfen. Glücklicherweise war die Straße ziemlich menschenleer.

Bald aber begann der Lärm aus allen Häusern, Fenster wurden aufgerissen, „Prost Neujahr!“ herausgeschrieen, in der Ferne knatterten Schüsse, und plötzlich war auch die Straße wieder ganz belebt.

Ich flüchtete. Ein letzter Blick zu Luciens Fenstern zeigte diese dicht verschlossen.

Es war mir ein schrecklicher Gedanke, sie mit Anderen zusammen zu wissen, — ist es mir noch! Es erscheint mir geradezu absurd, quälend! Es zeigt mir die Ungesundheit, das Anormale unseres Verhältnisses. Denn mein innerster Instinkt verlangt, daß sie jetzt an meiner Seite sei, sie ganz allein. Und dann wollte ich ihr die Neujahrsseligkeit von den Lippen küssen, und das neue Jahr sollte uns ein Symbol sein für das Heraufkommen einer neuen Welt, — meiner neuen Welt!

Früh morgens.

Die „neue Welt“ trage ich jetzt mit mir herum, wie eine junge Mutter ihre stille keimende Frucht. Manchmal fühle ich es leise, leise-zart sich bewegen. Eine eigene Seligkeit übermannt mich dann. Ich fühle die Zeiten, welche kommen werden, ahne das aus dem Bann der Zukunft auftauchende Neuland, — Neuland der Seele . . .

Ich hatte diese Nacht einen wundersamen Traum. Aber

ich kann mich auf nichts Deutliches mehr besinnen. Ich fühle den Traum nur noch in mir wie ein dumpfes Brausen, voll süßer Unruhe, bänglich-verheißungsvoll . . .

* *
*

— — Ich habe Puzzel jetzt fortgeschickt. Es war mir nicht mehr möglich ihre Nähe zu ertragen, ihre Verliebtheit zu dulden. Sie hörte meine wohlgesetzte Rede schweigend an, mit gesenktem Kopf, und fuhr blos mit der Spitze ihres Schirmes auf dem Teppich hin und her. Dann sagte sie, höchst trocken: „Du liebst eine Andere!" — drehte sich um und ging hinaus. Das Geld ließ sie liegen.

Ich war bleich und fröstelnd und pfiff vor mich hin. Ich sagte mir: daß das nothwendig gewesen sei — und glaubte es nicht. Und es war *doch* nothwendig! Ich weiß es.

Wenn ich bei Lucien war, konnte ich jetzt keine Ruhe mehr finden. Mein Herz klopfte ganz dumm, und in ihren Augen, so oft sie mich fixirten, schien mir ein mitleidiger Hohn zu liegen. Waren das „Gewissensbisse"? Mit diesem alten Inventurstück christlicher Gefühlsmoral hoffe ich doch fertig zu sein! Nein, ich glaube, es war etwas anderes. Es war . . . ja hauptsächlich ein Gefühl der Ehrfürchtigkeit für sie . . . und dann . . . geistige Scham . . . Das Gefühl, mich *ganz* ihr zu schulden . . . nicht das Geringste weggeben zu dürfen, was *ihr* doch gehört . . . gehören *soll*! . . . dereinst! . . .

Oh Gott, in welchem Labyrinth von Gefühlsverwirrung stecke ich doch!

Nein: daß ich Puzzel wegschickte war richtig! Es war Sache der Reinlichkeit, der psychischen Hygiene. Es war schon zum *ästhetischen* Bedürfniß in mir geworden!

Was kann ich dafür, daß mir die ästhetischen Bedürfnisse im letzten Grunde stets ausschlaggebend werden? Es gibt Leute, die finden das „hypersensibel“, „neurasthenisch“. — Ich kann Das nicht beurtheilen. — Aber diese Leute kommen mir wie Klötze vor.

Neulich sagte Lucie zu mir: „Gott“ sei auch blos so ein ästhetischer Begriff für mich ... Ich wußte darauf Nichts zu erwidern — wurde aber sehr nachdenklich.

Nun gut, Puzzel ist gegangen — und ich ... gehe zu Lucien hin ...

„Sauberkeit?“ Hähähä!

Ich möcht mich vor den Spiegel stellen und mir selber Fratzen schneiden!

.... Mit seiner eigenen Narrenhoheit zu schauspielern, hat manchmal doch etwas Tröstliches! ....

16.

— — Ich weiß nicht, warum ich mich mit Lucidissima nicht mehr so recht verstehe.

Mir will scheinen, als wäre sie früher leichter und williger auf das eingegangen, was ich ihr sage.

Freilich waren wir von Anfang an oft verschiedener Meinung. Aber diese Freude am Widerspruch ist doch erst neueren Datums. Sie reibt sich ordentlich an mir, widerspricht, um zu widersprechen.

Und ich phantastischer Thor, der ich mich andauernd mit ihr so selig eins wähne! Aber alles, was ich mir mit jener unirdischen Lucie, in heißen Nachtgesprächen, erträume, erdichte, erlüge, macht die irdische Lucie tags darauf wieder zunichte!

Sie sitzt da und spitzt die Lippen — das hat sie sich erst neuerdings angewöhnt! — oder sie zieht, wie sie das von jeher machte, die Oberlippe ein wenig schief. Das gibt ihrem Gesicht einen merkwürdig kritischen Ausdruck. Und in ihren Augen ruht still-lauernder Hohn, — obgleich sie sie nicht eingekniffen hat, wie das andere Frauen wohl thuen, wenn sie listig sein wollen. Nein, sie schlägt, wie stets, die Augen weit auf, blickt allenfalls ein wenig von der Seite, mehr noch von oben herab. „Schwärmer!“ . . . . lese ich in diesen Augen.

Das verwirrt mich, reizt mich. Ich spreche hastig, übersprudele mich. Ich sage mehr als ich eigentlich will — mehr

als ich denke. Ich versteige mich zu Behauptungen, die ich gar nicht ernst meine, die direkt absurd sind, die ich aber leidenschaftlich vertheidige. Ueberall gehe ich bis zur äußersten Konsequenz und bin nicht eher zufrieden, bis ich Alles auf die Spitze getrieben, auf den Kopf gestellt habe.

Und sie — bleibt äußerst gelassen, setzt kaum ein bischen ironischen Spott dagegen. Sie ist ganz die kühle Weltdame, die auf der Chaiselongue liegt und sich ein bischen Theater vorspielen läßt. Sie hat ja ihre Weltanschauung, die unerschütterlich ist — eine Weltanschauung, die ganz aus Vergangenheitsgerümpel besteht! — und mit vornehmem Mitleid betrachtet sie alle Versuche, aus unserer eigenen Zeit und unserem eigenen Erleben, aus unseren Träumen und Sehnsüchten, eine neue Weltanschauung zu schmieden und zur Norm unseres Handelns zu machen.

Fast glaube ich: sie ist in diesem Punkte dumm!

Der Werth der Tradition auf geistig-moralischem Gebiet ist ihr — der Philosophin! — wohl noch nie als Problem erschienen. Es ist ihr einfach selbstverständlich, daß hier das Alte — auch das Ewige ist. Sie, die sonst so „freidenkend" ist, hat hier direkt ihre Adelsvorurtheile.

Irgendwo bricht doch die Abstammung beim Menschen immer durch und richtet ihre Grenzpfähle auf — die Mutter der Bornirtheit!

Lucie liebt es sehr, ihre adelige Herkunft zu ironisiren. Aber sie könnte sie in ihrem Bewußtsein und Gefühlsleben durchaus nicht missen. Sie ist merkwürdig empfindlich in diesem Punkt. Was sie sich selber gestattet, gestattet sie noch lange nicht einem Andern.

Und so verstehen wir uns denn nicht — gerade in Dem, was mir das Wichtigste und Heiligste ist.

Ja, ich glaube, sie kann diese Wichtigkeit und Heiligkeit mir nicht verzeihen. Mit diesen Ideen ein wenig tändeln — sie als Jeu d'esprit betreiben — dazu wäre sie allenfalls geneigt, auch heute noch. Aber darin eine Aufgabe von allgemeinem Charakter zu erblicken, erscheint ihr eine Thorheit. „Welterlöser" nennt sie mich spottend.

Oh, sie kennt meine Skepsis nicht, da sie also spricht! Ich weiß nur zu wohl, daß die Welt nicht „erlöst" werden kann, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht erlöst sein will.

Aber ein Anderes ist doch die Frage unserer geistigen und seelischen Fortentwickelung, „die Rassezüchtung des Uebermenschen" — daran zu denken, zu arbeiten, ist mehr als unsere Pflicht . . . es ist ein Moment unserer intimsten Beseeligung.

Ja, es ist Seligkeit für mich, das „Neue" in mir zu fühlen und das Neue der kommenden Menschheit ahnend vorweg zu nehmen.

Und das ist der Punk, wo Lucie vollkommen taub für mich ist, und wo ich am tiefsten — meine Einsamkeit fühle.

* * *

— — Was sind mir diese Menschen, mit denen sie sich zeitweilig umgiebt, ihr sogenannter „Verkehr"?!

Es mögen ja Leute drunter sein, mit denen sich sprechen läßt, wenn man sie draußen irgendwo trifft — unterrichtete, feinfühlige Leute, die mit der Zeit Schritt zu halten suchen. Es sind aber auch Manche drunter, deren Dünkel oder Zudringlichkeit mir sie in jeder Gesellschaft verleiden müßte!

Und nun gar bei Lucien! Da kann ich überhaupt irgendwelchen Dritten nicht ertragen. Schon früher fiel mir Das schwer, jetzt ist es mir unmöglich.

Manchmal denk' ich: mich lieber mit wilden Thieren in einen Käfig sperren lassen, als mit „Menschen" in einem Salon zusammentreffen!

Diese gräßliche nivellirende Atmosphäre, die sich da über Einen legt, die aus Allem — und mag es Wurzel und Achse der eigenen Persönlichkeit sein! — einen ‚Konversationsstoff' macht! Und da soll man die dümmsten Einwände liebenswürdig hinnehmen, die flachsten Späße geduldig ertragen, und schließlich noch mit seinem Heiligsten selber — artig tändeln!

Oh gewiß! Es ist nichts so heilig, daß man nicht zeitweilig Laune verspürte, es tüchtig zu hudeln und zu hänseln! Aber vor jedem dummen Jungen und lüsternen Gänschen Das thuen zu sollen — dazu wäre mir selbst das Unheiligste doch schließlich — zu schade!

Und Lucie giebt gern selbst ein bischen den Ton an! ... Sie ist ja gewiß zu vornehm, um nach billigen Triumphen zu angeln oder unzart zu kränken ... Aber da sie jetzt mit mir in ‚geistiger Fehde' steht, so ist es ihr nicht unwillkommen, Bundesgenossen zu finden — gleich als ob sie mich dadurch einschüchtern oder auch nur im mindesten irre machen könnte!

Im Grunde glaubt sie dies ja wohl auch selbst nicht: aber man darf bei Frauen niemals die Eitelkeit vergessen! Mit einem kleinen Heerbann zu prunken, und bald den Einen bald den Anderen für sich eine Lanze brechen sehen — das hat noch stets wie süßester Weihrauch geschmeckt!

Auch bin ich jetzt nervös so herunter, daß ich gar zu

schnell in die reizbarste Stimmung gerathe! Und je mehr ich's in mich hineinfresse, desto schlimmer wird's.

Es sind aber nicht jene gleichgültigen Dritten — es ist Lucie selber, gegen die sich meine Wuth kehrt.

Wenn ich sie inmitten ihres Kreises sehe, mit jenem künstlich-blasirten Lächeln auf den Lippen und dem erzwungen-gleichgültigen Auge, möglichst unpersönlich in der ganzen Art sich zu geben — dann — dann erscheint sie mir alsbald wie eine inhaltslose Larve! Lucie ist dann nicht ‚Lucie' mehr — am wenigsten das Weib, das ich liebe! — nicht einmal mehr die ‚Freundin' — ich sehe direkt meine Feindin in ihr — und ich fange an sie zu hassen!

Auch werde ich von wahnwitziger Eifersucht gequält. Jedes Wort, jeder Blick, die sie an einen Andern richtet, beleidigen mich, erscheinen mir wie eine schmähliche Beeinträchtigung. Ich werde mürrisch, bitter, ausfallend. Und ich leide, leide unsäglich.

Ich mußte also den festen Entschluß fassen: mit Lucien blos dann noch zusammenzukommen, wann ich sie ganz für mich allein habe. Als ich zu ihr hingegangen war, um ihr Das zu sagen, antwortete sie blos: „Sie sollten nicht so empfindlich sein!" Dann, nach einer Weile, fügte sie hinzu: „Aber kommen Sie nur, wie's Ihnen gefällt. Sie wissen ich freue mich stets!"

Also die Erlaubniß hab' ich. Zu gnädig, wirklich!

17.

— — Ans Fenster schwirren, wie Geistergrüße, dicke Schneeflocken. Es ist dunkel im Zimmer, und ich friere, trotz Reisedecke und gut geheiztem Ofen.

Ich sehe ins Spiel der tanzenden Flocken, die wie geschüttelte Eiderdaunen in trägen Wirbeln herniederwallen, endlos, lautlos, in weißen reichlichen Schwärmen.

Ich bin traurig. Ich bin müde. Eine schwermüthige, schwerblütige Vormittagsmüdigkeit . . .

An Lucien will ich denken — und kann es nicht . . .

. . . . Ich weiß nicht, an welche Lucie ich denken soll. Diejenige, die ich gestern Abend verlassen habe, bereitet mir Unbehagen. Und die Andere, die geheimnißvolle Freundin meiner Nächte, ist nicht da.

Ich kann sie auch nicht rufen. Ich bin ein schlechter Geisterbeschwörer.

So fühle ich mich denn wie völlig verlassen. Und schwer fällt es mir auf die Seele, daß ich doch gar so einsam bin.

Gott wie ist mir nur?! Da würgen in mir schon die Thränen.

Doch ich kämpf' es nieder.

Weinen?! Ich mag das nicht!

Aber die Einsamkeit, die Einsamkeit, meine fruchtlose quälende Einsamkeit!

Allzulange habe ich den Menschen verachtet, und habe doch immer nach dem Menschen — gesucht! Nach meinem Menschen!

Die Schaaren der Menschen erregten mir Bedrücknitz und Widerwillen. Ich floh sie. Jetzt fliehen die Menschen mich!

Und nun liege ich hier, in meiner dunklen Kammer, ausgestreckt auf dem Sofa, und bin wie abgeschieden von allem Lebendigen.

Blos die tanzenden Schneeflocken da draußen sind jetzt für mich das Lebendige.

Die Menschen — sind alle todt — Alle ohne Ausnahme — — Und auch ich selber — mir ist, als ob auch ich selber — jetzt bald sterben müßte.

Käme das — in dieser Stunde noch — es wäre mir völlig gleichgültig. Fast spür' ich schon Etwas wie eine süße Lüsternheit danach. Nach dem treuen Bruderkuß — des Todes.

Und doch nicht! Nein! Leben, leben! Und sei's auch blos wie eine weiße Flocke, die vom Wolkenhimmel herniederträuft und an der glasigen Scheibe meines Fensters zerschmilzt.

Leben, — leben?! Was heißt: „Leben" —?!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Warum ich gestern bei ihr war, weiß ich nicht. Es war leer und kalt. Keine feinere Berührung, kein frischeres Aufquillen. Als ich nach Hause ging, fühlte ich mich ganz so öde und trostlos, als all die Tage vorher.

Da war ich herumgegangen, unruhig, mit einem blöden, würgenden Leid. Wußte nicht, was mir fehlte.

Ich ging wie in einer Wolkenschicht, konnte nicht vorwärts

noch rückwärts sehen, weder rechts noch links. Und ich fühlte das Ertödtende eines bleiernen Schweigens.

Endlich, ganz mechanisch, kleide ich mich an, und gehe hinaus. Unterwegs fällt mir ein, ich könnte doch Proscke einmal besuchen. Stapfe also hinaus, zum Rosenthaler Thor, durch ermüdendes Thauwetter, und denke immer nur, was Proscke mir wohl alles wird zu erzählen haben.

Ich komme hin, steige die drei Treppen hinauf, klingele, — er ist nicht zu Hause.

Ich steige wieder herab, die drei Treppen, eine nach der anderen, gehe durch den grauen Hausgang, und dann stehe ich wieder auf der Straße.

Es fängt jetzt an zu regnen. Ich habe keinen Schirm bei mir. Ich werde gründlich naß.

Trotzdem bleibe ich eine Weile stehen und gehe dann langsam die Straße hinunter. Mir ist alles so gleichgültig.

Anfangs dachte ich wohl: wen ich jetzt vielleicht besuchen könne, an Prosckes Stelle? Ein halbes Dutzend Menschen fielen mir ein. Alle dünkten mich unausstehlich. Schließlich vermochte ich schon kaum mehr zu begreifen, daß ich überhaupt — Proscke hatte aufsuchen mögen.

Wunderlicher Zwitterzustand! Ich war stolz auf meine Vereinsamung, und litt doch darunter. Litt gerade jetzt, intensiv, mit raffinirtestem Schmerzbewußtsein.

Und dann zerfloß mir wieder Alles ins Unirdische.

Mir war, als halte mich eine große körperlose Frau in einem weiten, grauen, stofflosen Mantel. Wenn ich mich anschmiegen will, dann gibt alles nach, weicht vor mir zurück. Und ich fange an zu sinken, sinke immer tiefer, ins Wesenlose.

Ich bekomme ein Gefühl wie von weichem Schwindel,

befinde mich halb wie in traumlosem Schlaf. Und doch ist nichts Beglückendes dabei, weil leise nagend meine geheimsten Schmerzen wachen und durch die Schlafhülle hindurch mir fühlbar, sichtbar werden — doch nie in festen Umrissen, immer nur schwebend, verschwebend, und Alles grau in grau.

Ich weiß nicht, wie noch wann ich nach Hause kam. Nur, daß mir alle Glieder wie zerschlagen waren, und der ganze Kopf unsäglich müde. Und als ich aufwachte, am späten Morgen, war es nur zu neuen Schmerzen, neuen Müdheiten — —

* *
*

— — Ich verstand früher nicht, was das sein sollte: „die Einsamkeit der großen Stadt". Jetzt kenne ich das, erdulde es täglich am eigenen Fleisch, kenne seine ganze schleichende Gefährlichkeit.

In der Einöde einsam zu sein, das ist gar nichts, das ist meist gar Hochgenuß. Aber in der Großstadt, wo man um sich herum die ungezählten Menschen spürt, in tausenderlei Beziehungen durcheinandergewirrt, wo's im Ohr unablässig tönt von summendem Brausen, vor dem Auge flirrt von verschlungener Bewegung, wo die Fülle und Ueberfülle rings um Einen ausgegossen ist, da — ein einsam Darbender sein müssen, das ist furchtbar, das ist widersinnig, das ist aufreibend. Unter den Millionen Menschen, die da um dich herum hasten, denkt man, muß doch wenigstens Einer sein, der für dich geschaffen ist. Aber wo ist dieser Eine? Du athmest vielleicht dein Leben lang mit ihm die gleiche Luft. Er sucht Dich wie Du Ihn. Er stirbt, und Du stirbst. Ihr liegt nebeneinander im Grabe, und habt Euch im Leben nie gekannt, habt nichts gewußt von

Eurer gegenseitigen Existenz. Ihr wart für einander geschaffen, Ihr hättet Euch vollkommen verstanden, einander ausgefüllt, nur — kennen gelernt habt Ihr Euch nicht!

Ihr gingt vielleicht auf der Straße aneinander vorüber, streiftet Euch mit jenem kalten, fast feindseligen Großstadtblick, und saht in der nächsten Sekunde schon anderswohin, in das gleichgültige Gewirr fremder Eindrücke.

Ich weiß: es ist nichts als die Sehnsucht nach dem „Menschen“, nach „meinem“ Menschen, dem „neuen“ Menschen, die wie der heisere Schrei des Hungers aus mir schreit! Ich habe Stunden, wo ich mich gemartert fühle, weil ich, wie von einer Zwangsvorstellung getrieben, diesen „meinen“ Menschen fast leibhaftig vor mir sehe, Güte im Auge, und in der Stimme ein liebevolles Verstehen, und weil ich zugleich aufs schärfste fühle, daß ich diesen Menschen ja nicht *habe*, daß ich ihn vielleicht blos — nicht *kenne*! Und dann meine ich, ich müßte auf die Straße stürzen und müßte suchen, müßte allen Vorübergehenden ins Gesicht spähen, ob „Er“ nicht vielleicht darunter sei, der Unbekannte, der Freund, der für mich geschaffen ist!

Bis zum Wahnsinn erfüllt mich manchmal dieser Gedanke.

Und dann allmählich werde ich matt. Ich falle ab. Resignire. Verkomme fast in dumpfer Bescheidenheit. Mit einem Hunde möcht' ich mich dann zufrieden geben, und in *jedem* Menschen, im ersten Besten, bin ich mit tausend Freuden bereit, „meinen“ Menschen zu erkennen.

Etwas traurig Schwächendes, Demoralisirendes hat solch ein Zustand. Er kann, wenn man sich nicht beherrscht, in völlige Würdelosigkeit ausarten.

Ich finde es alsdann lächerlich, daß es überhaupt noch etwas gibt, das die Menschen von einander trennt. Warum

ist nicht Jeder eines Jeden Freund? Warum kann ich mich nicht dem ersten Besten an den Hals werfen, mich vor ihm ausschütten, ausweinen selbst — und dann aus ihm herausholen, was irgend Menschliches in ihm drin ist, all seine geheime Liebe und Güte?!

So fühle ich alsdann, und ich verschmachte förmlich nach einem menschlichen Laut, einem Laut der Menschlichkeit. Und bin doch wie zugeschnürt. Ich habe alles vergessen, was ich je an Menschlichem erfuhr. Mir ist, als habe ich nie gelebt, nie geliebt, nie gelacht, als ob ich auch in Zukunft nie leben, nie lieben, nie lachen werde.

Denn überall, wo ich dem „wirklichen" Menschen gegenübertrete, fühle ich mich alsbald so eisig verklammt. Ich lese im Auge die kalte Nützlichkeitsfrage, diese entsetzliche Kultur-Barbarei — — und alles Eigen-Menschliche, die winzigste Blüte selbst, wird von erstarrendem Reif befallen — und stirbt — — —

Ein wahnwitziger Stolz bäumt sich in mir hoch. Es ist mir völlig unmöglich, auch nur das kleinste freundliche Wort zu irgend Jemand zu sagen. Ich bin mürrisch, unzugänglich, ablehnend. Der Gedanke, daß man auch nur die leiseste Weichheit in mir spüren möchte, den Schimmer einer Sehnsucht, könnte mich förmlich rasend machen. Ich will störrisch, abschreckend, „cassant" sein!

Und ich bin dann furchtbar empfindlich. Ein Augenzwinkern schon, das ich mir mißdeute, oder eine Müdigkeit in der Stimme, eine nicht vollendet höfliche Körperhaltung kann mich aufs Aeußerste beleidigen. Ich werde lächerlich mißtrauisch, wittere böse Absichten, wo entweder gar nichts oder blos entschuldbare Nachlässigkeit vorliegt.

Es kann dann vorkommen, daß ich blos aus dem Grunde es nicht wage, zu einem Menschen hinzugehen, weil ich mir im voraus sein erstauntes Gesicht ausmale, mit dem er mich vielleicht empfängt. „Ah Sie? Sind Sie auch noch am Leben?“ Diese Worte schon könnten mich rasend machen!

Ich bin so stolz, so lächerlich-eingebildet alsdann, daß es mich schon kränken würde, wenn die Menschen nicht gleich mit leuchtenden Augen auf mich zukommen!

Oh, ich habe auch meinen Größenwahn! Ich bin nur zu eitel, ihn zu zeigen. Denn ich verachte die plumpen Burschen, die mit ihrer allereigensten Ruhmredigkeit prunken, und die ihre Größe nach ihrer — Prahlsucht bemessen.

Lieber will ich mich schlecht und klein machen, als daß ich auch nur eine einzige gute Eigenschaft mir nachsage, an welcher der leiseste Hauch eines Zweifels für mich hängt.

So macht mich die Selbstquälerei meiner Einsamkeit unfähig für den Verkehr mit Menschen, weil unaufhörlich mein Mißtrauen die Ohren spitzt.

„Ah Sie? Ja lange nicht gesehen! Was machen Sie Schönes?“

„Schönes?“ sage ich. „Ich mache überhaupt nichts Schönes.“ Und dabei verziehe ich den Mund zu einem galligen Lächeln. Ich denke: Was weißt du, Esel, von meinen Schönheiten? Steck du die Schnauze in deine Disteln!

Immer scheuer krieche ich in mich hinein. Eine mimosenhafte Bangigkeit erfüllt mich vor der Berührung mit den Menschen der „Wirklichkeit“. Schon im voraus wittere ich tausend Beleidigungen.

Stehe ich mit einem Fremden im Gespräch, so denke ich: Langweilt er sich wohl? Sehnt er sich vielleicht von dir

fort, wie du von ihm? Er denkt jetzt vielleicht an seine Bücher, oder an seine Rechnungen, oder an sein Mittagessen, oder an sein Mädchen. Oder vielleicht auch blos daran, ob er sich nicht einen bunten Papagey kaufen soll? oder warum die Straßen nicht öfter gesprengt werden?

Oder ist es nicht wahr, daß die Menschen dieses und Aehnliches „denken", wenn sie scheinbar angelegentlich miteinander im interessirtesten Gespräch stehen?! —

Aber Schluß! Schluß!! Laß die Menschen sein, wie sie wollen! Bleiben, wie sie sind! Was gehen dich die Menschen an? Hast du nicht Lucie, deine Freundin, deine innig Geliebte?

Ja, — hab' ich sie? — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Oh Gott! Was soll ich darauf sagen?!

18.

Herbrand schraubte an der Lampe. Dann nahm er die letzten Blätter zur Hand und las:

— — Jetzt droht sich mir Alles zu verwirren. Ich war wieder bei Lucien, zweimal, dreimal hinter einander. Und stets ging ich von ihr fort, wie von einem fremden Menschen.

Ja: liebe ich sie denn eigentlich?

Lucie Mörner, geborene Freiin von Frantzius? Dieses Weib? diesen Menschen?

Wer ist sie mir, daß ich sie lieben soll?!

Ein Gespenst lieb' ich. Meine Einbildung . . .

* * *

— — Soweit ist's nun also glücklich gekommen!

Die zwei Lucien stehen sich in mir einander gegenüber, wie zwei feindliche Nebenbuhlerinnen — die irdische und die unirdische — und beide sind zwei ganz verschiedene Wesen — und die kämpfen in mir mit einander um die Vorherrschaft.

Ohgott, du meine irdische Lucie, Du, die die unirdische in mir erst gebar, darf ich dir also treulos werden? Wäre es nicht Wahnsinn, wenn ich dich jener unirdischen opfern wollte, meinem Gespenst?

Lachen möcht' ich! Und doch ist mir zu Muth wie einem Verzweifelten!

Jene „Unirdische", sie ward mir längst die innerlich Vertrauteste, die All-Verstehende, die Mitkämpferin, die Gefährtin. Sie ward mir zum Symbol meines Heiligsten, zur Repräsentantin der neuen Welt, zum Ziel meiner Sehnsucht.

Die wirkliche Lucie aber, so oft ich mit ihr zusammen komme, enthüllt sich, schärfer und bewußter stets, als die Repräsentantin der „alten Welt", die sich aus Trotz und Widerspruch gerade auf Das alles versteift, was ich gezwungen bin zu verlassen, wenn ich mir selber und dem Ruf, der an mich ergangen ist, treu bleiben will.

Ihre Gespräche, die früher so anregend auf mich herniederthauten, so befruchtend oft, sie wirken jetzt fast lähmend. Sie machen mich muthlos und niedergeschlagen. Denn Lucie sucht jetzt etwas darin, mir Wort für Wort zu widersprechen, Alles anzuzweifeln, Alles zu bespötteln, — und nicht mit jenem gutherzigen helfenden Spott, der klären und befreien will, sondern mit dem Spott des Zurückbleibenden, mit heimlicher giftiger Rankūne.

Sie kommt mir oft fast verächtlich vor, wenn sie an zu spotten fängt, so feig und fade, so unehrlich gegen sich selbst. Mir scheint: sie fürchtet sich vor der Neuen Welt, deren Heraufkommen sie ahnt. Und weil sie's in Wirklichkeit nicht hindern kann, so sucht sie's vor sich selbst, in ihrem Bewußtsein, zu verheimlichen.

In mich aber sucht sie Zweifel zu säen.

Bin ich doch aufgewachsen und geistig groß geworden, als ein echter Epigonen-Sprößling. Ich bin ja „der Enkel zweier Justizräthe"! Ueberall hat die alte Welt in mir noch ihre

dumpfen Schlupfwinkel und verführerischen Lotterbetten. Aufs peinlichste hab' ich in mir auszufegen und fortzuräumen. Wenn wirklich der neue Mensch in mir erstehen soll, dann muß der alte — sterben!

Und nun ist die Geliebte aufs eifrigste beflissen, dem alten Menschen in mir zu schmeicheln und ihn in einen heuchlerischen Widerstand hineinzujagen gegen eingebildete Gefahren, die von einer neuen Menschwerdung drohen sollen. Sie will mich in faule Kompromisse hineindrängen, zu unfruchtbaren Halbheiten überreden, zu fahrlässigem Selbstverrath!

Sie sieht das wohl nicht in dieser Schärfe. Aber all ihr Arbeiten, ihr Streben geht dahin.

Lange Zeiten hab' ich sie verehrt, wie meine Göttin und Muse! Wenn aber nun die Muse selber es wird, die mich, den Schaffenden, unproduktiv macht? weil sie mich unfrei macht, und kleinlich-bedenklich?!

Ist dann die Muse noch — „Muse"?

Kann sie mir dann noch — „Geliebte" sein?

Darf sie's sein?!

Diese Fragen bedrücken mich, daß ich darunter zusammenbrechen könnte.

Lucien — verlieren?!

Der Gedanke schon macht sie mir wieder so theuer, so unheimlich lebendig, daß alle Gespenster meiner Einbildung davor zerrinnen! Und die eine Frage nur arbeitet in mir, fiebrig-geschäftig, wie ich es doch noch erlangen kann, daß ich die Geliebte, die Erkorene mir erhalte. —

* *
*

— — Diese Nacht schlief ich fest und tief und traumlos

Als ich heute Morgen erwachte, fühlte ich mich frisch und gestärkt, wie seit langem nicht.

Auch über Lucien denke ich jetzt ruhiger, und mit neuer keimender Zuversicht.

Sie widerspricht mir. Gut. Sie sträubt sich aufs äußerste, in meine neue Welt sich einzuleben. Richtig. Nun — was ist daran so Wunderbares?

Wer bin ich ihr, daß sie sich meiner geistigen Führung frei und freudig unterwerfen sollte?

Müssen nicht alle ihre Instinkte als Weib direkt dagegen sein?

Ist es nicht vielleicht ihr letztes verzweifeltes Mittel, sich als Weib gegen mich zu behaupten, daß sie mir in geistigen Dingen widerspricht?

Ist nicht für die „Lebensanschauung" des Weibes einzig seine *Liebe* entscheidend?

Und *darf* sie mich denn überhaupt — lieben?

Ich habe es doch bis jetzt aufs peinlichste vermieden, ihr von *meiner* Liebe — zu sprechen!

Sie weiß gewiß, sie fühlt es, daß diese Liebe da ist! Welches Weib fühlte das in solchem Falle nicht?! Aber ich *spreche* nicht von dieser Liebe! Sie hat also kein Recht, von ihr zu wissen. Sie muß ihre Existenz vor sich verleugnen. Und um das zu können, muß sie sich zu mir in einen bestimmten Gegensatz bringen.

Sollte dies der Grund ihres Widerstandes sein?

Dann läge vielleicht gerade in diesem Widerstande, unter dem ich so vieles gelitten habe, für mich die glücklichste Vorbedeutung?!

Ich dürfte daraus schließen, daß eine Neigung in ihr

da ist, die sie aber gewissenhaft genug ist, zu bekämpfen, weil mein offizielles Betragen sie dazu nöthigt.

*
* *

— — Heute Abend, bei Lucien, kam wieder etwas von dem alten behaglichen Ton auf, der früher zwischen uns waltete, und der unser tiefstes feinstes Glück war.

Ich war hingegangen, mit der bestimmten Absicht, alle ideellen Differenzpunkte zu vermeiden, und blos von Mensch zu Mensch mit ihr zu sprechen, um zu erproben, wie wir als Mensch zu Mensch miteinander stehen.

Auch sie schien der langen Sticheleien müde. Sie war milde und nachgiebig, und wir sprachen von den kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens. Dela war im Zimmer, und wie immer, wenn die kleine Wunderprinzeß dabei ist, lag etwas von Glück, Einfalt und Frohsinn in der Luft. Die Kinder sind und bleiben doch unsere besten Lehrmeister, die wahren Erzieher des Menschengeschlechts. Daran, was man in ihrer Gegenwart sonder Scheu zu äußern wagt, kann man erkennen, was gut, edel und rein ist, und was für unser Denken und Handeln Richtschnur sein sollte.

So war denn auch zwischen mir und Lucien wieder ein engerer Kontakt. Ich fühlte, was mir so lange bei ihr gefehlt hatte, anheimelnde Lebenswärme. Die „unirdische“ Lucie zerfloß, als ein leeres Schemen. Ich sah, was die irdische mir werth war, und daß auch ich ihr — theuer bin.

Als ich nach Hause ging, kam mir ein Entschluß.

Zwar will er mir kühn erscheinen, fast waghalsig. Aber ich begreife, daß er gut ist, daß er ausgeführt werden muß. Er ist für mich die einzige Möglichkeit, mich vor Gespenstern zu schützen, und dem Leben wieder nahe zu rücken.

Ich will Vertrauen zu ihr fassen. Will zu ihr hingehen und ihr Alles bekennen. Will ihr meine eigenthümliche Gemüthslage freimüthig beichten.

Bis jetzt wichen wir uns aus, gegenseitig, mit Worten und Gebärden. Wir fühlten uns zu einander hingezogen und wieder abgestoßen. Wir schauspielerten vor einander.

Es ist nothwendig, daß es endlich zwischen uns zur Klarheit komme. Was diese Klarheit uns bringen wird, das weiß ich freilich nicht.

Ich weiß ja nicht einmal mehr, wie ich selber empfinde, rein als Mensch. So sehr habe ich durch Grübeleien und Phantastereien mir mein natürliches Gefühl verwirrt.

Noch weniger kann ich wissen, wie es in Luciens Innerem aussieht. Sie behielt stets etwas Geheimnißvolles. Ich weiß blos, daß sie mir gut ist. Aber ob dieses Gutsein auch — Liebe ist, vermag ich nicht zu sagen. Es gab ja Momente, wo eine besondere Empfindung, stark und vibrirend, aus ihr zu tönen schien. Dann wieder war sie undurchdringlich und kühl. Sie ließ mich niemals ganz nahe kommen, suchte mich indes stets, wie mit geheimer Magie, in ihrem Bannkreis festzuhalten. Und ich kann doch nicht annehmen, daß sie mit mir lediglich gespielt habe!

Ich will also zu ihr hingehen und mit ihr sprechen. Morgen vielleicht oder übermorgen.

Möglich, daß, was zwischen uns stand, sich als kleines nichtsnutziges Mißverständniß löst! Daß aus der ernsten gewappneten Athena die lächelnde nackte Venus hold hervorspringt! Daß das Weib, froh, seinen theoretischen Widerstand aufgeben zu können, in stolzer Scham sich dem Manne beugt! Daß die alte Welt in Trümmer sinkt, und die neue Welt der Liebe,

des Vertrauens und der seligen Hingabe rosig empordämmert! Vielleicht — vielleicht!!

Indes —! Vielleicht auch — —

Doch still davon! Vielleicht gibt es ein hartes: Stirb — und werde! Stirb, um zu werden!

Ich bin gefaßt.

Mag nun das Eine oder das Andere kommen!

Nur Klarheit endlich, Gewißheit, und neue schaffende Gesundheit!

— — —

Ich bin müde jetzt. Will mich zur Ruhe begeben.

Gute Nacht, meine Lucie!

Gute Nacht, Lucidissima!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

19.

Herbrand stand vom Schreibtisch auf.

Er dehnte die Glieder wie ein Erwachender.

Dann zog er die Vorhänge vom Fenster zurück und blickte in den werdenden Tag.

Ihm war wundersam ruhig, fast feierlich zu Muthe.

Da hatte er nun die Beichte seiner Thorheiten und Irrungen, seiner stillen Seligkeiten und stürmischen Entzückungen, seiner dumpfen ehrlichen Schmerzen und selbstbereiteten Qualen gelesen, und er konnte kaum begreifen, daß Er es gewesen, der diese widerspruchsvollen Kämpfe alle in sich durchgemacht, der alles Das erlebt hatte!

Nur Eines fühlte er: was auch noch in ihm nachzittern mochte, schmerzlich-süß oder sehnsüchtig-entsagungsvoll, in allem Wesentlichen lag das hinter ihm, er war fertig damit.

Und auch damit wollte er fertig werden, was im tiefsten Grunde all seine Leiden verursacht hatte, mit seiner unseligen Sucht zur Selbstzergliederung, dem Kultus des „doppelten Be-Bewußtseins“! Aufs neue mußte er jetzt eindringen — in das Reich der Realitäten!

Das freilich — konnte nur der Ertrag einer langen und langsamen Entwickelung sein, die noch vor ihm lag!

— — —

Da — zuckten jenseit des Platzes, über den Schornsteinen und Dächern, rothe goldene Strahlen empor, wie beutegierig, gleich als wollten sie das ganze Firmament erobern. Und aus hunderten von Vogelkehlen scholl ein stürmisches, lärmendes Jauchzen.

Herbrand lauschte, und starrte wie verzückt.

Dann drückte er die Augen ein, trat taumlig ins Zimmer zurück und setzte sich still in die Sofaecke.

Ihn schläferte.

Leise neigte er den Kopf.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Lampe qualmte noch einmal züngelnd empor, und erlosch.

— — —

Es war der Morgen des ersten Mai . . .

Zweites Buch:

Thea.

1.

„Nein, Ihr Freund Spiridion —!“

Fräulein Malwida Nathusius wiegte den weißblonden Kopf und lächelte dazu ein wenig ungläubig. Ihr schmales Antlitz war vom Bordeaux-Wein zart geröthet.

Herbrand blinzelte sie, mit neugierigem Spott, von der Seite an.

Um sie her erglänzte die weite Prunktafel . . .

— — —

Bruno W. Engelhart, der ‚berühmte‘ Farbenfabrikant, gab sein erstes großes Winterdiner!!

In silbernen Fruchtaufsätzen und unzähligen feingeschliffenen Gläsern spiegelte sich das Licht der Kerzen und elektrischen Glühlampen. Stimmen schwirrten, Backen leuchteten, zwischen schwarzen Fracks und blitzenden Epauletten hoben sich helle glitzernde Roben, schneeige Schultern.

Weißbehandschuhte Diener huschten durch den Saal, und während die Einen flink die Teller abräumten, auf denen soeben der rosige Rheinsalm verzehrt worden war, zerlegten Andere, über einem Rost bläulicher Flämmchen, kunstgerecht den duftenden Rehziemer.

Ein köstlicher Bratengeruch zog wie ein linder Weihrauch durch das hohe prunkstarrende Gemach.

Oh, die Engelhart'sche Küche war weithin berühmt. Dank einer in Windsor ausgebildeten rheinischen Köchin hatte sie sich einen unbestrittenen, vielbeneideten Ehrenplatz in Deutschlands Reichshauptstadt erobert. Außerdem war es Kennern und Laien längst kein Geheimniß mehr: daß die tadellose Schönheit der Weine wie der Damen die Gesellschaften im Hause Engelhart ausnehmend begehrenswerth machte: — man bekam da, unter Garantie, stets die besten Jahrgänge, feingezehrte alte und prickelnde junge, alle aus ersten Häusern, vorzüglich temperirt und animirend.

Herbrand, mit dem erhebenden Gefühl, einen brillant sitzenden schwarzen Frack um die Schultern und eine vor Neuheit duftende weiße Cravatte um den Hals zu haben, saß wie von unbestimmter Seligkeit leise eingewiegt. Seine Nachbarn waren der vielgefeierte, aber ehern schweigsame Mal-Professor Konstantin Brückner und seine ‚alte Freundin' und ‚schönere Seelenhälfte' Malwida Nathusius, die diesen Abend ganz besonders heiter-redselig erschien.

Sie sprachen von Spiridion Krakuschek, dem neu erstandenen „Genie slavischer Rasse".

Herbrand hatte ihn gewaltiglich herausgestrichen. Fräulein Malwida indes war skeptisch angehaucht und schien durchaus entschlossen, sich nicht imponiren zu lassen.

Während das Kleinfeuer der Gespräche, zuweilen unterbrochen von tönenden Lachsalven, sie lebhaft umschwirrte, beugte Malwida nachdenklich-lächelnd den Kopf über den noch unberührten Teller, pickte mit der Gabel in irgendwas Nichtvorhandenem herum — ‚eine Malerinnen-Unart!' dachte Herbrand — bewegte ihre Augen wie mit sanftem schalkhaftem Vorwurf zu Her-

brand hinüber und sagte alsdann mit ihrer scheuen, gleichsam von verstohlener Liebessorge durchzitterten Flüsterstimme:

„Ich habe ein Mißtrauen gegen diesen Spiridion . . . Sie sollten sich nicht soviel mit ihm einlassen, Herbrand!"

„Aber Sie kennen ihn ja gar nicht!" warf Dieser hin. Malwidas Altmädchen-Gesicht sah klug zu ihm empor.

„Ich urtheile nach Dem, was Sie mir erzählen. Und da hat er etwas Unheimliches für mich, und daneben etwas Ungreifbar-Lächerliches. Sie sollten doch jedenfalls sehr vorsichtig mit ihm sein!"

Herbrand schüttelte lächelnd den Kopf. Diese alten Jungfern waren doch gar zu gescheut! . . Da mußte er ihr doch noch einen kleinen Schreck einjagen! — Zuvor indes bediente er sich gewissenhaft mit dem Rehziemer, der grade herumgereicht wurde, und goß sich auch noch einmal von dem Rheinwein ein.

Darauf begann er, und sein Gesicht nahm eine spöttisch-bedenkliche Miene an:

„Jaja, aus Spiridion Krakuschek ist wohl noch Niemand so recht klug geworden! . . . Wissen Sie, was er neulich gemacht hat? — Wir saßen zusammen im ‚Eisernen Drachen', die gewohnte litterarische Tafelrunde. Da zieht Krakuschek mit einem Male ein Manuskript aus der Tasche und — zu unser Aller Erstaunen — fängt er an vorzulesen . . . Uebrigens, finden Sie nicht, daß dieser garnirte Rehziemer wahrhaft excellent ist? Der kann Einem das Leben aufs neue lebenswerth machen! . . . Es war also so 'ne pathetische Sache, dithyrambisch, ekstatisch — und dann natürlich erotisch-verzückt — na, ungefähr so wie 'n Gesang aus dem ‚Hohen Lied' . . . Wir also, sind nicht wenig erstaunt — denn Keiner wußte, daß Spiridion, der Gehirn-Anatom, auch dichtete! — und schließlich, sind wir halbtoll

vor Begeisterung . . . Spiridion, wie er fertig ist, faltet das Blatt zusammen, kneift die Lippen aufeinander und sieht uns schweigend an . . . Wir brechen Alle los, jauchzen auf ihn ein, Ewald Zur Linden ist wie fanatisirt. Spiridion aber, beständig schweigend, knittert das Papier zwischen den Fingern. Plötzlich — erhebt er sich — der Fidibus ist fertig — und da brennt er auch schon an der Kerze! Wir schreien förmlich auf, Linden kriegt einen Wuthanfall, Spiridion aber — nein, Sie müßten ihn lächeln sehen — so mit einem verächtlichen Phlegma — er bewegt kaum die Lippenränder — aber es wirkt geradezu vernichtend — er lächelt also, und, ohne daß wir uns zu regen wagen, brennt er das Gedicht bis aufs Letzte herunter — ‚die Hand wie Scaevola nach der Flamme hingestreckt‘ . . .“

„Ergreifend!“ spottete Malwida. „Hoffentlich hat er sich die Hand nicht mitverbrannt! Aber wissen Sie was? Ihr Spiridion ist ein Narr! Alle Polen sind Narren . . .“

Herbrand wurde beinahe böse.

„Zunächst ist Herr Krakuschek gar kein Pole, sondern ein Böhme. Er wird gradezu wüthend, wenn man ihn für einen Polen hält. Die seien eine halbverfaulte Gesellschaft, sagt er, während die Böhmen die neuen Götter des jungen Tages seien . . . Sodann aber — habe ich meine Geschichte noch nicht zu Ende erzählt! Also gestatten Sie! — doch zuvor werd' ich zu meiner Stärkung noch ein Schlückchen Marcobrunner trinken! — ah, herrlich! — Also: Krakuschek, wie Alles zu Asche gebrannt ist, sitzt völlig reglos da und läßt uns, gelassen, um sich herumtoben. Dann aber sagt er in seiner unsäglich geringschätzigen Art, monoton und fast flüsternd: ‚Ihr Alle mögt es ja lieben, euch zu prostituiren! Ich aber — bin zu vornehm dazu! Denn es ist etwas Plebejisches: ein Dichtwerk, das

man nur sich selbst zu Liebe geschaffen hat, auf den Markt unter die Leute zu bringen. Das ist sogar noch schlimmer als Prostitution!' — Da hätten Sie die Herren ‚Dichter' mal sollen Gesichter machen sehen — es war zum Todtlachen!"

Ein Diener trat heran und präsentirte weißen Burgunder, in eingeschenkten halbgroßen Weingläsern, auf einem silbernen Tablett. „1884er Chablis!" schnarrte er dazu, geschäftsmäßig.

Herbrand blickte auf. Erhitzte Gesichter sahen ihm über den Tisch wie aus einer Dunstwolke entgegen. Die meisten Augen hatten einen eigenthümlichen halbverzückten, halblüsternen Glanz. Das Sprechen und Schreien hatte etwas Unartikulirtes. Und doch waren die Mienen alle noch höchst korrekt, die Bewegungen feierlich und gemessen.

Herbrand fühlte, wie ihm die Atmosphäre ein wenig zu Kopf stieg. Er wollte den Wein vorübergehen lassen. Sein Nachbar, Professor Brückner, wollte aber mit ihm anstoßen. So nahm er, um nicht unhöflich zu erscheinen, ein Glas von dem Chablis.

Fräulein Malwida sah ihn lächelnd an.

„Ich sehe," sagte sie, „Sie sind in diesen Spiridion ganz verliebt! Sie können doch nicht leben, ohne sich in Jemand zu verlieben! Diesmal also in einen Böhmen!"

Herbrand lächelte gezwungen. Ein Unbehagen glitt über ihn hin, und über sein Gesicht flog eine flüchtige Wolke. Leise war, wie in verschwimmenden Nebeln, Luciens Bild vage an ihm vorübergezogen. Das traf ihn immer noch wie ein unsichtbares Weh. Mühsam beherrschte er sich. Doch behielt sein Gesicht noch eine Zeitlang einen trüben, fast verschlossenen Ausdruck.

„Sie irren!“ sagte er zu Malwida Nathusius. „Ich stehe Herrn Krakuschek durchaus kritisch gegenüber und bin nichts weniger als in ihn ‚verliebt‘. Ich danke überhaupt für alles Verliebtsein! — Nur Eines kann ich nicht leiden: daß man auf einen Menschen loshackt, den man noch nicht einmal kennt.“

„Danke!“ lachte Fräulein Malwida. — Sie war nicht im mindesten böse.

Herbrand runzelte leise die Stirn und fuhr dann fort:

„Mich macht ja auch Einiges bei ihm stutzig: vor allem, daß in Jedem, was er thut und sagt, irgend ein unerklärlicher Rest bleibt! . . . An jenem Abend saß neben mir ein Mann, dessen Namen ich vergessen habe — er sah beinah aus wie ein Zigeunerhauptmann, hatte jedoch etwas sehr Ehrwürdiges, fast Patriarchalisches — jedenfalls ein merkwürdiger Heiliger, der viel in sich hineinlächelte und dann wieder verzückt und schwärmerisch blicken konnte — also dieser schweigsame Weltweise, der sagte plötzlich zu mir — ganz zum Schluß, als wir alle mit einander dem Weltgeist bereits bedenklich näher waren als sonst — sagt also: ‚das Gedicht, das der Böhme heut vorgetragen hat, ist eine bekannte Ode seines Landsmannes Jiri Karášek — sie muß auch schon wo ins Deutsche übertragen sein‘ . . . .“

„Da sehen Sie also!“ triumphirte Malwida Nathusius.

„Indes —“

„Es gibt schon wieder ein ‚Indes‘?“

„Kurz — als ich Näheres erfahren wollte, wußte der Unbekannte sich nicht auszudrücken, und als ich ihn drang, zog er seine Aussage beinahe zurück, stellte sie jedenfalls blos als eine Möglichkeit hin.“

Fräulein Malwida zuckte stumm die Achseln. Dann

musterte sie, um die schmalen Lippen ihr liebenswürdigstes Altjungfern-Lächeln, angelegentlich die Tafel. Sie schien von dieser Sorte ‚Tischgespräch' genug zu haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Schräg gegenüber saß Thea Engelhart.

Malwida nickte freundlich hin und nippte zum Gruß an ihrem Glase. Thea nickte eifrig wieder und trank gleichfalls ein kleines Schlückchen.

Dann bog sie den Kopf ein wenig vor und spähte mit ihren etwas kurzsichtigen, sich langsam bewegenden Augen weiter über den Tisch.

Da traf sie mit dem Blick Herbrands zusammen . . .

Für einen ganz flüchtigen Moment wurde ihr Gesicht plötzlich ernst. Gleich darauf umspielte es das gewinnendste gesellschaftliche Lächeln.

Der Herr und die Dame tranken sich gleichfalls zu und ließen dann noch eine Weile ihre Blicke auf einander ruhen. Sie thaten, als wollten sie sich etwas zurufen. Es war aber bei dem allgemeinen Tischlärm unmöglich, einander zu verstehen. Ihre Augen vertieften sich.

Wie strahlend sie ist! dachte Herbrand.

Und wie liebte er ihr braungoldenes Haar, das in wundervoller Fülle und Majestät das zierliche Antlitz überdunkelte und umsprühte! Sie trug es in einer phantastisch-lockeren Tracht, von bleichen Wachsperlenreihen durchzogen. Golden umflimmerte es die Schläfen, bog sich in dunkleren Wellen zum Hinterhaupt zurück, ruhte dort in mehrfach durchschlungenem und durchflochtenem Knoten und säumte den schmalen hohen Hals in lichten, wie hingehauchten Flocken. Dieser Hals — der wahre Prinzessinnenhals! dachte Herbrand — war von einer fünf-

fachen dünngewirkten Goldkette umwunden, und davon taumelten abermals Wachsperlen, in spitzer Fassung, hernieder bis in die zartgeformte Kehle. Die Büste umschloß, von den Schultern herabfließend, eine hell-lila Federboa, als Borte des prallsitzenden Weißatlaskleides.

Herbrand lächelte ein wenig über diese geflissentliche Eleganz, den selbstbewußten Hauch der großen Dame. Er blickte in Theas Gesicht . . . Das war anziehend und fesselnd, und doch im Einzelnen durchaus nicht etwa von tadelloser Bildung! Eine leichte Spur von Disharmonie lag darüber . . . Und das freute Herbrand. Es brachte ihm Thea um soviel näher!

Vermuthlich ist wohl die ‚Rassenmischung' nicht völlig gelungen! dachte er spottend und verglich sie lächelnd mit sich selber. Ja, meine liebe Thea, deine Nase ist entschieden zu groß für deinen knospenhaft kleinen Mund und für das etwas kurze Kinn! Und was haben deine großen grauen Augen für einen verschleierten Blick! Das ist nicht blos die Kurzsichtigkeit — das ist eine Müdheit der Seele!

Nachdenklich trank er von seinem Chablis und schielte dabei verstohlen, unablässig hinüber. Gewiß, die Pracht und Glanzentfaltung des mondänen Wesens zogen ihn bei Thea an, er ließ sich mit sinnlicher Wohligkeit davon blenden! Aber was er doch weit mehr an ihr liebte — das waren die leisen Unbeholfenheiten ihres Wesens, die unaufgelösten, wenn auch sorglich verhüllten Dissonanzen, gewisse unausgeglichene Widersprüche ihrer Natur, eine manchmal hervortretende Unruhe und Hast — das alles durchbrach die nach außen hin berechnete Illusion der ‚vollkommenen' Dame, verrieth den gebrechlichen, mit sich selber ringenden Menschen, und — — und —

Wie alt mag sie wohl sein? unterbrach Herband seinen Gedankengang . . . Doch höchstens Zweiundzwanzig! . . . Sie

hat Nerven! — und da spürt sie in sich etwas vom Gähren der Unbefriedigten! Sie weiß nicht recht, wonach sie sich sehnt. Und gewiß ist es nicht blos ‚der Mann‘, wovon sie träumt! Ihr schwebt Etwas vor, etwas unsagbar Edles, das sie selber gern sein möchte. Und so fühlt sie eine dunkel-nagende Selbst-Ungenügsamkeit — möchte gerne aus sich heraus, über sich hinaus — es ist Nichts als die ewige, dumpf-buhlende Sehnsucht der edleren Menschen — eine Sehnsucht nach dem schöneren Bilde ihres eigenen Selbst — das tragen diese Menschen mit sich herum wie eine ferne Verheißung — und wie eine heimliche Krankheit, die doch zugleich ihre tiefste Beseeligung ist!...

Ja? War Thea . . . Eine von Diesen? Er wußte es noch nicht. Er kannte sie noch zu wenig. Darum wollte er sie eben kennen lernen! Er fühlte sich hingezogen, und er wollte ihr helfen. Er — aber der Wein rumorte wohl in ihm!? — doch er fühlte sowas wie ein leises zärtliches Mitleid, das ihn mit einem wohlthuenden Selbstgefühl erfüllte — und er dachte es sich als eine schöne Aufgabe, ‚Theas Seele‘ zu entdecken — und ihr dann zu helfen, diese Seele zu befreien — und so sie sanft hinaufzugeleiten zu jener höheren Menschheitsstufe, deren Sehnsuchtsbild sie in sich trug! . . .

Potztausend, er war doch ein guter Kerl! Wie? oder war er's nicht? Gleich pädagogisch werden, sowie er mal ein bischen verliebt war! Nun, nicht grade ‚verliebt‘! Vorläufig blos — interessirt, warm gemacht, oder dergleichen! Sonst hätte Malwida vorhin ja recht gehabt, als sie sagte, daß er immer gleich verliebt sein müsse! Das war doch gar nicht der Fall! Er sah es ja seelenruhig mit an, wie sich Thea von dem forschen Husaren, dem blonden Herrn von Roddeck, den Hof machen ließ — und mochte der auch noch so bestrickend lächeln,

unter dem gepflegten seidenweichen Schnurrbart her, und mit den kühnen blauen Augen sie noch so unternehmend anblitzen!

Das focht ihn wirklich nicht im mindesten an! Er — eifersüchtig? Wozu? Eifersüchtige Leute sind komisch! Er brauchte ja blos seinen Freund Proscke drüben anzusehen — da hatte er gleich das vollkommenste Bild dieser drolligen Leidenschaft! Proscke sollte sich wirklich was schämen! Sitzt da mit schneidig emporgebürstetem Schnurrbart — puh, so schneidig, daß sich die Haare einzeln, wie bei 'nem Kater, nach oben sträuben! — und seine alten Corpsstudenten-Schmisse leuchten ihm durchs Gesicht wie rosige Schmarren — und so ein Mann ist eifersüchtig auf einen jungen Flaps, wie den Romanus Engelhart! Und warum? Weil Held Romanus, der Maler — dieser höchst vergängliche Sprosse der ewigen Stadt, den seine eigenen Schwestern respektlos ‚Manes' tituliren! — weil Der sich herausnimmt, der Betty Vages mit seiner Dummjungen-Dreistigkeit die Cour zu schneiden!

Fräulein Betty aber, Herbrands anmuthige Cousine, sitzt da und scheint mit pedantischer Gewissenhaftigkeit bemüht, die Gnaden ihrer Gunst durchaus gleichmäßig zu vertheilen — dem Ritter zur Rechten nicht mehr als dem Ritter zur Linken! — es wäre ja höchst unschicklich, wenn sie Einen von Beiden zu bevorzugen schiene!

Herbrand mußte lächeln, wie er das bleiche Cousinchen mit den ‚schönen seelenvollen Rehaugen', so taktvoll beflissen sah, das Dekorum der etwas zugespitzten Situation zu wahren. Er kannte sie genau und wußte, daß ihr Gerechtigkeitssinn alle Chancen aufs peinlichste erwog. Wie manchmal hatte er sich an ihrer Biederkeit ergötzt, wenn sie ihm, halb im Scherz, wegen irgend eines ‚Faurpas' ein bischen die Leviten las und

sich wohl gar dabei ereiferte! Er hörte ihr dann geduldig zu, still in sich hineinlächelnd — denn er hatte seine Cousine sehr gern — vielleicht gerade, weil ihr Beider Wesen so reizvoll auseinanderwich! Welch köstlich-enge, kreuzbrave Ansichten konnte sie in ihren Strassermonen entwickeln! Ihm war dann zu Muthe, als stiege die liebe gute alte Zeit leibhaftig noch einmal vom Himmel herunter! Und schwärmte sie nicht für Reseda und wusch sich jeden Sonntag mit Eau de Cologne? Und war nicht ihr Wäscheschrank ein wahrer Staat, alles mit himmelblauen Seidenbändchen umwickelt? Und buk sie nicht die leckersten Weihnachtspfannkuchen und war, trotz ihrer vierundzwanzig Jahre, das von allen Kindern schwärmerisch geliebte ‚Familientäntchen'? Oh, Betty war ein prächtiges Mädchen! So von einer milden gesetzten Weltlichkeit — fromm und streng, doch ganz ohne Duckmäuserei! Leider aber war sie kränklich. Sie hustete zuweilen. Gerade jetzt sah Herbrand, wie sie die Hand wieder vor den Mund hielt. Er konnte sich um sie sorgen, wie um ein eigenes Kind! Aber ihr durfte man nichts davon sagen! Denn dann lachte sie ein wenig leichtfertig in die Luft, kehrte die Resolute hervor, und versicherte, wie aus tiefster Ueberzeugung: ‚Unkraut vergeht nicht!'

Da sitzt nun, dachte Herbrand, dieses verkörperte Familienidyll hier mitten in der großen Welt — feierlich bei Tische, wie in der Kirche — und verdreht, mit der lieblichsten Gelassenheit, zwei Kavalieren auf einmal die Köpfe! Es geschehen doch wirklich noch Zeichen und Wunder!

Hm, da war er doch begierig, wie denn ein wirkliches Pflänzchen dieser Welt, wie Theas jüngere Schwester, die übermüthige Cordelia sich heute ausnahm! Er konnte sie nicht gleich finden — aber wenn er den Kopf ein wenig zur Seite

bog und an dem Blumenkorb mit den vielen weißen Rosen da vorbeispähte — dann konnte er sie sehen. — Gott, wie ehrbar! Sie hatte mal wieder richtig ihr Madonnengesicht aufgesetzt, die lose Koboldin! Als ob sie's nicht faustdick hinter den Ohren hätte! Oder gingen nicht alle bösen Streiche, die im Hause Engelhart jemals verübt wurden, stets auf ihr Schuld-Conto? Wäre sie nicht ‚beinahe' schon einmal mit einem Schauspieler — durchgebrannt? Führte sie nicht jetzt den edlen ‚Ritter Ewald' minniglich am Bändel? — Und blickte so fromm und veilchensanft, wie eine raffaelische Madonna, die ihr Jesuskindlein mit dem Lämmchen spielen läßt! Aber wie schön sie war! Eine Linienführung so rein und klassisch, so vollendet ebenmäßig, daß es schon fast beängstigend wirkte!

Na, sie wurde auch nicht übel angeschwärmt! Dazu war ja ihr Galan, der lyrische Herr Ewald Zur Linden, ganz der richtige Mann! Wie er wieder neben ihr saß und den verzückten Kopf mit den himmelnden Augen und den wallenden Paderewsky-Locken an die langen weißen emporgefalteten Hände schmiegte! Ohne Pose konnte dieser Mensch doch nicht existiren! Er verdarb sich sein ganzes schönes Talent durch diese verruchte Posenhaftigkeit, die im Grunde nichts anderes war als lächerliche Eitelkeit! Wie hieß doch das Wort, das von ihm kolportirt wurde? Aha! — auf seinen früheren Malerberuf anspielend, sollte er von sich gesagt haben: ‚Ehemals habe ich mit Farben meine Poesien gemalt — jetzt dichte ich, mit Worten, meine Bilder!' Konnte man sich etwas Gedrechselteres wohl denken? Vor Unwillen trank Herbrand sein Glas leer! — Es war diesmal ‚Steinberger Cabinett'.

Ja, und dieser Ewald war im Hause Engelhart der verwöhnte Liebling: Er war nicht nur der Busen- und Herzens-

freund dieses Schwadroneurs, des Manes-Romanus — auch die sonst so klugen Damen blickten zu ihm empor, ließen sich seine lyrischen Erzeugnisse vorlesen, bewunderten seine ästhetischen Feuilletons und priesen ganz besonders seine großstädtischen Croquis. Böse Zungen behaupteten sogar, daß sie sich ihre Toiletten von ihm ‚dichten' ließen. Denn der ‚künstlerischen Gestaltung der menschlichen Kleidung' wandte Ritter Ewald sein besonderes Augenmerk zu, und es war längst bekannt, daß die gefürchteten Mode-Plaudereien, die das ‚Kleine Journal' unter dem Namen ‚Semiramis' brachte, ihn zum Verfasser hatten.

Das war also der eine Abgott der Familie Engelhart — Herbrand konnte sich gratuliren! — der andere war . . . Herr Regierungsrath von Zirpitz! Der saß, ein blasser, hagerer Beamter, steifhalsig und korrekt, am oberen Ende der Tafel neben der ältesten Tochter des Hauses Constanze — nach Proskes schlimmem Wort: ‚ein Herzog Alba, an dem die Mäuse genagt haben'! Constanze war, wie man erzählte, seit zwei Tagen seine Braut, und die Proklamation wohl heute Abend noch zu gewärtigen. Herbrand fand Constanze ein wenig bleich und erregt, im übrigen als Erscheinung imposant wie gewöhnlich. Sie war etwas hochfahrend von Auftreten, und ihr Gesicht empfing durch den sattelrecht sitzenden goldgeränderten Kneifer — seltsam, Thea trug niemals ein Augenglas! — einen fast herrischen Ausdruck. Doch dieses Aeußere trog, ebenso wie Cordelias Madonnenhaftigkeit. Herbrand kannte Constanzen als ein sehr gutmüthiges, selbst weichherziges Mädchen, das nur die eine Schwäche hatte, ihre geistige Inferiorität gegenüber den jüngeren Schwestern durch ein gesucht-schneidiges Auftreten wett machen zu wollen.

Indem Herbrand zu Constanze Engelhart hinüberspähte, gingen auch seiner Nachbarin Malwida' Augen denselben Weg.

Sie bog sich zu ihm hin und wisperte in sein Ohr:

„Unser künftiges Brautpärchen ist ja so feierlich-still! Namentlich der hagere Herr Regierungsrath scheint von der Würde des Augenblicks durchdrungen."

Herbrand lächelte flüchtig. Dann fragte er:

„Ob der Brautvater selbst das Ereigniß verkünden wird?"

Malwida erwiderte:

„Wofür ist denn Papa Vages da? Das ist doch ein für alle Mal dessen Ressort! Sehen Sie nur, er maikäfert gewiß schon über seiner Rede! Dieser spanische Ernst seiner Mienen! Wie man ihm ansieht, daß er Geheimer Hofrath im Hofmarschall-Amt ist!"

„Malwidachen!" sagte Herbrand. „Sie werden ja boshaft!"

Malwida hörte darüber hinweg. Tuschelnd fuhr sie fort und war mit Absicht ein wenig geziert:

„Nein, Papa Engelhart hat Anderes zu thuen! Der muß doch der alten Generals-Wittwe, der kropfigen Excellenz Knackfuß, seine unterthänigste Reverenz bezeugen — indes seine holdselige Frau Gemahlin, unsere vielumschwärmte ‚schöne Helena', den Galanterien des dicken Majors Grafen Schulgen-Bettendorff lauscht!"

„Sie konstruiren ja das reinste Ehe-Drama!" lachte Herbrand.

Malwida machte ein Gesicht wie eine listige Spitzmaus.

„Frau Helena ist bekanntlich schöner als irgend eine ihrer Töchter! Selbst die Cordelia übertrifft sie noch durch ihre

‚Rasse'! Das tridentinisch-jüdische Blut ist bei ihr ganz famos durchgeschlagen!"

Herbrand verspürte keine Lust, auf diesen Ton einzugehen. Er fragte:

„Wo ist denn nur meine gute Tante Vages? Ich suche sie an der ganzen Tafel vergebens."

Behend erwiderte Malwida:

„Ach, die hat sich wohl wieder irgendwohin verkrümelt. Sie ist ja die Bescheidenheit selbst! — Aha, jetzt kommt der Champagner, und der Hummer! Nun wird Papa Vages wohl bald loslegen! Mir ist, als hörte ich ihn schon sich räuspern: — Ehäm! Meeine Härrschaften!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Minuten darauf klopfte Geheimer Hofrath Vages ans Glas.

Lautlose Stille entstand. Nur Cordelia gluckste noch einmal lachend dazwischen.

Geheimrath Vages überblickte die Festtafel. Er sah aus, als fühlte er sich um einen Kopf größer als sonst. Blieb aber doch das dürre kleine Männchen. Er trug auf der Brust eine doppelte Reihe Orden und hatte im Gesicht eine entfernte Aehnlichkeit mit Miquel. Das war sein geheimer Stolz und seine Eitelkeit.

Er begann jetzt zu sprechen — sein Organ war ein wenig krächzend.

„Verehrte Festgenossen!

So darf ich wohl sagen! Denn es ist ein Fest, zu dem wir uns heute hier versammelt haben. — Dem gastfreundlichen Hause, in dem wir weilen, ist eine große Freude widerfahren, und meine Wenigkeit ist dazu ausersehen worden, den Fest-

Theilnehmern diese frohe Botschaft zu verkünden. — Lassen Sie mich kurz sein! Lassen Sie mich Sie einladen, Ihre Blicke zu lenken an das obere Ende der Tafel, wo hold-verschämt ein liebes Bräutchen an der Seite des Erkorenen ihres Herzens thront. Ja! unsere liebe Constanze ist Braut! Noch weiß sie kaum den ungeheuren Umfang dieses kleinen Wörtchens zu ermessen: Sie — ist — Braut!! Herr Fritz von Zirpitz, durch die Gnade seiner Majestät vor wenigen Tagen zum Kaiserlichen Regierungsrath ernannt, hat um die Hand der ältesten Tochter dieses Hauses angehalten, und freudig-bewegt haben die gerührten Eltern ihm ihr Kind an die treue Mannesbrust gelegt." — Kichern aus der Gegend der jungen Damen. Geheimrath Vages zieht die Augenbrauen hoch und wirft einen ruhegebietenden Blick hinüber. — „Nochmals: ich will kurz sein! Ich brauche Ihnen weder die Herzensvorzüge der Braut, noch die Charaktervorzüge ihres Herrn Verlobten hier zu schildern. Sie kennen sie Alle! Sie Alle theilen, gleich mir, mit dem verehrten Hause Engelhart das weihevolle Glück dieser Stunde. Und darum, meine verehrten Herrschaften, fordere ich Sie auf, mit mir das Glas zu erheben und laut einzustimmen in den Ruf: Unser liebes Brautpaar, Fräulein Constanze Engelhart und Herr Kaiserlicher Regierungsrath Fritz von Zirpitz, sie leben hoch! Hoch!! Hoch!!!"

Ein unermeßlicher Tumult brach los. Die Herren brüllten aus vollen Hälsen, die Damen schmetterten mit hohem Sopran. Aus palmenverdeckter Nische blies die Musikkapelle einen stürmischen Tusch. Die Gläser klirrten hell aneinander, und die zurückgeschobenen Stühle stießen dumpf zusammen . . .

Alsdann wurde gesungen:

Hoch sollen sie lee — ben! . . . Hoch sollen sie lee — ben!! Drei — mal — — Hoooch!!!"

Alle hatten sich erhoben. Ein fürchterliches Gedränge entstand. Jeder Herr bot seiner Dame den Arm, und so schritten sie paarweise hin, die Sektschalen in der Hand, zur Defilircour vor dem Brautpaar. Auch mit den aufs tiefste ergriffenen Eltern wurde angestoßen, und mit den weinenden Schwestern — und dem Bruder, der seine Fassung tapfer bewahrte, wurde warmherzig gratulirt.

Alles sprach, Alles schrie, Alles schien übermäßig glücklich! Die Musik spielte den Hochzeitsmarsch aus dem ‚Sommernachtstraum'.

Herbrand würgte es im Halse. Er hätte am liebsten aufgeschrieen vor Lachen. Doch bezwang er sich und führte das zartgebaute, um einen Kopf kleinere Fräulein Nathusius mit tadellosem Anstand. Endlich gelangten sie zum Brautpaar, und mit vieler Artigkeit klangen die Gläser zusammen. Fräulein Constanze hatte den Kneifer von der Nase genommen, ihre Augen waren leicht geröthet. Herr von Zirpitz verzog keine Miene. Sein Hals blieb steif, sein dünner heller Spitzbart nahm sich sehr offiziell aus.

Dann kehrte die Gesellschaft zu den Plätzen wieder zurück.

Eine fast dumpfe Pause entstand. Nur Cordelias Glucksen scholl abermals über den Tisch. Doch diesmal klang es wie Schluchzen.

Das tolle Mädchen mit der wunderlichen Baßstimme war doch sehr weichherzig . . .

Und das Essen nahm seinen Fortgang. Denn zu Ende war man noch nicht.

Es wurde jetzt sehr viel Champagner getrunken.

Aber die Stimmung wurde ein wenig flau. Der Höhepunkt war überschritten. Müdigkeit kroch umher.

Herbrand sah verstohlen auf die Uhr. Es war gleich halb Zehn. Seit dreieinhalb Stunde saß er nun da — und aß! Noble Beschäftigung!

Gelangweilt nahm er die Tischkarte her und begann sie eifrig zu studiren. Er las:

Berlin W, Engelhart-House, 18. November 1891.

Speisen-Folge.

Russische Vorspeise.	Deinhard & Comp.
Ochsenschwanzsuppe.	Sherry.
Rheinsalm mit holländischer Tunke.	1881er Marcobrunner.
Rehziemer mit gefüllten Tomaten und Trüffeln, Pommes soufflés.	Chateau Lafite.
Kalbsmilcher gedämpft.	1884er Chablis.
Punsch romaine.	
	Steinberger Cabinet.
Fasanen mit Salat und Compot.	Scharzhofberger Auslese.
	Chateau Mouton Rothschild.
Frischer Hummer.	
Artischoken.	G. H. Mumm, extra dry.
Gänseleberpastete.	

Prince Pückler.

Nachtisch.

Diverse Käse mit Selleriestangen.

Uff! Herbrand stöhnte. Jetzt war man erst bei den Artischoken. Die Gänseleberpastete stand also noch bevor. Und dann kamen die verschiedenen Dessert-Gänge. Eine Stunde konnte es wohl noch dauern!

Die Gänseleberpastete wollte er jedenfalls vorübergehen lassen. Aber aus Verzweiflung aß er zweimal davon.

Als er Das hinter sich hatte, verspürte er einen gewaltigen Hunger. Am liebsten hätte er jetzt irgend etwas ganz Wahnsinniges gegessen, wie Nachtigallenzungen oder Indianische Schwalbennester, und ein paar Prärie-Austern dazu verschluckt — oder — ja, am allerliebsten möchte er wohl jetzt ein tüchtiges Butterbrod mit Leberwurscht und ein Glas Helles!

Er versuchte sich jetzt mit Herrn Professor Brückner zu unterhalten. Er sprach sogar von Puvis de Chavannes und Toulouse-Lautrec. Aber der große Maler schien diese Namen niemals vernommen zu haben.

So wandte er sich wieder zu Malwida Nathusius und erzählte ihr von einem Hinderniß-Rennen, das er vor vier Jahren in Harzburg mit angesehen hatte. Ein Kürassier-Leutnant war dabei gestürzt.

Im Uebrigen blinzelte er sehr viel zu Thea hinüber, die sich auch in seinen Augen des öfteren verfing.

Wenn er nur endlich einmal ein Wort mit ihr wechseln könnte!

Aber die Gala-Tafel war wohl anderthalb Meter breit und dermaßen mit allerhand Baumwuchs, Kuchenthürmen, Flaschen- und Gläser-Batterien bestellt, daß man kaum drüber wegsehen, geschweige denn sich mit dem jenseitigen Ufer auf menschliche Weise in Rapport setzen konnte.

Endlich war man jetzt bei den Sellerie-Stangen. Sie schmeckten scheußlich.

Aber es war doch das Signal zum Ende.

Und — das Ende kam!

Die Hausfrau gab das Zeichen zum Aufbruch. Der

Kaffee sei in den angrenzenden Salons servirt. Es war ein Viertel auf Elf!

Schnedderengteng! Rattatatang! setzte die Musik wieder ein — und so durfte man denn von dem Schauplatz vierstündiger Schwelgereien, mit ehrenvollen Magennarben bedeckt, als lorbeergekrönter Sieger glücklich Abschied nehmen.

Als Herbrand seiner alten Freundin den Arm bot, blickte er sie an wie ein glücklicher Verliebter. Fräulein Malwida fächelte sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Saalthüren waren geschlossen.

Die Musik hatte sich zurückgezogen.

Man hatte eine Unzahl Komplimente ausgetauscht, saß jetzt, durch zwei aneinderstoßende Zimmer vertheilt, an kleinen Tischen und klapperte nach Herzenslust mit zierlich gedrechselten Goldlöffelchen in den niedlichen chinesischen Mocca-Schalen.

Das Klappern klang Herbrand wie Musik — es dünkte ihn fast so poetisch wie Heerdengeläut! Ja, es war die Begleit-Harmonie zu dem Drama der ‚großen Welt‘, in das er mitten hineingestellt war, und über dessen ‚tieferen Sinn‘ er vergebens träumend, hin- und hersann. Nur soviel wußte er: Er hatte hineingewollt — und nun war er drin!

Neben ihm saß Thea. Aber mit ihr zu sprechen, war ihm unmöglich. Freilich, er hatte sich die ganze Tischzeit über danach gesehnt! Aber es war ihm nichts destoweniger völlig unmöglich! Es lag über ihm wie Betäubung!

Doch genoß er dafür mit vollen Zügen Theas ästhetische Nähe. Er genoß sie sogar ganz raffinirt. Er sog gleichsam nur so schweigend ihren Duft ein. Das machte ihn überaus selig.

Das Parfüm, welches Thea bei sich führte, kannte er

nicht. Aber es wirkte diskret und delikat. Es wirkte fast wie der natürliche Duft eines frischgebadeten Frauenleibes.

Und ganz besonders berauschte er sich am Flimmern ihrer Haare. Wie ein zartes Spinnwebegeflecht hatten sich manche um den Kopf herum losgelöst und leuchteten nun wie zauberhaft feine Goldfäden. Er hätte jedes einzeln sich um den Finger wickeln und zärtlich streicheln mögen!

Um ihn schwirrte es, summte es, von Reden und Lachen.

Thea war eigenthümlich erregt. Von ihrer ‚vorzüglichen' Haltung ging dadurch ein wenig verloren. Sie bog den Oberkörper vor und gestikulirte mit den Händen. Dabei redete sie unaufhörlich, hastig und nervös. Sie pries ihren ‚künftigen Schwager' in allen Zungen, als gälte es, ihn gegen einen Berg von Verdächtigungen zu vertheidigen.

Herbrand hörte nicht hin. Das aufgeregte Sprechen störte ihn geradezu im Genuß von Theas Nähe.

Neben Thea saß Betty Vages, ihre unzertrennliche Freundin. Die beiden Mädchen, so verschieden sie waren, liebten sich zärtlich und tauschten alle ‚Geheimnisse' miteinander aus. Thea hielt Betty für das verständigste und Betty Thea für das poetischste Wesen von der Welt. Doch war Betty die ein wenig Zurückhaltendere — sie war auch in ihrer verliebtesten Freundschaft noch eine kleine Schulmeisterin. Thea dagegen behandelte Betty wie eine in Seidenpapier eingewickelte Puppe, die man nur als Lehngut erhalten hat und bei der leichtesten Unvorsichtigkeit zu zerbrechen fürchtet.

Diese Zartheit Theas rührte Herbrand ganz besonders. Denn er glaubte ihren innersten Grund zu errathen.

Die beiden Mädchen saßen mit den Schultern dicht zusammen, und ihre innig verschränkten Hände ruhten in Bettys Schooß.

Plötzlich wandte sich Thea halb herum, zog die Augenbrauen hoch und rief Herbrand an:

„Aber Sie sind ja so still, Herr Doktor!“

Herbrand blickte, wie verstört, auf und hob dann leise, beschwichtigend die Hand.

„Ich genieße Alles!“ sprach er fast flüsternd. „Seien Sie mir nicht böse, wenn ich ein wenig still bin!“

„Aber man soll doch zur Unterhaltung beitragen!“ Thea spitzte, wie kritisch, die Lippen.

„Thut man Das blos durch Sprechen?“ fragte Herbrand lächelnd. „Ich denke: eine Unterhaltung fließt am besten ganz von selber. Alles Erzwungene kann sie blos stören!“

„Ja, wenn Sie sich zwingen müssen —“

Herbrand blickte etwas ernster zu ihr hin.

„Zu lauten Aeußerungen allerdings . . . müßte ich mich zwingen! — zum stillen Genießen . . . nicht! Und warum kann ich nicht auch so zur Unterhaltung der Uebrigen in meiner Weise beitragen? Ein dankbarer Hörer ist manchmal die beste Anregung.“

„Mit Ihnen zu disputiren, werd' ich mich wohl hüten!“ rief Thea lachend. „Aber es wäre jedenfalls recht hübsch von Ihnen, wenn Sie ein wenig lustig sein wollten!“

„Das meine ich auch!“ warf Betty ein.

Proscke aber nahm das Wort:

„Meine Damen, Sie dürfen niemals vergessen, daß Herbrand Horst ein Philosoph ist, die verstehen es eben — ‚gehaltvoll zu schweigen‘! Und sie können äußerst sauer werden, wenn sie sich in dieser tiefsinnigen Beschäftigung gestört sehen!“

Herbrand nickte Proscke ironisch-schmunzelnd zu.

„Prost Georg!“ sagte er und hob sein Cognac-Glas hoch.

„Du triffst doch stets den Nagel auf den Kopf! — Aber wenn ich hier zum Volke reden soll, was kann ich da Anderes sagen als —“ sein Gesicht wurde ziemlich sarkastisch — „Es lebe das Brautpaar!“. . .

„Hoch!“ schrie an einem Nebentisch ein junger Maler, und drei Offiziere stimmten kräftig mit ein. Auch an anderen Tischen wurde „Hoch!“ geschrieen. Dann entstand plötzlich im ganzen Zimmer ein schallendes Gelächter.

„Thea, was ist los?“ rief Cordelia von der anderen Ecke herüber.

„Horst hat 'nen Witz gemacht!“ brüllte Prosche.

„Prost, Herr Doktor!“ rief Cordelia zurück und schwenkte ein leeres Chartreuse-Gläschen gegen Herbrand hin. „Sie sind doch ene janz famose Kähl!“ — Sie sprach des Ulks halber zuweilen Kölnisch, ihr Herr Papa war nämlich aus Deutz!

Herbrand dankte lachend durch eine Verbeugung. Dann wandte er sich zu Thea:

„Sind Sie jetzt zufrieden, Fräulein Thea? Nun sind wir doch furchtbar lustig, Alle miteinander, nicht wahr?“

Thea zeigte sich gnädig. „Warten Sie!“ sagte sie, „Sie sind ein Spötter! Und galant sind Sie nicht im mindesten! Ich hätte Lust, Sie ein wenig in die Zucht zu nehmen.“ Muthwillig strahlte sie ihn mit ihren Augen an.

Herbrand war in diesem Moment von ihrer Schönheit wie umstrickt. Und unwillkürlich fühlte er sich völlig als ‚Mitglied der Gesellschaft‘, als er mit Feuer erwiderte:

„Ich bitte sehr darum, mein gnädigstes Fräulein! Was könnte ich mir Sehnlicheres wünschen, als eine so bezaubernde und liebenswürdige Lehrmeisterin zu bekommen?!“

„Ah! ah!“ machte Thea und that äußerst befriedigt. „Sie

machen ja die riesigsten Fortschritte! Solche Komplimente hab' ich noch nie von Ihnen gehört. Wissen Sie, wie ich Sie sonst immer nannte?"

„Nun?"

„,Der rrasende Rroland'! — Paßt's nicht auf Sie? Sie sind doch so'n Wilder, so'n Eigensinniger! Immer mit dem Kopf durch die Wand!"

Herbrand hatte dunkel eine Erinnerung an Irgendwas, das er schon einmal gesagt oder gehört hatte, das er aber momentan nicht fassen konnte. Scherzend erwiderte er:

„Der rasende Roland? Der hat sich bekanntlich den Kopf an der Wand eingestoßen — an irgendso 'ner dummen Felswand nämlich. Soll's mir auch mal so gehen?"

„Wir wollen's nicht hoffen! — Aber wissen Sie was? Unser Lehrvertrag beruht auf Gegenseitigkeit! Ich lehre Sie den ,feinen Ton in allen Lebenslagen'" — sie lachte höchst belustigt auf — „und Sie lehren mich . . . nun rathen Sie mal!"

„Was soll's groß sein? — Philosophie, Juristerei, und Medizin?! . . ."

„Aber bitte nicht: Theologie!" ergänzte Thea lustig. „Denn da ich nun mal eine ,Göttin' bin — ,Thea' heißt nämlich: Göttin! — so weiß ich in der Theologie über und über Bescheid und finde sie schrecklich langweilig —"

„Mit Ausnahme des Weihrauch-Schluckens!"

„Das wird Einem auch langweilig, weil's immer Dasselbe ist! — Aber ganz im Ernst: ich hätte eine große Bitte an Sie! Ich bin nämlich so schrecklich unwissend in Allem, was jetzt in Kunst und Geisteswelt eigentlich los ist — kurz, in allem Modernen! Papa ist nämlich überall für's Alte! Und damit weiß ich gar nichts mehr anzufangen. Es befriedigt

mich nicht — es zerbricht Einem unter den Händen! Und darum möchte ich wissen, was ein moderner Mann, wie Sie zum Beispiel, eigentlich denkt! Ich glaube, im Geheimen schwärme ich schon lange für die freiere Richtung!"

Herbrand lächelte. Das war ja freilich ein bischen so hingeplappert! Aber es freute ihn doch. Jetzt kam er wohin er wollte. Und sie würden bald in Schuß sein!

Allein — da entstand im Nebenzimmer Geräusch, wie von hinundhergeschobenen Stühlen. Stimmen erhoben sich. Es war wie ein allgemeiner Aufbruch.

Die älteren Herrschaften befanden sich dort, und das Brautpaar. Hatte der Abend wirklich schon sein Ende erreicht?

Nein! Noch nicht! Blos das ‚Offizielle' war zu Ende.

Generalin Knackfuß — verließ die Gesellschaft!

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun wurde getanzt.

Die Saalthüren waren wieder weit geöffnet. Die Fiedelbogen wurden gestrichen. Das Klavier brummte melodisch dazwischen.

Herbrand tanzte mit Thea einen Walzer. Sie hing leicht in seinem Arm, und er war selig.

Dann tanzte er mit Cordelia einen Rheinländer, darauf mit Betty eine Mazurka, und dann wieder mit Thea eine Quadrille à la cour.

Er tanzte noch mit verschiedenen Damen. Mit der ‚Königin des Abends', der Braut Constanze tanzte er einen Schottisch.

Nun stand er, ganz in Schweiß gebadet, in einer Thüröffnung und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu.

Er dachte plötzlich an Lucie. Mehr als ein halbes Jahr hatte er sie nun nicht gesehen.

Vor ihm drehten sich wirbelnd die Paare. Thea tanzte mit Herrn Leutnant von Roddeck, Betty mit Dr. Proscke, Cordelia mit dem Major Grafen Schulgen-Bettendorf. Ewald Zur Linden hatte die Hausfrau engagirt und drehte sich mit ihr, stolz lächelnd, durch die Paare der Jüngeren. Constanze tanzte mit ihrem Verlobten, dem Regierungsrath von Zirpitz.

„Nun, Herr Doktor, Sie tanzen wohl gar nicht?"

Herbrand drehte sich um. Er hatte den Hausherrn vor sich. Herr Fabrikant Engelhart war ein schöner Mann. Trotz Mitte Fünfzig hatte er noch kein graues Haar. Er trug kastanienbraune Locken und einen dunkelblonden Vollbart. Er zwinkerte Herbrand wohlwollend zu.

„Oh doch, Herr Engelhart, ich habe schon wenigstens acht Tänze hinter mir."

„So? Das ist ja brav! Nun, wenn Sie dermaßen Ihre Pflicht erfüllt haben, dann kommen Sie jetzt mal mit und setzen sich ein bischen zu unserer Bowle!"

Damit nahm er Herbrand beim Arm und zog ihn, behaglich plaudernd, in ein hinteres Zimmerchen, wo meist ältere Herren, stark paffend, um eine riesige Bowle saßen.

Schon von weitem hörte man die krächzende Stimme des Geheimen Hofraths Vages. Der schien bereits stark erhitzt und war drum mächtig am Politisiren. Er donnerte, ohne daß ihm Jemand lebhafter zustimmte oder widersprach, gewaltiglich wider den „Umsturz", der Zucht und Sitte, Respekt und Pietät untergrabe! Es war in der Gesellschaft sattsam bekannt, daß der Geheime Hofrath Vages royalistischer war als der König.

Herbrand hörte schweigend zu. Ihn belustigte der Ingrimm

des alten Herrn. Der sprach immer weiter der Bowle zu, kam allmählich ins Lallen, und erzählte schließlich, daß er gewisse Aussichten habe — welche, dürfe er nicht verrathen! — mit der Zeit noch einmal — geadelt zu werden! Dabei drehte er seinen Siegelring hin und her, auf dem ein stolzes Wappen eingravirt war: ein Palmbaum und zwei Sterne.

Da standen plötzlich seine Frau und Tochter in der Thür. Sie schienen zu ahnen, was vorging, und waren offenbar gekommen, um ein wenig besänftigend auf den alten Herrn einzuwirken. Er aber empfand ihre Anwesenheit als Beleidigung und fuhr sie gröblich an.

„Komm, Papa," sagte Betty. „Komm ein bischen mit nach vorn! Herr Zur Linden singt uns ein Lied. Du hörst ihn ja so gern."

Der Geheimrath sah seine Tochter mit mißtrauischen, ein wenig verschwiemelten Augen an.

Da ertönte, einige Zimmer entfernt, ein nicht sehr starker, aber weicher und angenehmer Tenor: „Un aura amorosa" aus „Così fan tutte".

Geheimrath Vages schmatzte ein paar mal vor sich hin. Dann nahm er den Arm seiner Tochter und ließ sich hinausführen. Frau Geheimrath ging, behutsam und ein wenig ängstlich, hinterdrein.

Auch Herbrand folgte. Herr Zur Linden stand, als ob er photographirt werden sollte, am Klavier, die Finger der linken Hand leicht aufgestützt, und sang mit Hingebung und Schmelz.

Als er zu Ende war, erscholl tumultuarisches Händeklatschen. Herbrand hatte den Vortrag ziemlich manirirt gefunden. Uebrigens war ihm ein wenig wirblig im Kopf.

Und man begehrte stürmisch ein zweites Lied. Herr Zur Linden wehrte sänftlich ab. Aber da verlangte die Hausfrau: „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden", und nun gab es keinen Widerstand. Der Sänger schien zwar von der Wahl des Liedes nicht sehr beglückt. Doch war er artig genug, das nicht zu deutlich merken zu lassen.

Danach wurde wieder getanzt. Auch Herbrand tanzte. Aber Thea war für ihn nicht mehr zu erlangen. Die war von Offizieren unausgesetzt bedrängt und belagert. So tanzte er mit unbekannten Damen. Warum er das eigentlich that, wußte er nicht. Ihm war, als müsse das so sein.

Auch war ihm die Bowle allmählich zu Kopf gestiegen. Zudem trank er nach und nach mehrere Gläser Münchener Pschorrbräu.

Die Welt begann um ihn zu schwanken, — sich zu drehen. Alles tanzte eben! — hähä, tanzte!

Plötzlich hielt Jemand eine Rede. Von „Berliner Blau" und „Ockergelb" kam was darin vor, — die Farben des lieben guten Papa Engelhart! Wer sprach doch so schön? Wetter, war's nicht — Professor Brückner? Dieser „Moltke der modernen Malerei"?! Hähä, Moltke der mm . . ., mm . . ., hähähähä!

Herbrand hatte plötzlich laut aufgelacht. Alles blickte auf ihn hin.

Professor Brückner schloß mit der emphatisch ausgesprochenen Betheurung, daß er den Farben von Bruno W. Engelhart sicherlich einen guten Theil seiner bescheidenen Erfolge verdanke.

„Bravo!" schrie Herbrand. „Bravo, bravissimo!"

Da packte ihn unerwartet Proscke am Arm.

„Kerl, was machst du denn?" raunte er ihm scharf zu. „Ich glaube wahrhaftig, du bist betrunken."

„Ich — ich amüsire mich!" stotterte Herbrand.

„Komm mit heraus!" herrschte Prosche ihn an, und schob ihn einfach vor die Thür in den Hausgang.

„Aber ich, —! Ich, — ich —!"

Herbrand wußte nicht recht, was er hatte sagen wollen. Plötzlich hatte man ihm seinen Ueberzieher angezogen. Plötzlich war er auf der Straße. Plötzlich saß er in einer Droschke und fuhr davon.

Er hatte den Kopf ins Polster gedrückt — und schnaubte.

Dann verzog er ärgerlich den Mund.

„Ich, — ich —," lallte er, „ich, ich muß doch — doch der Thea noch — Adieu sagen!"

2.

Im Vestibül der Universität drängten sich die Studenten. Es war Zwölf Uhr mittags, Kollegien-Pause. Herbrand hatte seine Vorlesung soeben hinter sich. Er schaffte sich Bahn, hie und da begrüßt, und trat beim Lustwäldchen ins Freie.

Kurz athmete er auf. Dann setzte er sich eilig in Bewegung, der Dorotheenstraße zu. Er hatte Herrn Dr. Krauschek versprochen, ihn im Physiologischen Institut aufzusuchen. Sie wollten dann zusammen zu Mittag speisen.

Spiridion stand hemdärmelig, eine weiße Schürze vorgebunden an einem Tisch, beugte sich herab und schien etwas eifrig zu betrachten. Er drehte sich mit halber Wendung flüchtig um, nickte Herbrand zu und sagte, wie vor sich hinmurmelnd:

„Ah Sie, Herbrand! Einen Augenblick! Ich muß noch erst dem Fröschlein hier einen kleinen Liebesdienst erweisen."

Eine Minute verging. Herbrand sah sich um. Ein hoher, heller, kahler Raum. Mehrere Glasschränke an den Wänden, mit Instrumenten und Präparaten. Verschiedene Tische, an denen kürzlich erst gearbeitet schien. Einfache Stühle, kein Teppich, kein Sofa.

Auf einem der Stühle lag Spiridions Ueberrock und Rock, darauf das dunkelgrüne Sammethütchen mit der verbogenen

Krämpe, das er immer trug. Ein dünner, reitpeitschenartiger Spazierstock stand dagegen gelehnt.

„Alter Schnack!“ sagte Spiridion, noch über die Arbeit gebeugt. „Aber man muß von Zeit zu Zeit mal kontrolliren. Sie ahnen gar nicht, was diese idiotischen Geheimräthe, He, He, sich sonst alles zurecht phantasiren.“

Herbrand lachte: „Und wenn wir einst Geheimräthe sind, dann werden wir wohl auch für Tröpfe gelten?“

„Wir werden niemals Geheimräthe sein,“ sagte Spiridion sehr ernst. „Auch Sie nicht, Herbrand!“

„Soo!“ machte er alsdann, und drehte sich völlig herum. Er war fast einen Kopf kleiner als Herbrand, zierlich, behend und höchst ebenmäßig gebaut. Jedes Theilchen an Rumpf und Gliedern wie herausgemeißelt. Der Kopf mit einem Ausdruck von Kühnheit, neben spitzbübischer Verschlagenheit. Ein rother hochgedrehter Schnurrbart, über dem Kinn eine mephistophelische „Fliege“. Graue, fast grüne Augen, tiefliegend, aber sehr intensiv.

Er verzog jetzt den Mund zu einem faunischen Lächeln.

„He, He, ich habe der braven Padde das Gehirn exstirpirt,“ sagte er. „Sie ist jetzt sehr glücklich. Von allen Schmerzen der Erkenntniß befreit. Denkt blos noch mit dem Rückenmark. Ganz wie die Dichter: visionär und in lauter reflektorischen Impressionen. Sie ist jetzt — Genie!“

Herbrand lachte herzlich.

„Für manches neumodische ‚Genie‘ mag's allerdings das Ziel der Sehnsucht sein, sich von der Last des Gehirnes befreit zu sehen!“

Spiridion nickte.

„Glauben Sie nur, der Impuls dieser Leute ist gar nicht

so übel. Das Gehirn ist im Grunde eine stupide und lächerliche Einrichtung. Oft eine direkt schädliche Einrichtung! Stiftet lauter Verwirrung und will dabei überall das große Wort führen. Man müßte thatsächlich das Gehirn zeitweise auf experimentellem Wege entfernen — hinterher könnte man's ja wieder einsetzen! — verflucht! dann würden wir zum ersten Male wissen, was wir eigentlich wollen, und wie wir empfinden! Das Rückenmark, He, He, ist gar nicht so dumm! Es hat Gedächtniß — und Phantasie — und die ungeheure Kraft der Instinkte!"

„Schade, daß das Gehirn uns trotzdem unentbehrlich ist!"

„Schade? Nein: Scheußlich! Aber wir werden schon soweit kommen, ihm seine subalterne Stellung gründlich klarzumachen. Passen Sie auf, wir führen's an der Nase herum. Experimentiren wir lustig drauf los! Das ist ja noch das Einzige, was Einem das Leben interessant macht: daß man experimentiren kann, — um zu beweisen, daß das Leben Unsinn ist! Für mich hat das ganze Leben überhaupt blos den Werth eines einzigen Experimentes! Aufs Leben selber kommt gar nichts an! Ich würde mir sofort die Halsadern durchschneiden, blos um einmal die köstliche Sensation kennen zu lernen, — wie der Tod so langsam herankommt! Glauben Sie mir, ich habe oft eine schreckliche Lust, es zu thuen! Und ich thu's auch noch mal."

„Nur zu! So langsam zu verbluten, muß in der That ein prachtvolles Gefühl sein, — die höchste Steigerung der Wollust!"

„Ebent!"

„Nur, — wenn man dabei um die Ecke geht, hat man hinterher nichts von seinem sinnreichen Experiment!"

Spiridion sah Herbrand mit äußerster Geringschätzigkeit an.

„Hinterher? — wie meinen Sie das? Wenn ich für eine halbe Minute wissend bin, ist das dann — gar nichts? In dieser halben Minute ist jeder Schleier vor mir zerrissen! Was brauche ich mehr als diese halbe Minute? — Ich will mein Wissen ja auch blos für mich! Die Anderen brauchen nichts davon abzukriegen! Das wäre für mich erst der höchste Genuß, daß ich nun ganz allein das tiefste Geheimniß weiß! Wenn die Dummköpfe da draußen auch was wissen wollen, können sie mir mein Experiment ja nachmachen, He, He! — Uebrigens, wenn man geschickt operirt, geschwind Halsadern unterbindet, kann man ja auch leben bleiben! Hat ja gewissermaßen seine Vorzüge! Man kommt in die Zeitungen und wird furchtbar berühmt! Und dann reist man herum als „Märtyrer des Wissensdranges", durch alle Hauptstädte Europas, und läßt sich an den Höfen und im Panoptikum bewundern, He, He! Kann viel Geld dabei verdienen! ganz schauderhaft viel Geld!"

Herbrand ging zu Spiridion hin und klopfte ihm vergnügt auf die Schultern. Dazu lachte er mit strahlenden Augen.

„Kerl, Sie sind wirklich manchmal zum Küssen! Und ganz besonders, wenn Sie so recht von Herzen schnöde werden! Dann könnt' ich mich vom Fleck weg in Sie verlieben!"

„Wir sind Brüder," sagte Spiridion mit möglichster Einfachheit, doch fast ein wenig verschämt.

„Wissen Sie," fuhr Herbrand fort, „ich war schon ein arger Kopfhänger geworden. Zergrübelte mich förmlich und zermarterte mich mit meinem Grübeln. Ich steckte da in einer Liebesaffäre drin, die später zerkrachte, — eine halb wahnwitzige Geschichte! — Ich war wie gerädert, ein Weltfeind,

ein Menschenfeind! — Und doch war's eigentlich gar nicht der Liebesrummel selber, was mich so aufrieb, — im Gegentheil beinah! — es war vor allem die verflixte, spitzfindige Art, wie ich mich dazu stellte! Ich liebte es nämlich, mein „zweites Bewußtsein“ zu konsultiren! Na, Sie kennen ja mein Buch, das nun, gottseidank, glücklich heraus ist! Ich war ordentlich krank am „zweiten Bewußtsein“! Und nun kommen Sie und machen Miene, sogar das „erste“ Bewußtsein höflichst an die Luft zu setzen! — es ist zum Todtlachen!“

Spiridion hatte sich eine Cigarette angesteckt und stieß dichte Dampfwolken vor sich hin. Er rührte sich nicht. Es war schwer zu sagen, ob er überhaupt zuhörte.

„Chaotismus!“ murmelte er. „Chaotismus, — das ist das Evangelium der Erlösung. Die Menschheit muß wieder zum Chaos zurück. Alles aus dem Urschleim aufs neue gebären! Das Gehirn hat uns überall in die Sümpfe gelockt. Wir kranken an Hypertrophie des Bewußtseins. Nur das Unbewußte, das Unterbewußte kann uns retten. „Rückenmark wider Gehirn!“ — He, He, das sei unser Schlachtruf! Und unser Mittel — der Rausch!“

Er sah steil in die Luft, den Rauchwolken nach, als erblicke er eine ferne Fata Morgana.

Herbrand ging, die Hände auf dem Rücken verschlungen, langsam im Zimmer auf und ab — dachte nach.

Spiridion rauchte und schwieg.

Nach einiger Zeit sagte Herbrand: „Sie wollen ein wenig den Teufel durch Beelzebub austreiben, den Hamlet in uns durch den Don Quijote in uns besiegen! Aber im Grunde haben Sie recht. Wir krepiren an unserer Analyse! Wir müssen

zur Synthese zurück — und sei's selbst durch das Mittel der Narrheit und des Rausches!"

Wiederum schwiegen Beide. — Plötzlich fragte Spiridion: „Kennen Sie eigentlich — den Rausch?"

Herbrand erröthete wie ein junges Mädchen.

„Sie meinen, ob ich —?" stammelte er.

„Ja, ob Sie den Rausch kennen! Ich glaube nämlich: Sie kennen ihn nicht! — Sie waren neulich betrunken. Proscke hat mir's erzählt. Betrunkenheit ist aber nicht Rausch."

Das klang sehr weise. Und Herbrand — war wirklich verlegen! Er entschuldigte sich sogar.

„Ich — ich war," sagte er, „zum ersten Mal wieder in der großen Welt! Nach vielen Monaten zum ersten Mal! Da warf's mich eben um, ganz einfach!"

Spiridion blickte sehr streng. Dann sagte er langsam: „Verwunderlich ist's übrigens nicht. Wenn Sie zu solchen Leuten gehen, wie sollen Sie den Rausch kennen lernen? Bei dieser bürgerlichen Gesellschaft! He, He . . . Ich verstehe nicht, Herbrand, wie Sie zu diesen Plebejern gehen können!"

Herbrand wurde ärgerlich. „Bitte!" sagte er. „Sie können diese Menschen nicht beurtheilen! Und darum sollten Sie sie auch nicht beschimpfen!"

„Ich weiß nur, daß sie unsere Feinde sind — —"

„Meinetwegen! Aber warum soll man seine Feinde nicht wenigstens kennen lernen? und sich, so gut es geht, menschlich mit ihnen vertragen?! Was suche ich denn dort? Geist — doch wahrhaftig nicht! Eher Ausruhen vom Geist, also Besänftigung des Bewußtseins! Paßt also direkt in unser Programm!"

Spiridion schüttelte den Kopf.

„Sie verstehen unser Programm noch nicht!“ sagte er. „Besänftigung — ist Erschlaffung. Darauf kommt's aber nicht an. Unser Bewußtsein muß so wach und hell bleiben, wie es nur jemals war! Nur, — es muß die Superiorität des Unterbewußtseins erkennen und anerkennen! Es muß wissen, daß ihm aller Stoff und alle Kraft von dort unten kommt! Daß seine eigene Thätigkeit bloßer Formalismus ist! Aber diese rein formale Fähigkeit muß es doch pflegen und beherrschen! Sonst kann es den ihm von unten zuströmenden Stoff ja gar nicht mehr verarbeiten! Sehen Sie doch ein, nicht wahr?“

Er hatte ernster und nachdrücklicher gesprochen, als sonst seine Art war. Herbrand hatte ihm aufmerksam zugehört. Er biß sich auf die Lippen und zuckte leise mit den Schultern.

Spiridion lächelte.

„Ja, da suchen Sie nun Dumpfheit, Betäubung,“ sagte er, „und finden dann natürlich statt Rausch — bloße Betrunkenheit. Ihr Deutschen seid alle miteinander schlechte Rauschkenner, eben weil ihr zu schnell betrunken seid!“ Sein Gesicht nahm jetzt einen gutmüthig-diabolischen Ausdruck an. „Im Uebrigen ist der Alkohol eines der wichtigsten Mittel zur Erzeugung des Rausches, selbstverständlich! Er macht unser Unbewußtes locker und treibt es wie einen glühenden Lavastrom empor, in die kühle Höhe des Bewußtseins! Das können nur Pfaffen und Trottel leugnen! — Kommen Sie, Herbrand, wir müssen eins trinken! Ich hab' hier ein Tröpflein ins Laboratorium geschmuggelt, eine ganz interessante chemikalische Säure. ‚Fine Old Perversity‘ ist sein Name.“

„Das ist wohl der Leibtrank aller Böhmen und Slovacken?“ lachte Herbrand.

„Sie werden sehen,“ antwortete Spiridion. Damit hatte

er mit großer Fixigkeit unter vielen ganz gleichartigen Gefäßen eine höchst ‚wissenschaftlich‘ ausschauende Flasche hervorgekramt. Er goß ein, — in irgendwelche Porzellannäpfe, die freilich ziemlich verdächtig aussahen. Seine Hand zitterte, und die Flüssigkeit quoll über den Rand.

„Prost!“ sagte er und reichte Herbrand den Trinknapf.

Der zauderte ein wenig, nahm aber dann an und goß das Elixir hinunter.

„Das ist ja wohl Gilka?“ fragte er und sein Gesicht heiterte sich spöttisch auf.

Spiridion, ohne eine Miene zu verziehen, antwortete:

„Eine gewisse Aehnlichkeit im Geschmack mag schon sein. Der Name aber ist, wie ich schon sagte, ‚Fine Old Perversity‘. Noch einen Zweiten, bitte! Wir müssen jetzt Brüderschaft trinken! Die Wirkung auf die Verdauung ist dann ganz großartig.“

Sie lachten und tranken darauf Schmollis.

„Sieh, Bruder,“ begann wieder Spiridion, „wie der Rausch zustande kommt, das ist ganz furchtbar egal. Wenn er nur da ist, — das ist die Hauptsache! Alle Exaltationen, alle Ekstasen müssen wir systematisch durchkosten. Sonst bleiben wir immer blos lächerliche Gehirnmenschen und kommen aus unseren abstrakten Konstruktionen niemals heraus. Auch Fieberzustände müssen wir uns schaffen. Die sind noch intuitiver, offenbarungsreicher als der Rausch. Das höchste aber — ist der Wahnsinn! Dann schreit und kreischt in uns die ganze Natur. Alle Kleiderfetzen reißt sie sich vom Leibe und tanzt nackt, in bestialischer Verzückung, den schauerlichen Veitstanz ihrer letzten Wissensekstasen . . . Die traurigen bürgerlichen Vernunftseelen fangen dann an sich zu fürchten, und gleich schreien sie nach Doktor und Staatsanwalt. Sie verstehen nicht das tiefe

Stammeln der chaotisch Durchleuchteten. Nur Kongenialen vermag die entfesselte Natur sich zu offenbaren. Der Wahnsinnige wird nur vom Wahnsinnigen verstanden . . . Aber du weißt doch, Bruder: es gibt einen Wahnsinn, — der hat nichts Pathologisches! Er ist ein Kunststück unserer aufs raffinirteste ausgebildeten Seelentechnik. Wir stürzen uns hinein, — wir tauchen wieder daraus auf! Das ist die That des wahren Genies!"

Herbrand blickte ziemlich skeptisch drein.

„Aber wenn das Genie," fragte er, „in seinem selbsterzeugten Wahnsinn nun einmal — stecken bleibt?"

Sehr ruhig erwiderte Spiridion:

„Das kommt natürlich öfters vor! Viele Genies haben so lange mit dem Wahnsinn gespielt, bis er sie — hatte! Aber das Genie — liebt die Gefahr. Es will lieber darin untergehen als sie fliehen."

Schweigen. Dann Herbrand:

„Das Ziel wäre also: den Wahnsinn für das Erkennen der Menschheit — gewissermaßen fruchtbar zu machen!?"

Spiridions Gesicht verzog sich zu einer höhnischen Grimasse.

„He, He, hör Einer den deutschen Ideologen. Er glaubt noch an eine ‚Menschheit', will der Menschheit noch nützen! Nein, das Genie hat noch niemals der Menschheit genützt. Denn es ist noch niemals von der Menschheit verstanden worden. Es will und kann nur sich selber beseligen! Darin eben besteht ja die grandiose Tragik des Genies, daß es für die Menschheit ewig unfruchtbar bleiben muß! . . . Es lebt in seiner eigenen undurchdringlichen Atmosphäre. Es kann sich nach außen nicht begreiflich machen, kann seine ungeheuren Wonnen und knirschenden Qualen blos verrathen durch ein wüstes Ge-

schrei und durch unartikulirte Gebärden. Entblößt liegen vor ihm Himmel und Erde, und das Schauerreich der Unterwelt. Mutter Kybele jagt an ihm vorbei auf feuerschnaubendem Stier, die Hegerin aller Mysterien, das tausendbrüstige Weib, das seine eigenen Kinder frißt, weil es unaufhörlich Kinder gebären muß . . . Das Genie sieht's — es will reden, sich verkünden — — fängt an zu lallen! Und dann kommt deine vielgeliebte ‚Menschheit', packt den armen Genius im Nacken und sperrt ihn in ein Irrenhaus!"

Herbrand stand da und drückte die Hände vors Gesicht. Nach einer Weile sagte er:

„Ich wollte, du hättest unrecht, oder es wäre lauter Unsinn, was du da sagst. Aber leider, leider — —! . . . Spiridion," rief er plötzlich mit raschem Impuls, „nicht wahr, wir wollen Freunde werden?! Wir haben uns so vieles gegenseitig zu sagen, und wir wollen immer ehrlich gegen einander sein!"

Spiridion drückte ihm warm die Hand.

„Ich habe dich schon von Anfang an lieb gehabt. Und jetzt hab' ich Keinen lieber als dich! Du hast so etwas Reines an dir, ja: so was Kindliches! Weißt du, das hat etwas Rührendes für mich. Denn ich selber bin — leider! — gar nicht so!"

Er sagte das mit einer eigenen melancholischen Liebenswürdigkeit. Dann ging er auf Herbrand zu und gab ihm einen Kuß auf den Mund.

3.

Die Thurmuhr schlug Elf. Hastig eilte Herbrand die schwach beleuchteten „Linden“ entlang, bog in eine Seitenstraße ein und betrat, wenige Minuten später, das Weinlokal zum „Eisernen Drachen“.

Die vorderen Räume waren nur schwach besetzt: ein paar ältere Herren; vereinzelt ein Liebespärchen; hinter einer Zeitung, gähnend, ein bleichsüchtiger junger Mann. Rasch schritt Herbrand hindurch. Aus dem „Hinterstübchen“ schlug ihm dumpfes Stimmengewirr entgegen. Dort saßen seine Freunde, „die Chaotiker“.

Er hatte die Hand schon auf der Klinke, da machte er kurz noch einmal Halt. Er war ziemlich außer Athem vom raschen Gehen. Sein Herz klopfte hörbar. So stand er, und lauschte — unwillkürlich ... Nach und nach begann er Stimmen zu unterscheiden.

Herrischen Fluges, mit einem Unterklang von trunkenem Hohn, die Stimme Spiridions, in markanten böhmisch-deutschen Accenten. Plump polternd dawider, Prosckes rauher märkischer Baß. Eine Frauenstimme, sich einmischend. Auch sie hat fremdartigen Klang. Gewiß ist's Frau Meyfelder, von der Herbrand soviel schon gehört hat, und die er nun heute Abend endlich kennen lernen wird, die merkwürdige Bergenserin!

Das Organ ist nicht klangvoll, hat aber was sehr Selbstbewußtes.

Verstehen kann Herbrand nichts.

Jetzt fangen die Stimmen wieder an sich zu verwirren.

Und plötzlich sprechen alle durcheinander, — schreien.

Dann ein scharfes energisches „Ssst!“, ein Klopfen auf den Tisch.

Langsam tritt Ruhe ein.

Und nun eine neue Stimme, die sich holprig bewegt, manchmal innehält, dann hastig hervorsprudelt und die Worte nervös und heftig hervorstößt.

Wer ist das? Ewald Zur Linden? Unmöglich! Der hat doch solch helles quietschiges Organ! Sigurd Björn, der nordische Mystiker und vielumfehdete Maler? Ach, der spricht doch überhaupt nicht! Nein, es muß Heilmann Scharf sein, Heilmann Scharf, „der geniale Student“ — im sechzehnten Semester!

Plötzlich drückt Herbrand auf die Klinke und tritt ins Zimmer.

Dichter blauer Cigarrettendampf schlägt ihm entgegen . . Gelbes flackerndes Gaslicht schwankt hindurch und malt seltsame Schatten und Lichter. Malt sie über die erhitzten Gesichtszüge und gestikulirenden Gestalten durcheinander sprechender Menschen. Der enge Raum scheint ganz damit gefüllt, wie vollgepropft. Doch sind's ihrer gar nicht so viele, etwa ein Dutzend. Und hinten steht noch ein Klavier, in der Ecke neben dem Fenster. Das verschwindet fast im Dampf und Weindunst, der wolkig an die Decke zieht.

Einen Moment steht Herbrand wie betäubt, wie geblendet.

Dann ist ihm, als sprängen Alle plötzlich auf und stürzten ihm entgegen, prostend, schreiend.

Da hat ihn auch schon Einer am Arm gepackt, ziemlich unsanft, und brüllt ihn an. „Was das für eine hahnebüchene Manier sei, so spät erst zu kommen, um Mitternacht fast!“ ... Natürlich ist's Prosche, und der hält ihm denn auch gleich die Taschenuhr unter die Nase.

Herbrand lacht und sucht ihn, so gut es geht, von sich abzuwehren.

Er sieht Spiridion in der Mitte der Haupttafel, wie er ein volles Römerglas ihm entgegenschwingt und dabei Wein über den Tisch vergießt. Gleichzeitig ruft er ihm was zu, Herbrand versteht es nicht.

Er sieht neben Spiridion eine schmale, etwa dreißigjährige Dame, mit interessanten Gesichtszügen, langem Hals und wie Tollkirschen glimmenden Augen. Sie ist ganz à la Bohème frisirt und kostümirt, mit berechneter koketter Nachlässigkeit. Es wirkt ein wenig extravagant, aber doch auch elegant und geschmackvoll-apart.

Die Dame lächelt und sieht neugierig zu Herbrand hinüber. Sofort weiß Der: es ist Frau Bergljot Meyfelder.

Er will hin, um sich ihr vorzustellen. Da wird er von zwei Seiten zugleich aufgehalten. Links steht Heilmann Scharf, ein robuster haarbuschiger Gesell mit breiten Gesichtszügen, mächtigem Bocksbart und kühnen abenteuerlichen Augen. Von rechts drängt sich ein zierliches kleines Herrchen an ihn heran, äußerst behend, mit blassem, durchgearbeiteten Gesicht, schmalem verkniffenem Mund und dünnem schwarzem Schnurrbärtchen.

Der Kleine hat Herbrand zuerst erwischt.

„Sigbert Simonson,“ stellt er sich vor. „Mitarbeiter

am ‚Magazin'!" ... Und rasch sprudelt es von seinen Lippen, wie sehr er sich freue, den Verfasser des „Zweiten Bewußtseins' endlich kennen zu lernen; wie dieses Buch ihn unendlich gepackt und eine ganze Woche lang nicht losgelassen habe; daß er auch ganz sicher darüber schreiben werde u. s. w., u. s. w. ...

Kaum vermag Herbrand zu folgen. Denn schon spricht Heilmann Scharf von der anderen Seite auf ihn ein. Irgendwas von einer nothwendigen Agitation wider die neue ‚Lex Heinze'. Deutsche Schriftsteller seien doch weder Schuhputzer noch Zuhälter. Und wer sich wie 'nen Hund behandeln lasse, der sei auch ein Hund. Es komme darauf an, dem Staat zu beweisen — —

„Meine Herren! Meine Herren!" ruft Herbrand. „Bitte, lassen Sie mich mal zu mir selber kommen! Bitte, lassen Sie mich wenigstens meinen Ueberzieher ausziehen!"

Sofort hilft Herr Simonson ihm aus dem Ueberzieher, und dann springt — wer? Romanus Engelhart! — herbei und hängt Rock und Hut an einen Wandhaken. Romanus ist von seinem Freund Ewald Zur Linden eingeführt, und Der sitzt oben am Ende der Tafel, übereck zu Frau Meyfelder, und ist sehr elegant. Er trägt eine schwarze Kravatte auf blauem Hemd und einen hellen, kokett sitzenden Anzug.

Endlich kann Herbrand sich Frau Meyfelder vorstellen lassen.

Spiridion besorgt es — und, nach slavischer Art, preist er gleich Herbrand in den überschwenglichsten Worten dabei an, als bahnbrechenden jung-deutschen Psychologen.

Die Norwegerin ist äußerst verbindlich. Sie drückt Herbrand wiederholt die Hand und zeigt sich sogleich sehr belesen in seinem Buch.

Dann lernt Herbrand auch ihren Gatten kennen, den be-

kannten Sortimenter Melchior Meyfelder, und Der fragt ihn sofort, ob er nicht eine Photographie von sich übrig habe — Kabinett natürlich! — damit Herr Meyfelder die in seinem Schaufenster aushängen könne ... Herbrand antwortet ausweichend. Der Gatte der schönen Frau Bergljot macht ihm keinen sympathischen Eindruck. Er hat so was Plump-Schlaues und eine unangenehm laute Art von zudringlicher Biedermeierei, hinter der sich Arroganz und Geschäftsspekulation verbergen ...

Ja, und nun wäre wohl endlich Zeit, sich irgendwo Platz und Stuhl zu erobern!

Indes — die Haupttafel ist bereits völlig besetzt — — dort ist kein Platz mehr zu haben!

Aber da ist ja noch ein Nebentisch! Am Fenster drüben, gegenüber dem Klavier! Dort ist auch noch ein Stuhl frei.

Herbrand geht hin. Zwei Damen sitzen da und ein Herr. Die haben sich bis jetzt sehr still verhalten und kaum unter einander ein paar Worte gewechselt. Der Herr ist Herbrands norwegischer Freund, der Maler Sigurd Björn, der seit Jahren in Berlin lebt und mit heroischer Zähigkeit seine höchst exponirte künstlerische Stellung verficht. Herbrand begrüßt ihn. Er hat für den großen stillen Menschen mit den eingefallenen Wangen und den hellgrauen, verträumten, so weltabwesenden Augen eine aufrichtige Neigung.

Den beiden Damen läßt Herbrand sich vorstellen. Es sind Hedda Eilissen, Schauspielerin aus Kristiania, ‚Norwegens größte Nora-Darstellerin', und ein Fräulein Sörensen aus Kopenhagen ... Also mitten unter die Skandinavier gerathen! Das macht Herbrand Freude. Denn er liebt die Germanen des Nordens. Sie haben so was Vornehmes, Großliniges.

Herbrand sitzt so, daß er auch die andere Tafel bequem überschauen kann und daher mit Allen in Rapport bleibt.

Doch die Gespräche werden einstweilen ziemlich gedämpft geführt. Eine allgemeine Unterhaltung kommt nicht zustande. Spiridion — hier allgemein „Spirit“ geheißen — sitzt zu Frau Bergljot hingebeugt und spricht mit ihr sehr angelegentlich im Flüsterton. Frau Bergljot hört schweigend zu. Sie hat den Hinterkopf gegen die Wand gedrückt und richtet die Augen, wie verloren, zur Decke. Die Augen haben jetzt nicht mehr jenen glimmenden Glanz, sie sehen verschleiert aus, gleichsam nach innen horchend. Das Gesicht ist bleich und trägt einen nervös-angespannten Ausdruck, der sich hinter erzwungener Starre zu verbergen sucht.

Ihr Gatte widmet ihr nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Der ist mit Proscke und Heilmann Scharf in einen Disput über das Projekt einer neuen elektrischen Bahn verwickelt, wobei Sigbert Simonson, ein feines Lächeln um die schmalen Lippen, schweigend zuhört.

‚Ritter Ewald‘ und sein Freund ‚Manes‘ tuscheln und kichern miteinander. Sie sprechen ersichtlich von ‚kleinen Mädchen‘.

Das Gaslicht blafft und flattert. Blauer Rauch zieht in großen Ringen durch das Zimmer.

Auf dem Trottoir der Straße hört man zuweilen einen eilfertigen Schritt, klappernd, am Fenster vorbei. Oder eine Nachtdroschke rumpelt über das holperige Pflaster.

Herbrand unterhält sich mit Hedda Eilissen.

Fräulein Sörensen und Sigurd Björn schweigen und rauchen.

Fräulein Sörensen ist ein blasses blondes Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, nicht sehr hübsch, aber mit einem

klugen, verschwiegenen, energischen Gesicht. Um die etwas dicken Lippen liegt gewohnheitsmäßig ein ironisches Lächeln. Sie hat ein Päckchen Bostanjoglo-Cigarretten vor sich liegen, das bis auf wenige Stück aufgeraucht ist. Gesagt hat sie noch kein Wort. Als Herbrand sie einmal angeredet hat, hat sie blos mit dem Kopf genickt, flüchtig einmal gelächelt und dann ruhig weiter geraucht. Sie hat ihre Hand auf die der Hedda Eilifsen gelegt, trinkt auch gleich ihr deutschen Schaumwein mit Médoc vermischt, aber nur in geringen kurzen Zügen, während die Schauspielerin dem Wein lebhafter zuspricht. Björn hat eine halbe Flasche Mosel und Selterwasser vor sich stehen.

Hedda Eilifsen spricht. Sie beherrscht das Deutsche nicht vollkommen, weiß sich aber auszudrücken. Sie erzählt, daß sie seit vierzehn Tagen in Berlin ist, „um die Agnes Sorma zu studiren“. Heute Abend hat sie sie als ‚Jüdin von Toledo‘ gesehen, und sie ist aufs höchste davon begeistert. Indem sie erzählt, enthüllt sich nach und nach ihr künstlerisches Temperament. Herbrand gewinnt den Eindruck, daß er eine reine und starke Natur vor sich hat, die unverdrossen das Gute will, rastlos an sich selber arbeitet und fremde Vorzüge neidlos anerkennt. Er findet Hedda Eilifsen ebenso unverfälscht als Norwegerin wie als Künstlerin: naiv, kindlich, selbstvergessen, ein wenig robust und dann wieder so eigenthümlich grüblerisch, so skeptisch-bohrend und hellseherisch-mysteriös! Er sieht sie an und bemerkt, daß ihr Gesicht in der Stimmung unaufhörlich wechselt, in raschen gleitenden Uebergängen, die kaum zu kontrolliren sind und weit entfernt von der prägnanten faßbaren Mimik südlicher Naturen. Es ist, als würden unaufhörlich neue Wesen aus der gleichen Hülse geboren. Während sie jetzt fünfundzwanzig-jährig erscheint, wirkt sie gleich darauf wie Vierzig, um einen

Augenblick später durch die köstlichste Backfisch-Frische zu frappiren.

Und keinerlei bewußte Absicht dahinter zu spüren!

Herbrand sitzt und hört und schaut und staunt. Er fühlt sich zu Hedda Eilissen in magisch-wunderlicher Weise hingezogen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich ist's, als sei eine Bombe explodirt.

An der Haupttafel geht das Gespräch wieder in hohen spritzenden Wogen.

Das Wort ‚Chaotismus' ist wie eine Rakete in die Luft gestiegen.

Proscke hat dazu gelacht, hat sich ‚nicht entblödet', den alten Naturalismus dawieder auszuspielen. Herr Meyfelder hat ihm laut und lebhaft applaudirt.

Spiridion sitzt schräg zurückgebogen und lächelt geringschätzig. Wer wird zu solchen Lappereien überhaupt noch ein Wort verlieren.

Dagegen ist Heilmann Scharf in wilden Eifer gerathen, hat schrecklich viel, was er sagen möchte, verbruddelt und verhapert sich jedoch in seinen eigenen Sätzen und kommt nicht zu Rande. Mit einer unsäglich verachtungsvollen Gebärde wider Proscke und Meyfelder bricht er ungeduldig ab.

„Nee, icke," sagt Herr Meyfelder, „ick finde Det det Richtigste, wenn man't so macht, janz wie't in de Natur is."

„Es kommt aber eben darauf an," ruft Ewald emphatisch herüber, „was man aus der Natur herausholt: ob Straßenkehricht, oder purpurne glühende Leidenschaft!"

Spiridion nickt ihm anerkennungsvoll zu, und Frau Bergljot

meint naserümpfend, ihr Herr Gemahl thäte wohl am besten, bei solchen Gesprächen seine Weisheit für sich zu behalten.

„I wo," sagt Meyfelder, „det seh' ick nich inn. Ick sitze hier so jut wie jeder Andere. Ick bezahle meinen Wein. Un denn darf ick ooch sagen, wie ick det meine. Mir hat noch nie Eener 'n Dummen jenannt!"

„Ebent!" macht Spiridion und Alle lachen.

„Na denn nich?" fragt Herr Meyfelder und streckt alle fünf Finger seiner linken Hand aus.

„Merken Sie sich," belehrt ihn Proscke: „von Vernunft, Natur und gesundem Menschenverstand wollen die Herren längst nichts mehr wissen. Das haben Die alle miteinander glänzend ‚überwunden'!"

„Gesunder Menschenverstand?" lacht Romanus Engelhart. „Der gesunde Menschenverstand ist ein dummer Junge!"

Proscke blickt höhnisch zu ihm hinüber und sagt dann zu Meyfelder:

„Da hören Sie's also — von kompetentester Seite!"

Heilmann Scharf aber raunt dem neben ihm sitzenden Romanus ins Ohr:

„Wenn Sie nichts Gescheiteres zu sagen haben, halten Sie's Maul! Sie kompromittiren uns mit ihren Albernheiten!"

„Lockspitzel?!" lacht Proscke.

Die Stimmung kommt bedenklich ins Schwanken.

„Ah was lustig, Kinder!" sagt da Spiridion. „Lustig, immer lustig! Wir sind doch hier, um zu trinken! Wir wollen Alle heute noch betrunken sein! — Simonson, klingeln Sie dem Kellner! Er soll noch mehr ‚Haute Sauterne' bringen! — Solange wir nicht trinken, bleiben wir stets dumme Erdenwürmer, beschmutzen und beschleimen uns gegenseitig! Aber

wenn wir trinken, dann werden wir uns verstehen, weil wir die Erde verstehen, durch die wir leben! — Prost Proscke! Weißt du, ich liebe dich — weil du ein so furchtbares Rauhbein bist! Eine so grandiose Ehrlichkeit steckt darin!"

„Prost Spirit!" ruft Proscke. „Ich liebe dich auch — weil du so ein lästerliches Lügenmaul bist! Denn darin steckt — göttliche Weltverachtung!"

Alle lachen, und der Friede ist wieder hergestellt.

Das Gespräch geht jetzt über auf die ‚sexuellen Grundlagen der Poesie'.

Herr Meyfelder will davon nichts wissen. Er faßt die Sache ‚denn doch' — ‚wesentlich idealer' auf.

Das ist was für Spiridion! Er legt sich quer mit dem Oberkörper über den Tisch herüber, streckt die Hand demonstrirend vor, und, während um seine Mundwinkel ein tückischfeines Hohnlächeln spielt, sieht er Herrn Meyfelder mit bestrickender Liebenswürdigkeit an.

„Nicht wahr, Herr Meyfelder," sagt er, „Sie sind doch Europäer? Und Sie verstehen Das als einen wichtigen und heiligen Beruf? Sie verstehen auch Mich ganz genau?! Ich habe mich von jeher gefreut, wie gut Sie mich verstehen! Und ich weiß: die lächerlichen Vorurtheile der kleinen Philister sind Ihnen gradezu verhaßt! — Also! Nicht wahr: Sie lieben Ihre Frau? Und indem Sie sie lieben, fühlen Sie Sich beseligt, und indem Sie selig sind, — werden Sie Dichter! Sie gehen auf die Suche nach Ihrer eigenen Schönheit, um sie vor dem geliebten Weib zu entfalten. Gar nicht schön genug können Sie vor ihr erscheinen! Sie girren, Sie singen, Sie schlagen ein Pfauenrad! Damit sind Sie schon Dichter! Denn was ist Dichtung Andres als — Pfauenrad, Auerhahnbalzen?! Alle

Dichtung wird nur gedichtet, um das Weibchen zu fangen, nach dem das Männchen Verlangen trägt. Darum müssen die Dichter sich gegenseitig überbieten, — weil sie sich gegenseitig den Rang ablaufen wollen! Das nennen die Gelehrten dann — Entwicklung, He, He! Und die Dichter selbst sprechen vom ‚göttlichen Funken‘. He, He, es ist der göttliche Funke der geschlechtlichen Brunst, der sie so tief, so schön und so weise macht. Nur —! die dummen Dichter, die Dichter, sie wissen das nicht! Sie meinen stets, es käme eine ‚Erleuchtung von oben‘ auf sie herab. Von unten herauf kommt die Erleuchtung, aus dem Unbewußten, aus dem Geschlecht. Unser kluges Gehirn, He, He, wird davon übertölpelt, und dann gibt es sich dran und schafft sich eine phantastische Ausdeutung, und die nennt man ‚Poesie‘. Schadet ja weiter auch nichts! Aber heute, am Ende unseres großen Jahrhunderts, muß man wissen: All dieser berückende Zauber ist nichts Anderes als das dumpfe Kreisen des Geschlechtswillens in uns, vom Gehirn falsch interpretirt und dadurch — sublimirt!“

„Ja Det, . . . Det,“ sagt Herr Meyfelder, „Det läßt sich ja hören! — Meine Frau wird Det jedenfalls Allens verstanden haben!“

Proscke schmunzelt. Aber Ritter Ewald ist nicht zufrieden. Er findet, Spirit habe die Dichter ‚tendenziös‘ unterschätzt. Die modernen Dichter jedenfalls hätten keine Illusionen mehr über die Herkunft der Poesie aus dem Geschlecht. Die wüßten ganz genau, daß alle Schauer, alle Pracht, aller visionäre Glanz einzig von dort stamme, und sie seien auch viel zu stolz, sich dieser Einsicht zu schämen.

„‚Von meinem Samen ward der Erdball schwanger‘,“ deklamirt Manes leise.

Spiridion spitzt die Ohren. „Was war das?“ fragt er. „Das klang jedenfalls — —! Ja, das war das hyperbolische Selbstgefühl der autonomen Dichterpsyche!“

„Oh! Es war blos eine Zeile von mir!“ sagt Ritter Ewald bescheiden. „Eine Zeile aus einem Spruchvers!“

„Den müssen Sie uns hersagen!“ dekretirt Spiridion.

„Ja, das müssen Sie unbedingt!“ bekräftigt Frau Bergljot. Und auch die Anderen wollen hören. Der Anfang klingt so eigenthümlich!

„Pas de grande chose!“ sagt Ewald lässig. Dann steht er auf, bewegt seine Paderewski-Locken, und, indem er in sanfter Verzücktheit die Augen ins Gaslicht heftet, trägt er mit flüsternder vibrirender Stimme vor:

„Von meinem Samen ward der Erdball schwanger.
Da sproßten Blumen rundum aus den Triften.
Die trugen Farben, wie ein Mailied süß —
Und dunkel, wie der Loder-Blick der Pest . . .“

Alle schweigen. Spiridion sitzt mit ernstem brütendem Gesicht.

Hedda Eilissen aber beugt sich zu Herbrand und flüstert:

„Warum dichtet der junge Mann solch schreckliche Sachen? Er sieht so sanft und gut aus!“

Herbrand nickt und lächelt unmerklich durch die Nase.

Spiridion endlich erklärt: Ja, diesen Vers müsse er von Dem, was er vorhin gesagt habe, ausnehmen. Hier sei zum ersten Mal das sexuelle Moment, als das all-zeugerische, stark und tief erfaßt und mit poetischer Kraft symbolisirt worden. Von dort ausgehend müsse die neue Poesie den gesammten unerhörten Rausch des modernen, sich selbst genießenden Individuums darstellen, müsse zu kosmisch-centralen Emanationen sich erheben. — Und mit wahrhaft fürstlicher Höflichkeit schließt er:

„Herr Zur Linden, ich hatte Sie bis jetzt unterschätzt. Ich sehe, Sie sind ein Dichter!“

Herbrand aber denkt: Ob Das nicht, wie Alles, was der schlaue Böhme sagt, raffinirt-doppelsinnig ist? — Oder ist Spirit wirklich so begeistert?

Jedenfalls — verlangt Spiridion, Mehr zu hören!

„In diesen Zeilen,“ sagt Ewald Zur Linden, „habe ich das individuelle Herrengefühl des männlichen Erotikers zum Ausdruck gebracht. Hier sind sie:

Mahadöh.

Ein Gott läßt sich zu dir hernieder! . . .
Oh Weib, oh denke dran!
Ein Gott läßt sich zu dir hernieder —
Oh Weib, denk du daran!
Zwar . . . bleiben meine Lippen dir verschlossen!!
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Indes, oh Weib, oh denke dran:
Ein Gott — läßt sich zu dir hernieder!“

Wie ein Prediger hat Ewald Zur Linden diese Verse gesprochen, mit gedämpftem salbungsvollem Pathos, indem er sein helles Organ melodisch auf- und abschwellen läßt.

Eine leise Künstlergeste der Hand. Dann setzt er sich nieder auf seinen Stuhl.

Spiridion stemmt beide Hände auf die Tischkante und sieht durchdringend zu ihm hin.

„Ja, so will das echte Weib vom Manne geliebt werden,“ murmelt die pikante Bergenserin, Frau Bergljot Meyfelder. Und Romanus Engelhart blickt so stolz umher, als sei er selbst der Dichter der vorgetragenen Verse.

Die Uebrigen verhalten sich ziemlich zurückhaltend.

Hedda Eilissen aber wendet sich abermals zu Herbrand und flüstert ihm zu:

„Klang Das nicht sehr einbildisch? Oh ja ein bischen, glaube ich ganz bestimmt!“

Und Herbrand flüstert zurück, ganz, ganz leise:

„Sie sind heut Alle so . . . Größenwahn ist — Trumpf!“

Dann blickt er zu Freund Spirit hinüber, da er begierig ist, wie Der sich jetzt verhalten wird.

Spiridion aber glaubt offenbar jetzt den Moment gekommen, einen großen Schlag zu thun.

Mit einem Ruck erhebt er sich plötzlich. Sein Gesicht hat einen ekstatischen Ausdruck angenommen.

„Ewald Zur Linden,“ spricht er, und seine Stimme klingt heiß und zitternd, „haben Sie unseren Dank für das ergreifende Dichtwerk! Und glauben Sie mir, ich verstehe Sie: diesen Drang nach hohem Rhythmus, tiefer Intuition und der großen Simplicität. Aus der intuitiven Anschauung des Primitiven holen Sie Sich eine neue lichtspendende Erkenntniß, greifen mit gewaltiger Faust zurück in die rudimentären Empfindungsweisen der Ur-Menschheit . . . Das kann natürlich heute erst von den Wenigsten gewürdigt werden. Die Menschen der ‚Jetztzeit‘ wissen ja noch nicht, Wer Mahadöh ist. Die denken an den traurigen Goethe'schen Popanz, diesen Helden der Mitleidsmoral und der weichherzig-sentimentalischen Pfaffen! — Dagegen stellt uns nun Ewald Zur Linden einen neuen Mahadöh auf, der Nichts ist als der verkörperte Ur-Trieb, in dem der Welt-Wille zum Schicksals-Willen wird! Was Michel Angelo in Stein und Marmor erträumt hat, das will hier in Worten zum Leben werden. Und tiefer, als der Dichter selber ahnt, ist hier der Bruch vollzogen mit aller Konvention, die uns noch

an dieses lächerlich verkrüppelte, verrenkte und verhutzelte Kulturdasein knüpft. Durch die Kraft einer chaotistisch-souveränen Widerspiegelung des Ur-Verhältnisses der Geschlechter wachsen wir zurück in die fruchtbaren Gefilde der Primitivität, die, wie die Schlammniederungen des Nil, der Mutterboden und die Ur-Lauge aller Zeugung sind. Ja, das ist's, was uns Allen noth thut: Rückkehr zum Primitiven! . . . In diesem tief durchfühlten Streben finden sich die beiden großen Rassen zusammen, die wir als die Führer der Zukunftsmenschheit zu begrüßen haben: die slavische und die rein-germanische! Bei Diesen allein ist noch die wahre große Primitivität, das tiefe ungeheuerliche Naturgefühl —: Chaos! Und wie sagt doch der Deutsch-Slave Nietzsche, der diese Entwickelung voraussah? ‚Man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern zu gebären' . . . . Wir Alle sind tanzende Sterne auf dem gährenden Chaos unserer heimathlichen Rassen. Aber wir sind auch selber noch Chaos, und neue tanzende Sterne sollen sich aus uns gebären . . . Das Wehen eines großen Völkerfrühlings geht durch die Welt. Ein neuer Rausch und Sturm erfaßt die Menschheit. Wir sind die Sturmschwalben, die vorausfliegen. Wir haben das feinste kultivirteste Bewußtsein, und gleichzeitig tauchen wir kühnen Muthes in die schauerlichen Tiefen des Unbewußten und schwelgen in der Anschauung noch ungeborener Mysterien der Seele. Stimmen ertönen aus uns, die bisher in der Menschheit schwiegen, oder die nur der Ur-Menschheit ertönten, von dieser aber nicht gebannt und gestaltet werden konnten. Wir — heute — können gestalten! Das leise Flüstern der Mysterien erfassen wir mit sensiblem Ohr — das lose Spiel der Associationen schütten wir in das bunte Kaleidoskop unseres traumhaft-hellseherischen

Bewußtseins und erfreuen uns an seinen wirren Bildern. Was jemals war und sein wird — wir wissen es! Was allüberall geschieht — wir sehen es! Uns macht keine Ferne mehr schwierig. Wir tragen in uns Erinnerungen, Visionen — aus Ceylon, vom Sirius! Wir Alle sind einst, gleich Buddha, auf weißen Elephanten durch blühende Palmen- und Agavenwälder geritten, Lotosblumen im Haar. Und von aeonenweiten Sternen her, durch glitzernde Aethernacht, kamen wir, von Sphärenklängen umtönt, herabgeschwebt auf diesen kleinen Planeten. Hier hausen wir — aber unser Geist schweift zurück — zurück in unsere alte unermeßliche Heimath — und wenn der Rausch unsere irdischen Bande löst, dann braust durch unsere fiebernden Adern der mächtige Strom der Unvergänglichkeit, der Unendlichkeit! Darum wollen wir uns berauschen, berauschen am Wein und an uns selber! Die Menschheit lassen wir hinter uns! — wir werden wie die Götter! — Mahadöh!!!"

Er stößt das letzte Wort hervor mit einem heiseren Ruf, der scharf klingt wie der Schrei einer Möwe. Dann hält er völlig erschöpft inne, wie von wirklicher Trunkenheit übermannt, und blickt mit abwesenden Augen um sich.

— — Tumult bricht los. Eine Begeisterung, die an Raserei grenzt, scheint sich Aller zu bemächtigen.

Ewald Zur Linden, seiner selbst nicht mehr mächtig, ergreift eine leere Weinflasche, schwingt sie zweimal rund um den Kopf, und wirft sie dann mit mächtigem Krach zur Erde, daß sie klirrend zerbricht.

Sofort springt Romanus mit lautem Jauchzen hinzu und stampft wilden Fußes in die Scherben.

Keiner achtet darauf — Jeder, mit sich selbst beschäftigt, trachtet seiner eigenen Exaltation Ausdruck zu geben.

Heilmann Scharf brüllt Etwas über den Tisch, Spiridion ins Gesicht — kein Mensch versteht es, er selbst weiß kaum, was er damit meint. Dann stürzt er hastig ein paar Gläser Rheinwein hinunter.

Frau Bergljot Meyfelder, schluchzend vor Wonne, hängt an Spiridions Hals und blickt ihm schwärmerisch-verzückt in die Augen.

Spiridion steht wie verstört. Sein Gesicht ist verzerrt und hat einen brutal-ekstatischen Ausdruck bekommen, hinter dem eine fatalistische Angst lauert.

Hedda Eilissen weint. Klare große Thränen laufen ihr still über die Wangen, während sie wie betend dasitzt. Dann wirft sie sich plötzlich an die Brust ihrer Freundin und küßt Diese mit wahnwitziger Zärtlichkeit. Fräulein Sörensen breitet, wie schirmend, den Arm über Hedda.

Der schweigsame Björn aber möchte reden! Doch er kann die Worte nicht finden. Er macht mit der Hand hilflose Gebärden zu Herbrand. Endlich sagt er: „Eine merkwürdige Mann! Wirklich ein sehr . . . merkwürdige Mann!"

Aber Herbrand hört nicht. In seinem Kopf jagen sich blitzartig die Gedanken. Er weiß nicht, wie ihm geschehen ist. Was hat er gehört? Weisheit, Prophetie, oder hallucinatorischen Wahnsinn? Vielleicht von Allem Etwas! Aber warum ist er so bewegt? Er möchte am liebsten die Gasglocke herunterreißen und das Haus in Brand stecken!

Am ruhigsten bleibt Simonson. Der sitzt an Spiridions Seite und streicht bedächtig mit der flachen Hand leise über den Tisch, immer hin und her. Er lächelt dazu — fast sieht er vergnügt aus. Doch ist die Stirn, ein wenig kritisch, gerunzelt.

Proscke hat die Augenbrauen zusammengezogen. Sein Gesicht schaut fast wüthend drein. Aber das ist nur der Ausdruck seiner Ergriffenheit. Er sitzt, fest auf seinem Stirnplatz, hat den Oberkörper kerzengerade in die Höhe gereckt, die Fäuste mächtig vor sich hingestemmt und scheint mit den harten Augen Spiridion zu durchbohren.

Einen gradezu unglücklichen Eindruck macht Herr Meyfelder. Der rückt auf seinem Stuhl unruhig hin und her. Er möchte gern was sagen. Aber Keiner hört ihm zu! So murmelt er unaufhörlich in sich hinein:

„Ja, Det laß ick mer jefallen! Det laß'ck m'r jefallen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem Mal ertönen mächtig die Klänge des Klaviers.

Heilmann Scharf sitzt am Piano und spielt: aus der Götterdämmerung, den Einzug der Götter in Walhalla.

Prachtvoll rauschen die breiten Akkorde. Und visionäre Welten scheinen sich zu öffnen.

Heilmann Scharf ist ein Klavierspieler ersten Ranges. Sein Anschlag ist groß, sein Rhythmus fest, seine Auffassung bedeutend und bewegt. Zumal Wagner spielt er mit hinreißender Kraft. Orchestrale Wirkungen entlockt er dem kümmerlichen Instrument.

Kein Laut ertönt neben seinem Spiel. Alle halten den Athem an.

Und in Aller Augen dringt Etwas wie kühne todesmuthige Begeisterung.

Als der Spieler geendet hat, will ein dröhnender Beifall ausbrechen. Aber Heilmann Scharf gibt ein Zeichen, daß er weiterzuspielen wünscht.

Eine Phantasie aus ‚Tristan und Isolde'. Die „traurige Weise", Tristans Sehnsuchtsschmerzen, Isoldens Liebestod. Einfachstes und Gewaltigstes, Herbstes und Süßestes wundersam durcheinander geschlungen. Und eine Vibration drüberhin, als sollten die Sehnen zerreißen, in unserer Brust.

Kein Beifallsversuch diesmal. Alle athmen schwer, und Feuchtigkeit stiehlt sich in die Augen.

Heilmann Scharf hat sich erhoben und will sich leise auf seinen Platz begeben.

„Noch Beethoven, bitte!" sagt da Herbrand, die Stille unterbrechend.

Heilmann Scharf blickt ihn an, sonderbar, fast erschrocken.

„Ja Beethoven, bitte!" sagt auch Hedda Eilissen.

„Das Andante aus der C-moll?" fragt trocken Heilmann Scharf.

Man nickt. Und der Spieler setzt sich wieder ans Klavier.

Diesmal kommt eine Stimmung, feierlich wie in der Kirche.

Jeder träumt still, wehmuthsvoll vor sich hin.

Vom Klavier klingt's herüber wie ein Lied voll erhabener Trauer, eingewiegt in heroische Resignation.

Herbrand fühlt — fühlt tief — was all diese Menschen, so verschieden sie sein mögen, so sonderbar vielfach und überspannt ihre Aeußerungsformen, was Alle dennoch mit gemeinsamem Pathos verbindet. Eine tiefe und starke Sehnsucht geht durch sie Alle, — eine Sehnsucht, oft zur Höhe des Wahnwitzes getrieben, durch das Gefühl geistigen und materiellen Druckes, der über ihnen lastet. Der Eine oder Andere fühlt das vielleicht nicht, oder fühlt es weniger, wenn er so für sich seiner Wege oder seinen Geschäften nachgeht. Aber die Meisten tragen es ständig mit sich herum, wie ein dunkles Gespenst — ein

Gespenst, das sie nicht losläßt, das sie äfft und quält, mit dem bethörenden Wetterleuchten einer glänzenden goldenen Zukunft . . . Und stets die eherne Wirklichkeit steil und unerklimmlich sie umziehend, enger und enger rückend, und droht sie erbarmungslos zu zermalmen! . . . Und so stehen sie einander gegenüber, Todesfeindschaft im Herzen, die gegenwärtige Welt und das zukunftbergende Individuum, stehen und durchbohren sich mit den Augen — und grinsen sich an, wie zwei Tollhäusler . . . Und die Sehnsucht wächst, wächst zur Verzweiflung, und überallhin schleicht die Verzweiflung sich ein, überall ruht sie zu unterst auf dunklem Grunde. Sie ist da in unseren Hoffnungen, sie ist in unserem Höhnen und Hassen, sie springt grell hinein in unsere Ausgelassenheit, und sie lacht wiehernd durch die Ekstasen unseres Rausches. Immer dieser dunkle Unterton, oft kaum spürbar, und laut übergellt durch korybantische Freude. Aber dann plötzlich diese Angst vor dem Bewußtwerden, vor der Erinnerung! Und heftigeres Hineinstürzen in den Rausch, Sichbegrabenlassen von der Trunkenheit! Lethe — Lethe — — Lethe!

Da plötzlich — ist die Musik — verstummt.

Herbrand fährt empor, aufgescheucht aus seinen düsteren Gedanken.

Ah, was grübelt er sich da zurecht! Fort damit! Er will jetzt Derartiges nicht wissen!

Aber vibrirend liegt es in ihm, zuckt leise, beunruhigend, durch seine Nerven.

Er tritt hin zu Scharf, drückt ihm warm und krampfhaft die Hände und steht dann still, neben dem Klavier, am Fenster. Er schließt die Augen und preßt die Stirn wider

die Scheibe. Die Hände legt er über die Ohren, instinktiv, wie um alle Sinneswahrnehmung in sich zu tödten.

So steht er lange — Keiner achtet auf ihn. Lärmend und schreiend wogt Alles durcheinander. Es ist noch neuer Wein angeschleift worden. Die Scherben hat der Kellner zusammengefegt. Auch Cigarretten sind neu gebracht worden, Fräulein Sörensen raucht schon vom zweiten Päckchen Bostanjoglo.

Die Plätze sind vielfach vertauscht.

Spiridion sitzt neben Heilmann Scharf, den er erst seit kurzem kennt. Er schwärmt ihm vor, von Dvorak und Smetana, und verspricht, das nächste Mal seine Geige mitzubringen. Sie können dann Ungarische Tänze und Dergleichen mit einander spielen. Spiridion erklärt die Zigeunermusik für den Gipfel der musikalischen Offenbarung.

Dann erzählt Heilmann Scharf von seinem Leben.

Ja, es stimmt: er ist Student im sechzehnten Semester! Er hat ein buntes abenteuerreiches Leben hinter sich. Er ist aus wohlhabendem Haus, aber früh mit seiner Familie zerfallen. Damals ist er ausgerückt, mit sechzehn Jahren, wanderte zu Fuß von Schlesien nach Hamburg, ging zur See und wurde Schiffsjunge, später Matrose. Er war in Brasilien und Australien. Aber nach zwei Jahren hatte er die Sache satt. Er kehrte ins Elternhaus zurück, wo unterdessen der Vater gestorben war. Als einziger Junge zwischen drei Schwestern wurde er wohl aufgenommen. Er machte sein Abiturienten-Examen und ging dann zur Universität. Studirte Allerhand, hauptsächlich National-Oekonomie und Geschichte, daneben aber auch Physiologie und Naturwissenschaften. Im Ganzen hat er damals tüchtig gearbeitet, wenn er auch wenig im Kolleg war — denn die Professoren hatten ihm kaum etwas zu bieten. Allmählich aber

wurde ihm das Stillesitzen über. Er ging wieder außer Landes, zuerst nach Genf, dann nach Paris. Rutschte so sachte nach Spanien herunter, und eines Tages saß er auf einem Handelsschiff, so als eine Art Aushülfsarzt, und fuhr nach Marokko hinüber. Als er die Reise zum dritten Mal machte, wurden sie ausgehoben. Er gerieth in Gefangenschaft, in Sklaverei. Ein halbes Jahr und länger hat er so aushalten müssen. Dann gelang es ihm, mit Hülfe einer Odaliske sich zu befreien. Wirklich und wahrhaftig! eine Odaliske war's! ein braunes schönes Weib, mit gluthigen Augen, und mit kleinen Goldmünzen im rabenschwarzen Haar. Dann kam eine dunkle Zeit, — er will davon nichts sagen. Sechs Wochen später fährt er nach Europa zurück, in Begleitung einer Köchin, die er einem österreichischen Grafen ausgeführt hat. Ja, und dann hat er wieder angefangen, zu studiren. Die von Zuhause wollen nichts mehr von ihm wissen. Sie schicken ihm monatlich fünfundsiebzig Mark, und damit basta! Seit zwei Jahren lebt er hier in Berlin, bei seiner Köchin, der feschen Pepi, einem ganz famosen Kerl, die Alles für ihn thut. Sie vermiethen noch an einige andere Studenten, und damit schlagen sie sich so durch.

Verheirathet? Nein! Er ist nicht für's Verheirathetsein!

Und was er jetzt macht?

Jetzt arbeitet er an seiner Dissertation!

Spiridion macht ein Gesicht, als hätte er soeben Essig getrunken.

„Dissertation?“ fragt er. In dem einen Wort liegt eine Welt von unsäglicher Mißachtung.

„Nun, Sie sind doch auch Doktor?!“ — fährt Heilmann scharf ihn an.

„Ebent! Ich weiß, was man dafür zahlen muß — an wissenschaftlicher Ehrlichkeit!“

„Hm! Ja! Schließlich — ob's eine Dissertation wird, das weiß ich noch nicht so genau. Ich arbeite nämlich über den ‚Flagellantismus‘. Das war zunächst gedacht als historische Untersuchung. Dann aber habe ich der Sache einen anderen Schmiß gegeben. Ich gehe jetzt mehr aufs Psycho-Pathologische und aufs Intuitive. Das ist natürlich Kaviar für die gelehrten Ochsen! Wenn Sie so wollen, beabsichtige ich jetzt, mein Thema — chaotistisch zu behandeln!“

„Hehehehe!“ — Freund Spirit freut sich ganz ungeheuer. Er tätschelt Heilmann Scharf die Backe und sagt, sie müßten mit einander Brüderschaft trinken.

Es wird jetzt überhaupt sehr scharf getrunken.

Hedda Eilissen und Fräulein Sörensen sind still gegangen. Proscke hat sich ihnen angeschlossen. Er hat früh acht Uhr bereits Sprechstunde.

Frau Bergljot läßt sich von Ritter Ewald die Cour schneiden.

Ihr Gemahl sitzt mit Romanus Engelhart zusammen, an dem er viel Gefallen findet.

Sigurd Björn und Sigbert Simonson stehen beieinander, mit dem Rücken gegen die Wand, und unterhalten sich, spärlich und leise. Der hagere blonde Norweger sieht mystisch-fahl, fast gespenstisch aus.

Herbrand sitzt am Klavier und stützt den Kopf in die Hand. Er ist müde und melancholisch, und doch dabei so leise-glücklich, wie selten. Er hat ein Gefühl, als könne ihm nun Nichts mehr geschehen. Ihn schützt eine zarte wehmüthige Resignation. Sein vergangenes Leben hat er vergessen. Sein zu-

künftiges liegt unerschlossen. Und er hat nicht die mindeste Lust, den Schleier zu lüften. Er findet es so köstlich, ohne Hoffnung zu träumen und still an sich geschehen zu lassen.

Da setzt sich Frau Bergljot neben ihn und fängt an mit ihm zu sprechen. Wirklich eine höchst anmuthige, nur leider etwas gar sehr magere Frau! — Herrgott, hat sie denn überhaupt einen Busen? und wie unheimlich-dünn sich der Hals biegt! — nun gut, sie sitzt neben ihm, und ist ganz merkwürdig kameradschaftlich, thut, als ob sie sich schon gottweißwie lange kennten. Sie stützt sich auf den Ellbogen, indem sie die eine Hand auf den Hinterhals legt. Das gibt ihrem Gesicht einen ganz besonderen, sinnend-schwärmerischen Ausdruck. Ihre Augen glimmen, wie Höhenfeuer durch Nebel.

Dann spricht sie von Spiridion, prahlt sehr mit ihrer wechselseitigen Intimität. Sie macht sogar Andeutungen höchst eigenthümlicher Art. Glaubt sie vielleicht das sei — Bohème-Ton?!

Der Gegenstand ihrer Prahlsucht ist übrigens allmählich gehörig betrunken geworden!

Er zieht ulkend umher, bändelt überall an, höhnt durcheinander auf ‚Manes‘, auf Herrn Meyfelder, auf Simonson und selbst auf den vorhin so gepriesenen Ritter Ewald. Der sei der Typus eines Menschen ‚mit dem halben Gehirn‘! Die andere Hälfte — nämlich die, womit man denke! — sei ihm schon vor der Geburt ‚rausgeschnitten‘ worden!

Niemand verübelt's. Blos Herr Meyfelder erbost sich.

Er findet, daß Herr Dr. Krakuschek sich in Widersprüche verstricke!

Der nennt ihn, gemüthlich hänselnd — einen „bollernden Puthahn“!

Herr Meyfelder wird wüthend, läßt natürlich seine Wuth — an seiner Frau aus. Will, daß sie augenblicklich mit ihm nach Hause gehe!

Frau Bergljot antwortet gereizt und weigert sich, ihrem Manne zu folgen.

Simonson und Linden legen sich ins Mittel — es wird hitzig hinundher disputirt — schließlich zieht das Ehepaar ab, gefolgt von den beiden Friedenstiftern und von Manes Engelhart.

Heilmann Scharf ist schon seit einiger Zeit auf unerklärliche Weise verschwunden.

Spiridion hat während der ehelichen Szene auf einem Stuhl gesessen, genickt und gelacht, zuweilen getrunken, mehrfach ein Glas umgeworfen.

Herbrand steht neben Sigurd Björn, der den ganzen Abend über blos eine halbe ‚Mosel' mit Selterwasser getrunken hat und vollständig nüchtern ist. Herbrand hat sich vorhin ein wenig bedußelt gefühlt. Während des Meyfelder-Zwistes ist er aber wieder ganz zu sich gekommen, und meint nun, er sei heut Abend sogar besonders helläugig und klar.

Als Frau Bergljot das Zimmer verlassen hat, erhebt sich Spiridion und will ihr nach.

„Bergl .... Berglj ..." lallt er, und bricht dann in wieherndes Gelächter aus — vor Freude, daß er den schweren Namen nicht mehr aussprechen kann.

Er setzt sich auf den Tisch, die Beine auf einen Stuhl, den Kopf in die Hände gestützt, und lacht und schnarcht, und schnarcht und lacht.

Herbrand stößt ihn an.

„Komm, Spirit, wir müssen nach Hause!"

Spiridion thut, als schliefe er ganz fest ein.

Herbrand rüttelt ihn und zieht ihn dann, mit Björns Hilfe, vom Tisch herunter. Spiridion läßt sich alles gefallen, macht sich aber schwer wie eine Wasserleiche. Schließlich plumpst er auf die Erde.

„Am liebsten möchte man ihn liegen lassen," sagt ärgerlich Herbrand.

„Vielleicht, daß er hier schlafen kann!" meint Sigurd Björn.

Sie gehen hinaus, um mit dem Wirth zu sprechen.

Als sie zurückkommen, schwankt Spiridion um den Tisch herum und trinkt die Rester aus den Gläsern.

Herbrand fährt ihn unsanft an.

„Komm, Spiridion, hier schlafen kannst du nicht, der Wirth hat keine Betten!"

„He, He, sch ... schl ... afen?! Wer spricht v ... von Sch ... Schla — fen?! J .. ich will t ... trinken!"

„Nein, zu trinken gibt's nichts mehr!"

„He, He!"

„Marsch, zieh dich an, komm nach Hause!"

„Hier ist dein Ueberzieher!" Björn hält ihn ihm hin.

Spiridion setzt sich wieder auf den Tisch. Er äugt tückisch und verschmitzt, aus trunknem verquollenem Gesicht.

„Bist du nicht S ... Sigurd B ... Bj ... Björn?" fängt er an zu lallen. „D ... Du hast ja ... grade ... deine Bilder ... ausg .. gestellt? — Du!! ... J ... ich werde — werde über dich — schreiben! Hörstu? ... Sch ... Schreiben werd' ich über dich! — Ganz fürchterlich genial — werd' ich schreiben! V ... vom Transfusions-Standpunkt aus!"

„Transfusions-Standpunkt?" lacht Herbrand. „Was ist denn das nur?"

„Idiot!" murmelt Spiridion, läßt den Kopf auf die

Brust sinken, die Hände zwischen den Knieen hangen und brütet schnarchend vor sich hin.

„Wirklich, eine sehr sonderbare Herr," sagt Sigurd Björn.

Spiridion hebt wieder den Kopf.

„T . . . Transfu . . . fusion —? D . . . das ist: . . . Nun, w . . . wenn . . . Alles in einander überst . . . strömt, — He, He! A . . . Also: h . . . höchster Cha . . . Chaotismus, . . . Weltall-Erschütterung."

Er preßt die Lippen aufeinander und blickt die Freunde starr und trunken an, wie um zu konstatiren, ob er ihnen auch genügend imponire.

Dann läßt er sich gutwillig den Ueberrock anziehen und sein grünsamtenes Jägerhütchen aufstülpen, das mit der verbogenen Krämpe. So folgt er, zwischen die Arme genommen, seinen beiden Führern.

Seine Wohnung liegt nur etwa zweitausend Schritte entfernt.

Aber der Weg dahin dauert gut eine Stunde.

Endlich — endlich haben sie ihn heimgeschafft.

Björn muß noch weiter nach Norden, aber Herbrands Weg geht wieder zurück.

Schlaftrunken trollt er durch die todten Straßen.

Die Thurmuhr schlägt Vier.

4.

Schwanker Schein gelbleuchtender Laternen fiel von unten herauf durch die Fenster.

Das Zimmer lag in Dunkelheit. Herbrand, auf dem Sofa längelang ausgestreckt, mochte sich kaum entschließen, endlich wach zu werden.

So'n Nachmittagsschlaf war doch etwas gar zu Schönes! Warum ihn nicht ausdehnen bis zum Abend?

Er kniepste einmal schlummertrunken mit den Augen.

Stand nicht Alles wie verschlafen? Die Möbel, im gespenstischen Grau der Dämmerung gleichsam ins Gigantische gewachsen, glotzten wie körperlose Schemen in die schlingende Dunkelheit . . . Ueber den Fußboden zitterte, wie ein lauernder Geisterteppich, ein langes Lichtfeld — der schwarze Schatten des Fensterkreuzes mitten hineingemalt . . . Drüben am Kamin ein scharfes Blinken: die gelbe Messingthür der Ofenröhre . . .

Vom Platze herauf kam dumpf-schlurrend das hastende Geräusch des beginnenden Abends . . . Vom Bahnhof her, wie halb erstickt, der Pfiff einer Lokomotive . . .

Wie lange er nun so wohl schon gelegen hatte?! Fünf, sechs Uhr mochte es immerhin sein!

Sollte er aufstehen und sich die Lampe anzünden?

Nein, lieber noch ein wenig liegen bleiben! Er fühlte die Müdigkeit von gestern Nacht noch in allen Gliedern . . .

Ja, das war eine tolle Sitzung gewesen!

Herrgott von Bentheim! Sich so ins ‚Chaos‘ zu stürzen, das war doch im Grund eine halbe Verzweiflungsthat!

Und zum Schluß Spiridion vollständig betrunken! Hähähä, Spiridion, der große Rausch-Apostel, der so feine scharfsinnige Unterscheidungen zu machen wußte — und sie dann in der Wirklichkeit so wenig zu erfüllen vermochte!

Da mochten sich nun sieben Weise und sieben Thoren gemeinsam die Köpfe drüber zerbrechen, was da für ein Unterschied war — zwischen Betrunkenheit und Rausch!

Ohja, es gab schon einen! Aber der Alkohol, wie es schien, war zu Beidem gleich nöthig!

Oder ob sich Spiridion mal wieder ein bischen verstellt hatte? Seine Tücke verließ ihn ja nie! Und es war gewiß ein besonderer Hochgenuß, sich so von zwei stöhnenden Freunden als ‚Leiche‘ nach Hause schleppen zu lassen!

Dem schlauen Behm' war doch niemals zu trauen!

Was diesen Menschen nur so fascinirend machte?

Man konnte ihm nicht gram sein, mußte ihn sogar liebhaben, auch wenn man im Grunde ziemlich argwöhnisch gegen ihn war und jedenfalls ganz und gar nicht gesonnen, sich von ihm ‚einwickeln‘ zu lassen!

Auf alle Fälle aber war er ein höchst amüsanter Akteur seiner selbst — und nebenbei ein höchst talentvoller Regisseur! Alles ‚klappte‘, was er inszenirte!

Und immer wieder glaubte man bei ihm, eine besonders feine Empfindung, eine ganz individuelle Zartheit der Sympathie herauszufühlen! Er konnte grob und höhnisch, ja hinter-

listig und gemein werden — und eine Viertelstunde später, schwor man darauf, daß er der Einzige war, der Einen verstand, der das Unausgesprochene, Hinauswollende in uns mit feinen Nerven zu fassen und mit schöpferischer Liebe ans Licht zu stellen wußte! In seinen Lügen und Schwindeleien steckte oft mehr wirkliche ‚Ehrlichkeit‘ als in der plumpen Grobheit der Anderen.

Und wenn er nichts mehr fürchtete, als daß man vielleicht ‚klug aus ihm werden‘ könne, so war das wohl seine höchste Ehrlichkeit!

Hm! Ob er an sich selber glaubte?

Er war ein so eigenthümliches Gemisch von Naivetät und Skepsis! In seinem ‚Glauben‘ lag sicher irgendwo ein geheimer Zweifel!

Sein Rausch-Evangelium, das war doch gewiß so eine Attrape mit doppelter Klappe! So oder so konnte man damit spielen! Und in der Hauptsache wollte er den Rausch, weil er den Rausch — eben wollte!

Er bedurfte des Rauschs als eines künstlichen Reiz- und Steigerungsmittels! Der sollte ihm als Reaktion dienen wider die sonst herrschende Mattigkeit und Oedigkeit des Lebens! Aber freilich! — die Reaktion rief dann wieder eine neue Reaktion nach sich, diese verlangte abermals eine neue, und so konnte man ewig hinundherpendeln zwischen grau-stumpfer Nüchternheit und ‚purpurnen‘ Ekstasen!

Der Schlußeffekt aber war eine höchst bedenkliche Schwächung des Gesammtorganismus, den man schließlich überhaupt nur durch künstliche Reizmittel zusammenhalten konnte!

Armer ‚Behm‘! Wo steckte da denn schließlich das dauernde Gut, das man zu erwerben trachtete: die natürliche Erhebungsfähigkeit der Seele, die über Zersplittertes und Zerrissenes

hinweg sich emporschwang zur Anschauung des Ewigen und Unendlichen! zu jener ruhigen Gewißheit, daß uns Nichts widerfahren kann, und daß es ein Höheres gibt als die zufällige stumpfe Befriedigung auch noch so ‚sublimirter' Begierden?! Und war es denn durchaus nothwendig, daß der Mensch erst zum Thier wurde, um wie ein Gott fühlen zu lernen? Oder war der Gott in uns so schwach, daß er auf seiner höchsten Offenbarungsstufe immer wieder zum Thier herabsank?

Potzkuckuck! was machte sich der Rauschprophete wohl aus ‚Gott' und ‚Thier'? Der würde ihn nett auslachen, wenn er ihn hier liegen sähe — wie er sich den Kopf zerbrach! . . .

Na, er wollte aufstehen, runter von seinem Lotterbett, und sich die Lampe anstecken!

Aber erst mußte Frau Schummerentzgen Petroleum auffüllen!

Die Alte war seit einiger Zeit ziemlich knurrig geworden. Der ging's jetzt bei ihrem Herrn Doktor „ville zu lebhaft" zu. Und sie begriff gar nicht, was das eigentlich für Leute waren, die ihn jetzt alle besuchen kamen. Auch „das Weibsbild" war wieder aufgetaucht, die Putzer oder wie sie hieß, — und die hatte gar noch die Unverschämtheit und sagte „Tantchen" zu Frau Schummerentzgen.

„Nun, liebes Schummerchen," fragte Herbrand freundlich, „mal wieder was nicht in Ordnung?"

„Ach, ick bin ja man blos so 'ne alte Frau," knutterte Frau Schummerentzgen vor sich hin, indem sie pflichtschuldigst hinundherlief, um Lampe und Petroleum und alles zu besorgen. „Ick verstehe ja man nischt davon. Ick meene blos so!"

„Nun, was meinen Sie denn, liebes Schummerchen?"

„Ach, jaanischt meen' ick. Wat soll ick denn hier jrooß

meenen? Sie sind der Herr Doktor, und ick bin 'ne dusselige olle Frau."

Damit war sie auch schon zur Thür hinaus. Zum Reden war Frau Schummerentzgen heut gar nicht aufgelegt.

Auch gut! Wieviel Uhr denn? Halb Sieben vorbei! Und das Jahr bald an seinem letzten Tag angelangt: der 29. Dezember heut!

Herrgott, da konnte er ja wohl so eine Fastenbetrachtung anstellen: was er in diesem Jahr Alles verfehlt und verbumfiedelt hatte!

Aber nein! er nahm sich seinen Spencer vor und fing an zu lesen . .

— — —

Plötzlich — dachte er — an Hedda Eilissen!

Die reiste heute schon wieder nach Kristiania zurück, hatte Björn ihm gesagt.

Er wurde fast ein wenig melancholisch darüber.

Das war so Eine, die er gern noch einmal wieder getroffen hätte!

Thea Engelhart? Nun, das war eine graziös-elegante Mondäne, ein bischen nervös — nichts mehr!

Aber Hedda Eilissen — war eine Künstlerin!

Dieses tiefe innere und doch so gedämpfte Feuer, als sie von der Sorma sprach! Der mystisch-wundersame Glanz ihres grau in grün schillernden Auges! Und dann diese plötzliche Selbstvergessenheit, als sie sich ihrer Freundin an den Hals warf und sie stürmisch küßte!

Ja und dieses ewig-rauchende, ewig-schweigende Fräulein Sörensen, das war jedenfalls auch eine merkwürdige Person! Sie blickte mit ihren stahlblauen Augen so klar und so spöttisch!

Und nun Beide wieder abgereist! An seinem Leben vorübergeflogen, wie zwei abgewehte Blätter!

Was alles so vorüberfliegt — das ist manchmal grade das Allerbeste! Das hätte vielleicht grade unser Allerdauerndstes werden können!

Und Lucie? — — Beinahe vergessen?! ....

Ach ja, beinahe! Es gab schon Tage, wo er gar nicht an sie dachte.

Und wenn er's that, dann geschah's — zwar mit einer gewissen inneren Unruhe, doch ohne sehnendes Verlangen.

Sie war eben doch zu unirdisch für ihn gewesen, zu außermenschlich. Er dachte an sie zurück fast wie an eine schöne Statue, an eine Hestia oder Vestalin, die in seinen Armen für einen kurzen Traum zur lebenden Galathea geworden war, und die nun wieder Statue war, weiß, marmorn.

Aber als er ihr einmal zufällig auf der Straße begegnet war, da war er doch bis ins Innerste erbebt, unter dem Ansturm wirrster Erinnerungen, die jäh über ihn hereinbrachen.

Und dann hatte er einen Tag gehabt, voll Unruhe, Zweifel und qualvollen Schwankens.

Merkwürdig, bei Thea spürte er nie dergleichen! Das war so eine angenehm temperirte Zuneigung, ein bischen theilnehmend, ein bischen gönnerhaft, fast ganz ein beruhigtes aesthetisches Genießen. Er hatte sie vier, fünfmal wieder getroffen, und war stets vortrefflich mit ihr ausgekommen, so in halbem Flirten und halbem Ernst, und ganz ohne Erregung. Sollte sein Schicksal wirklich dorthin wollen, — so sich einwiegen lassen in sanftschaukelnder, seidengewobener Hängematte?! Warum nicht? Vielleicht war grade das die richtigste Lösung!

Jedenfalls, so thöricht würde er nicht sein und sich mit

einer Frau Bergljot Meyfelder einlassen! Diesen Schwabenstreich konnte er füglich dem Genie Meister Spirits überlassen! Herrgott, daß doch die klügsten Menschen mitunter grade die allerdümmsten sein müssen!

Aber wollte er nicht Spencer lesen?

Nun ja doch! Es war also ganz überflüssig, so zu dämmern und zu duseln! . . .

Er las wieder — etwa fünf Minuten lang.

Dann sah ihn plötzlich aus den Druckzeilen das Gesicht von Heilmann Scharf an . . .

Heilmann Scharf! Jedenfalls — das war ein „Kerl“! Gährender brausender Zukunftsstoff! Wildestes Chaos — aber mit einem „tanzenden Stern“ drin! Wie er Beethoven gespielt hatte! Dafür hätte ihm Herbrand noch jetzt die Hände drücken mögen!

Aber wenn nur dieses Chaos nicht sich selbst verschlang! Wenn nur der tanzende Stern nicht schließlich im Chaos erlosch! Heilmann Scharf war Schlesier, und da steckt oft Edelstes neben Verworrenstem!

Ritter Ewald dafür — nun, der wird am Chaotismus ganz sicher nicht zu Grunde gehen! Was ist der mehr für ihn als eine vorübergehende Mode, zu der das suggestive Phänomen eines Spiridion Krakuschek ihn zwingt! Und gewiß! im Grunde verachtete Spiridion ihn, so sehr er sich, in einer seiner unberechenbaren Launen, zu seinem Lobpreiser aufgeworfen hatte. Auch schien der Lohn für dieses Lob ja ganz sicher! Linden würde sich zum Geschöpfe Spiridions machen lassen, und das war ja dessen höchster Ehrgeiz: Menschen zu kneten, zu zerkneten!

Nur — in „Ritter Ewald“ täuschte er sich! Dem konnte er höchstens auf ein Vierteljährlein gefährlich werden, weil der stets glatt ein- und ausschlüpfte! Aber Heilmann Scharf, dieser schwere und fanatische Mensch, der Gefahren nicht scheute —! Was würde aus Dem werden, wenn er auf Spiridion eingeschworen war?!

Herbrand klappte den Spencer zu. Denn er sah ein, daß er nun doch zum Lesen nicht die nöthige Sammlung besaß.

Da ging die Thür auf — — Puzzel tänzelte herein.

— — —

„Döktерchen!“ rief sie. „Schatzi! Da bin ich!“

Ja, da war sie, — sprang so mitten hinein in seine Träumereien und Gedanken! Aber sollte sie, die Lebende, nicht Recht haben?!

Sie setzte sich auf seinen Schooß und war äußerst zärtlich.

Er schloß sie in seine Arme und fühlte das nahe Klopfen ihrer Pulse.

Dann lehnte sie den Kopf an seine Schulter und that, als wolle sie einschlafen.

Aber gleich fing sie wieder an zu plappern.

Sie erzählte von ihrer Freundin, der Wanduschka, und was die von ihrem Schatz Alles geschenkt bekommen hatte. So „extra schön“ war aber die Wanduschka noch nicht einmal. Indes, sie war eine Polin, kam weit, weit her, aus einer Stadt, die hieß Odessa! Ja, Polin war sie oder Russin, — Puzzel wußte das nicht so genau. Aber jedenfalls war sie was Apartes und sprach ein furchtbar komisches Deutsch. Ein „R“ hatte sie, das schnurrte wie sieben Spinnräder!

„Weswegen erzählst du mir Das eigentlich alles, Kind-

chen?" fragte Herbrand und schnippte mit dem Finger auf Puzzels Wange.

„Au!" sagte Puzzel. „Nun, ich meine, sowas interessirt Einen doch! — Ich hab' auch der Wanduschka versprochen, nächstens mal mit ihr nach Halensee tanzen zu gehen."

Davon war Herbrand wenig erbaut. Er drohte sogar, Puzzel zu „entlassen", wenn sie derlei Geschichten anfinge. Aber allzu ernsthaft klang's wohl nicht.

Puzzel schmollte.

Was „Schatzi" blos denke? Die Wanduschka sei ein sehr feines Mädchen, die tanze im Belle-Alliance-Theater, und gehöre zu ihrer besten Kundschaft! — Puzzel war jetzt Friseuse, und da hatte sie jeden Nachmittag Wanduschkas Haarputz zu besorgen. Sie ging jetzt auch selber stets fein gekräuselt, eine wandelnde Reklame für die Firma, ganz im Gegensatz zu früher, wo ihr manchmal die Zotteln im Gesicht herum hingen.

Aber Herbrand blieb auf ‚Halensee' schlecht zu sprechen.

„Ach, du alter Knutterbär!" sagte Puzzel und setzte sich von seinem Schooß auf die Lehne des Fauteuils. „Du bist ja schon fast wie ‚Tantchen'! Die brummelt draußen herum und macht ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter! — Aber muß ich mir das nun gefallen lassen? Was denkt sich denn eigentlich die olle Zicke? Ich bin doch ein anständiges Mädchen!"

„Unbedingt! Namentlich, wenn du ‚olle Zicke' sagst!"

„Ja, hab' ich denn nicht Recht? Die hätt' ich mal sehn mögen, als die noch jung war! Die war gewiß der reine Tugendknussel! Mit die Neese! Na hat sich was! Keiner hat sie gemocht! Was 'n feiner Herr ist, mal sicher nicht! Nich in die Hand, sag ich dir! So Eine?!"

„Kind, Kind!“ scherzte Herbrand. „Du bist ja wohl heutigen Tages noch eifersüchtig auf sie?“

Puzzel rümpfte die Nase, stand auf und stellte sich vor den Spiegel.

„Auf die eifersüchtig?“ sagte sie ernst und überlegen. „Nee, da kennst du Kläre Putzey doch flach! Die ist überhaupt nicht eifersüchtig! — Höchstens —! — Na, du! Bei dir könnte man's schon lernen, eifersüchtig zu werden!“

Puzzel drehte sich herum und drohte Herbrand mit dem Finger. Dann blickte sie wieder in den Spiegel zurück und zupfte sich ihre rothseidene Cravatte zurecht.

Sie wollte jetzt wissen, was Herbrands „andere Liebsten alle“ machten! Sie wußte, daß er wieder in Gesellschaft ging und hatte auch Wind bekommen von Thea Engelhart.

Herbrand that ihr den Gefallen und log ihr tüchtig was vor.

Puzzel that ihm den Gegen-Gefallen und schimpfte weidlich los.

Dann aber wurde sie sentimental und gerührt. Sie setzte sich wieder auf Herbrands Schooß und erzählte von ihrem seligen Vater.

Der war ein Zollbeamter gewesen und hatte an der russisch-schlesischen Grenze viel Plackereien mit Schmugglern und Polacken gehabt. Einmal hatten sie ihn erwischt gehabt, und da hatten sie ihm fast sämmtliche Knochen im Leibe zerschlagen. Als sie ihn nach Haus gebracht hatten, und er war wieder zu sich gekommen, da hatte er gleich nach ihr verlangt, nach seinem „lieben Klärchen“! Und auf seinem Schooß hatte sie gesessen, wie jetzt auf Herbrands, und sie hatten beide geweint, der Vater und das Kind!

„Ja, wie mein Vater mich lieb gehabt hat, davon macht

sich kein Mensch einen Begriff! Und nun ist er todt, und ich bin ein verlassenes armes Mädchen."

Sie lehnte den Kopf an Herbrands Gesicht und war „furchtbar traurig".

5.

Und nun wieder bei der schönen Thea!

Sie trug ein Kleid von goldbraunem Plüsch, das reich ausgeschlagen war mit lazuliblauer Seide. Mit lässiger Grazie, doch ein ganz klein wenig steif, saß sie in einem hohen venezianischen Stuhl, hatte beide Unterarme auf die Eckpolster gestützt und spielte mit schmalen nervösen Fingern an den geschnitzten Löwenköpfen der Lehne. In ihrem Schooß ruhte, an dünner Goldkette befestigt, ihr schwarzer Straußenfeder-Fächer.

Sie hatte den Kopf mit leichter Biegung zu Herbrand hingedreht, mehr nach der Art einer jungen Frau als nach der eines Mädchens. Doch lag in ihrem Lächeln eine kleine Unbehülflichkeit, die diesen Eindruck zum Theil wieder verwischte.

Herbrand stand vor ihr, den Ellbogen auf den Kamin gestützt, die Hand am Hinterkopf. Er sah sie an, und um seine Lippen spielte eine kleine Nervosität. Doch schwieg er. Thea schwieg auch.

Nebenan im Salon erscholl die lärmende Stimme Cordelia's, neben der blassen zagen Stimme Betty's. Gelächter, Gelispel, Geschnarre von Herrenorganen dazwischen. Proscke war dort, und Ritter Ewald, und Herr Leutnant von Roddeck.

Manes Engelhart lag in einem Fauteuil und brütete mißmuthig vor sich hin.

Abgerissen, vereinzelt klang dann noch aus dem hinteren Zimmer der docirende Ton des Akademie-Professors Brückner herüber.

Der konnte also immer noch seinen Vortrag nicht beenden?! Entweder er schwieg, unheimlich, bedrückend, oder, wenn er bei seinem Thema war, redete er unentwegt. Und heute war er bei seinem Thema.

Man war in der Vages'schen Wohnung zusammengekommen, um einen Polterabend zu berathen. In sechs Wochen war Hochzeit von Constanze Engelhart und Herrn Regierungsrath von Zirpitz. Da durfte ein Polterabend doch nicht fehlen. Aber ein rechter Ernst war heute Abend, bei der ersten Berathung, noch nicht zu erzielen gewesen. Proscke hatte von ‚irgend welchem Mumpitz' gesprochen, Linden von ‚zarten sinnigen Versen'. Maler Brückner aber war für ‚lebende Bilder im großen Stil'. Er hatte ein farbenprächtiges Programm aufgerollt und konnte nun nicht müde werden, dieses den beiden Mamas, Frau Engelhart und Frau Vages, detaillirt zu entwickeln.

Wie fernes Brausen klang, dumpf, verworren, das Stimmengeräusch herüber, in das schmale schlummernde Kabinett.

Herbrand und Thea sprachen auch jetzt nur ab und zu ein abgerissenes Wort — schwiegen meist.

Jedes schien still in sich und im Andern zu träumen.

Sie blickten sich an und blickten doch auch an einander vorbei.

Vor dem Fenster knatterte die Jalousie leise im Nachtwind.

Matter Regenbogenschimmer floß sanft vom kristallenen Lüstre.

Die Boulle-Uhr tickte gemächlich hin und her.

Die Palmblätter nickten.

— — —

Herbrand träumte von ‚Theas Seele'.

Ein zarter Duft drang von dem Mädchen zu ihm her, umhüllte ihn kosend, wie mit leisen ziehenden Wölklein.

Er glaubte Theas Innerstes zu fühlen — sowie er es damals gefühlt hatte, als er ihr gegenübersaß beim Prunkmahl und sie wie eine ferne unnahbare Erscheinung vor sich hatte. Nur Alles deutlicher fühlte er jetzt, lebhafter, sympathischer.

Er empfand eine große Begierde, sich dieser ‚Seele' zu bemächtigen.

„Fräulein Thea," murmelte er. „Ihre Gedanke schweifen hinaus . . . Sie fühlen eine Unruhe in sich . . ."

Thea verschob ein wenig Kopf- und Körperhaltung. „Wieso?" fragte sie und war wirklich ein wenig unruhig.

„Ihre Pulse zittern. Ich sehe es am Handgelenk und an den Schläfen. Ganz sachte zittern die Pulse auf und nieder. Da fühlen Sie eine Sehnsucht, eine Unruhe."

„Ich glaube indes, daß ich vollkommen ruhig bin," sagte Thea, ein wenig mühsam, und begann sich zu fächeln.

„Wie oft glaubt man Das!" erwiderte Herbrand. „Und doch schaukelt uns heimlich ein stilles Bangen!"

Thea stützte den Kopf nachdenklich auf die Unterhand. Mit etwas matter Stimme sagte sie:

„Wir schwiegen so lange. Da kommt leicht ein Bangen. — Warum schweigen wir soviel, wenn wir beisammen sind?"

„Miteinander schweigen," sprach Herbrand, „sagt oft mehr, als miteinander reden. Man lernt sich tiefer dabei kennen.

— „Ich kenne diesen Menschen nicht', hat ein Weiser einmal gesagt. ‚Ich habe noch nie mit ihm geschwiegen' . . ."

„Und möchten Sie mich denn so gerne . . . kennen lernen?" — Thea lächelte wohlgefällig auf ihren Federfächer hernieder.

Herbrand trat einen halben Schritt näher und beugte sich ein wenig tiefer zu ihr herab.

„Als wir eben schwiegen . . . da fühlte ich Ihre leise Unruhe. Ich sah Ihre Pulse zittern, und da wußte ich mit einem Mal Ihre geheimen Zweifel."

Fast erschrocken blickte Thea zu ihm auf. Ihre Finger zupften nervös an den Fasern der Straußenfedern.

„Aber wieso denn? . . . Meine Zweifel? . . . Woran soll ich denn zweifeln?" — Sie versuchte zu lachen.

Herbrand erwiderte:

„Woran? Nun an Allem! An der Welt, an Ihrer Umgebung, ganz besonders aber — an Sich selber!"

Thea runzelte die Stirn. Ihr Gesicht nahm einen starren Ausdruck an. Herbrand fuhr fort, und seine Stimme klang leise und eindringlich:

„Oder meinen Sie, ich wüßte nicht von Ihrem Ungenügen? Wie Sie manchmal mit Sich kämpfen müssen, um Sich nicht — zu verachten?! Wie Ihnen die Welt, in der Sie leben, so grenzenlos läppisch und lächerlich vorkommt?! Ja, ich fühlte es, wie Ihre Pulse eben so leise zitterten — da fühlte ich ganz deutlich, daß Sie Sich manchmal hinaussehnen aus Ihrer Welt, hinwegsehnen von Sich selber — daß Sie nach irgend Etwas greifen möchten, etwas Glänzendem, Lockendem, das vor Ihnen einherschwebt, wie ein losgelöster Geisterduft . . . Etwas, das Sie nicht greifen können und doch haben möchten

. . . ein Traum — der dennoch wie eine Wirklichkeit Sie bedrückt! . . . gleichsam ein Traumbild Ihrer selbst — das dennoch so garnicht Sie selber sind! . . ."

Er hatte mehr gesagt, als er sagen wollte — vielleicht schon zuviel verrathen. Und doch hatte er nicht völlig ehrlich gesprochen. Es war sowas wie ein kleiner Teufel, der aus ihm sprach, ein geschniegelter spöttischer Salonteufel, dem es Spaß machte, die imposante Dame da vor ihm . . . wie ein kleines Mädchen zittern zu machen. Er fühlte das dunkel heraus, und ein wunderlicher Schwebezustand zwischen raffinirtestem Selbstbehagen und anwandelndem Mitleid bemächtigte sich seiner.

Theas Gesicht hatte sich kaum verändert. Es hatte seine Starre behalten, nur dann und wann von flüchtigem Nervenspiel belebt.

Als Herbrand stillschwieg, entstand wieder eine Pause. Auch nebenan war es stumm geworden. Die Boulle-Uhr tickte.

„Nein . . ." sagte endlich Thea leise. „Sie sollten mir so Etwas nicht sagen . . . Denn was können wir armen Wesen machen? . . . Wir sind so gebunden . . . Wir haben keine Freiheit . . ."

„Meinen Sie: es liegt daran, daß Sie keine ‚Freiheit' haben? . . . Ich glaube eher: es liegt daran, daß Sie — die Kunst nicht besitzen!"

„Die Kunst? Was meinen Sie damit?"

„Das werde ich Ihnen später sagen. — Aber sagen Sie mir zuvor: tragen Sie nicht etwas von jener Sehnsucht in Sich, von der ich vorhin sprach?"

„Nun — ja! Es mag wohl etwas Derartiges in mir sein! — Aber woher wissen Sie das?"

„Und —“ inquirirte Herbrand weiter, „vermögen Sie mir zu sagen, wonach Sie Sich eigentlich sehnen?“

„Sie ... Sie sagten da vorhin etwas ... etwas so Sonderbares ... Ich habe es vielleicht nicht ganz verstanden ... Aber ich fühle doch — — Nun ja, ich meine: ich sehne mich nach einem gehaltvolleren Dasein!“

Herbrand lächelte. Thea kam ihm vor wie eine brave Schülerin, die, etwas schüchtern noch, ihre Schlagworte zu placiren sucht. Mit etwas schulmeisterlicher Würde erwiderte er:

„Hm ... Blos das? Nicht auch noch mehr? Ein gehaltvolles Dasein könnten Sie ja zur Noth auch führen, wenn Sie gehaltvolle Bücher lesen und von Zeit zu Zeit einem klugen Gespräch lauschen. Aber ist es nicht vor allem Dies: daß Sie, um über Ihren momentanen Zustand hinauszukommen, Sich nach dem Sturm und dem Rausch und der Tiefe des Lebens sehnen? Würden Sie nicht darin die machtvollste Steigerung Ihrer Persönlichkeit, die wahre Offenbarung Ihres Wesens suchen?“

„Jajaja!“ rief Thea lebhaft. „Das ist es!“ — Und den Kopf langsam wiegend, murmelte sie vor sich hin: „Der Sturm und der Rausch und die Tiefe des Lebens ...“

Herbrand sah lächelnd auf das wohlgekleidete Fräulein und träumende Weltkind hernieder. Doch wenn er auch lächelte, nicht ohne Ironie, er war ihr doch im Herzen gut. Ganz leise sagte er:

„Ja, nach dem ‚Rausch‘ sehnen sie sich jetzt Alle, die Menschen unserer Zeit! Und nach dem ‚schönen Wahnsinn‘! Und es ist ja auch wahr: wenn man das bischen Wahnsinn nicht hätte im Leben, man müßte verrückt werden!“

Halb-verstört blickte Thea zu ihm empor.

„Wie? Wie ... wie war das? Was sprachen Sie da von ‚Wahnsinn‘? ...“

„Der Wahnsinn,“ sagte Herbrand, „das ist eben — die Kunst“ ... Er lächelte abermals, nur feiner noch, verfänglicher.

„Sie sprechen vollkommen in Räthseln,“ erwiderte Thea, und wollte schon unmuthig werden. „Warum können Sie nicht gradeheraus mit mir reden?“

„Wollen Sie mir zuhören?“ fragte Herbrand und sah ihr dabei fest ins Auge.

Thea nickte. Ihr Gesicht war ein wenig bleich geworden. Und Herbrand verließ seinen Standort, ging an Thea vorüber, und setzte sich, schräg zu ihr, auf das himmelblaue Roccoco-Sofa.

Im Nebenzimmer waren die Stimmen wieder lauter geworden. Halbunterdrücktes Krähen wurde vernehmbar, dann ein üppiges Gelächter.

Thea machte eine Gebärde des Unwillens. Darauf sah sie spannungsvoll zu Herbrand hinüber. In ihren Augen glaubte er zu lesen: Hilf mir! rette mich!! ...

Bedächtig legte er die Hände auf den Knieen übereinander. Ueber sein Gesicht lag jetzt eine leise Wehmuth ausgebreitet. Doch in den Augenwinkeln, wie er zu Thea hinüberschaute, lächelte tiefes Wohlwollen.

Er dachte an sein Leben und Streben, und zögernd begann er:

„Nach ‚Rausch‘ trachten wir jetzt Alle — es ist wie eine Krankheit — und Sie sind es durchaus nicht allein, die nach dem Lebensrausch sich sehnt. Aber müssen wir den Rausch denn immer draußen suchen, weit draußen? Müssen wir ihn uns vorstellen wie etwas Fernes, Fremdes, das uns wie ein Wogensturz überwältigt? ... Ich meine doch: in jedem

Augenblick, den wir leben, kann Rausch sein, ist der Keim des Rausches vorhanden. Und der ‚Künstler‘ zeigt sich darin, ihn zu ergreifen . . . Ja! Das ganze Leben ist von Rausch durchzogen, wenn wir es nur richtig zu leben verstehen. Wir brauchen garnicht hinaus, in die Fremde, ins Getümmel. Hier, in diesem Augenblick, den wir haben, ist Alles, was wir suchen. Wir müssen nur Eines verstehen: den Moment mit Ewigkeit zu erfüllen!“

Herbrand schwieg und schloß für ein paar Sekunden die Augen.

Thea wagte nur leise zu athmen und blickte unverwandt auf Herbrand hin.

Herbrand fuhr fort: „Wir nennen das Leben eine Komödie, — warum? Weil wir es nicht naiv zu nehmen wissen, weil wir uns diese gräßliche Mühe geben, darüber nachzudenken. So gleitet Welle auf Welle mit uns dahin, und wir ahnen nicht die Heilkraft der Welle. Wir lassen uns von der Welle tragen, wir untersuchen sie peinlich — alle Bestandtheile, aus denen sie zusammengesetzt ist — aber wir baden nicht darin . . . Denn wir kennen das Leben des Augenblicks nicht . . . Das Leben vom Augenblick und für den Augenblick — wann endlich der Trug der Komödie erlischt, weil Alles mit intensivstem Lebensgehalt erfüllt ist . . . Ja, Fräulein Thea, Sie mögen es wohl ‚flach‘ schelten, daß ich den Augenblick so preise. Aber ich sage Ihnen: der Augenblick ist unser köstlichstes Gut, das wir gedankenlos opfern. Denn wir sind zu feige, uns hinzugeben — mit ganzer Seele und mit ganzer Inbrunst. Wir fürchten, uns zu verlieren. Als ob wir uns nicht doppelt dadurch gewännen! Und bedächtig sagen wir und zucken zusammen: ‚Gott behüte uns! Das ist —

der Wahnsinn!' Und es ist auch der Wahnsinn, ha ha ha ha! Der schöne Wahnsinn: diese selige Hingabe an die Göttlichkeit des Moments! Der Wahnsinn, von dem die Dichter singen! . . . Aber sind nicht alle Menschen berufen?! — Statt dessen: wie sinnlos rennen sie hin und her, die Menschen, in roher Hast und maßloser Gier, wollen genießen, wie Verzweifelte genießen — und schlagen doch jeden Genuß sich todt! . . . Denn sie kennen nicht die Kunst des Genießens . . . Wüst schlingen sie herunter, was ihnen das Ungefähr in den Weg wirft. Schlingen müssen sie, unaufhörlich schlingen. Und sie schlagen auch noch ihre Seelen todt, um besser schlingen zu können . . . Da zerrinnt denn das Leben des Augenblicks, das Blut geht aus den Adern verloren, eine leere Hülse bleibt zurück. Und trostlos starren sie dem Genusse nach . . . Sie ahnen nicht, daß der Genuß nur dann uns befriedigen kann, wenn wir ihm die Kraft geben, daß Etwas aus ihm zu wachsen vermag. Denn Das allein ist Ziel und Wesen des Genusses: unsere Seele in eine solche Stimmung und Lage zu versetzen, daß sie gebären kann! — Aber Euer gesellschaftliches Genießen macht die Seele unfruchtbar. Das ist nichts als Vorspiegelung des Genusses und endet in Selbstbetrug. Und deshalb ist man so unersättlich, weil man niemals genossen hat — und weil die dürstende Seele nach Befriedigung schreit . . . Wer aber wahrhaft genießt, wird still . . . Er läßt es in sich keimen. Neue Welten entstehen. Aus dem Augenblick wächst die Ewigkeit! . . . Sehen Sie, das ist es: Im Augenblick völlig untergehen, ihn hinnehmen wie eine Ewigkeit! Mit allen Schauern und allen Entzückungen ihn genießen — mit Allem, was nur der Augenblick gibt — nur dieser Augenblick, nur mir gibt — als

sei ich blos wegen dieses einzigen Augenblickes auf die Welt gekommen, hätte weder vorher gelebt, noch könnte irgend nachher leben! . . . Das ist der Rausch und der Sturm und die Tiefe des Lebens. Das Andere — ist Nichts als blinder Lärm."

Er schwieg.

Thea blickte, mit hochgezogenen Brauen, nachdenklich vor sich hin. Dann reichte sie ihm stumm die Hand. Er drückte die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Es ist so schön, Ihnen zuzuhören. Auch glaube ich, daß ich fühle, was Sie meinen. Und vielleicht werde ich Sie noch einmal verstehen. Aber ein wenig Geduld" — sie lächelte — „müssen Sie freilich mit mir haben."

„Sie sind so gut," sagte Herbrand sanft. „Aber Alles, was ich gesagt habe, habe ich nur gleichsam aus Ihren fragenden Augen herausgelesen. Da wurde es plötzlich mir bewußt, während ich sonst oft in einsamen Nächten vergebens danach ringe." — Er schwieg eine Weile und lächelte geheimnißvoll. Scherzend fügte er hinzu: „Uebrigens brauchen Sie von Alledem nur Eines zu behalten: daß man schlechterdings verrückt werden müßte, wenn man sein bischen ‚Wahnsinn' nicht hätte. Das ist so eine Art Zauberformel."

In Theas Augen quoll Etwas, wie ekstatische Sehnsucht.

„Ach! So in alle Himmel hineinzufliegen," flüsterte sie, „das müßte doch herrlich sein!"

„Man muß sich selber die Himmel öffnen," warf Herbrand hin.

Thea neigte den Kopf.

Dann hob sie ihn wieder und sah Herbrand an.

„Sie sind so ganz anders als andere Menschen,“ begann sie — —

Doch da wurden sie unterbrochen!

— — —

„Zu Tisch!“ erschollen von hinten die Stimmen. „Zu Tisch! zu Tisch!“

Achja, sie waren ja zu Gast bei Geheimrath Vages! Und jetzt mußten sie zu Tisch gehen?!

Seufzend erhoben sie sich.

Herbrand bot Thea den Arm.

„Wir sprechen ein ander Mal weiter darüber,“ flüsterte er leise. Und Thea drückte sanft auf seinen Arm, zum Zeichen des Einverständnisses.

Bei Tisch saß auf Theas anderer Seite Herr Leutnant von Roddeck, und Herbrand hatte als zweite Nachbarin seine Tante Vages.

Herbrand dachte: Es ist eigentlich ein Blödsinn, jetzt hier bei Tisch zu sitzen und sich an der ‚Konversation‘ zu betheiligen. Indes, ich thue es nur für Thea.

In dem Mädchen steckt wohl noch mehr, dachte er ferner. Sie ist bildungsfähig. Vielleicht kann ich sie ganz nach meinem Wunsche formen!

Sie hatte ihm so andächtig zugehört!

Herbrand sprach nicht viel bei Tisch.

Auch Thea war anfangs still, ging aber dann mit gewohnter Liebenswürdigkeit auf die Gespräche des Herrn von Roddeck ein.

Man aß Ragout fin en coquilles und dann Kalbsbraten mit Bratkartoffeln und grünem Salat. Zum Schluß gab es verschiedene Käsesorten.

Dazu trank man ‚Weihenstephan' und später einen leichten Tischwein, Weiß und Roth.

Im Ganzen ging's sehr lebhaft zu.

Man machte sich weidlich lustig über diese verfehlte erste Berathung.

Besonders Cordelia ließ ihre Stimme erschallen. Sie meinte, man solle öfters so zusammenkommen. Der Polterabend sei Nebensache.

„Ja, ich finde auch: der Polterabend ist eigentlich etwas Dummes!" bemerkte Thea — und schielte leise zu Herbrand hinüber, der keine Miene verzog.

Frau Engelhart, die „schöne Helena", erklärte indes mit Nachdruck:

„Der Polterabend ist nothwendig, und der Polterabend findet statt."

„Ja, aber dann wollen wir wenigstens einen Maskenball damit verbinden," rief Cordelia.

Dieser Gedanke fand allgemein lebhaften Anklang. Nur Professor Brückner fürchtete für seine lebenden Bilder.

„Herr Doktor," sagte plötzlich Mama Engelhart zu Herbrand, „Sie müssen uns was dichten! Ein kleines Festspiel, wissen Sie! Keck und amüsant, wie Sie das so können!"

„Um Gottes Willen!" entschlüpfte es Herbrand.

„Ja Sie müssen! Sie müssen durchaus!" erklärte auch Cordelia.

Herbrand wehrte sich. Er habe ja früher wohl Dergleichen gemacht. Aber das sei doch purer Unsinn gewesen. Auch habe er für diesmal nicht die mindeste Idee, wirklich nicht die allermindeste.

„Das macht nichts!" rief Cordelia. „Sie kommen ganz

einfach mal zu uns raus, zu einem trauten Schäferstündchen, und dann weihen wir Sie in den ganzen Familienklatsch ein. Daraus können Sie dann mit Leichtigkeit was machen."

Die Engelharts fingen jetzt an, gegenseitig sich selber und ihre übrigen Familienmitglieder durchzuhecheln. Es geschah das mit soviel origineller und übermüthiger Lustigkeit, daß der ganze Tisch nicht aus dem Lachen kam.

„Material gibt's also genug," meinte freundlich Frau Engelhart zu Herbrand. „Und empfindlich sind wir auch nicht."

Proscke aber rief über den Tisch herüber:

„Kerl, wenn du jetzt noch nicht weißt, was du machen sollst, dann bist du ein Stümper!"

Selbst Thea legte sich aufs Bitten. Herbrand sah sie an, machte eine leichte Verbeugung und — sagte zu.

Theas wegen! dachte er. Aber, er hatte dabei doch ein Gefühl des Mißbehagens.

Was für Simpeleien machte er nicht alles mit — blos um dieses eigenartige und schöne Mädchen, wie er sich einredete, „kennen zu lernen!"

— — —

Den Herren wurde jetzt gestattet, sich eine Cigarre anzustecken. Auch Cordelia wollte rauchen, „wenigstens eine Cigarrette". Ihre Mutter aber verbot es ihr aufs strengste. Sowas sei sehr unpassend für ein junges Mädchen.

Die Tafel wurde aufgehoben.

Sofort zog Cordelia ihren Freund Ewald Zur Linden in das hintere Kabinett und bettelte dort solange, bis er ihr eine von seinen Cigarretten gab. Die rauchte sie kreuzvergnügt hinter der Portière.

Von da ab war Ritter Ewald sehr bevorzugt und schwelgte

bald im siebenten Himmel. Er aß mit Cordelia ein Vielliebchen auf ‚Du‘ und behandelte das junge Mädchen mit einer Vertraulichkeit, als seien sie zum mindesten schon heimlich verlobt. Cordelia ging auf Alles ein. Als ihr eine Flechte losging, mußte Ewald Zofe spielen. Er flocht mit vielem Geschick und band danach das Haar mit einer rothseidenen Schleife wieder zusammen.

Herbrand saß im Salon neben Thea. Aber Leutnant von Roddeck war stets als Dritter zugegen. Thea war anfangs ein wenig verlegen, zumal da Herbrand krampfhaft schwieg. Somit führte der blonde Husaren-Offizier fast allein das Gespräch und entwickelte viel Laune und Anekdotenreichthum.

Betty saß mit Proscke und Romanus Engelhart in Unterhaltung. Sie blinzelte zuweilen zu Thea hinüber und warf auch Herbrand beobachtende Blicke zu. Ihre beiden Kavaliere waren Beide sehr eifrig und durchaus nicht frei von gegenseitiger Eifersüchtelei — worüber Betty eine naiv-schüchterne Freude empfand.

Und jetzt sollte gar noch getanzt werden!

Da hielt es Herbrand denn doch für gerathen, sich zu empfehlen. Er verabschiedete sich ziemlich kühl von Thea, die ihm etwas unsicher in die Augen blickte, machte den übrigen Damen seine Verbeugung und ging hinaus.

Seine Kousine Betty eilte hinter ihm her.

„Was hast du?“ fragte sie. „Weißt du nicht, daß es recht unhöflich ist, eine Gesellschaft so plötzlich zu verlassen?“

„Ich habe gesagt, daß ich morgen früh Vorlesung habe — folglich bin ich entschuldigt!“

Es klang ziemlich schroff.

„Ich weiß sehr wohl, weswegen du gehst," sagte Betty und stellte sich, die Hände auf dem Rücken, vor ihn hin.

„So? Du weißt es?" erwiderte Herbrand spöttisch, und fügte dann hinzu: „Glaubst du übrigens nicht, daß es für dich besser wäre, heute nicht zu tanzen? Du weißt, daß deine Gesundheit dir das eigentlich verbietet!"

Betty wurde ein wenig bleich und lehnte sich wider die Flurwand. Doch schnell gefaßt, antwortete sie:

„Achgott, was liegt an mir? Ich tanze ja auch sonst sehr wenig. Nur heute, wo's grade bei uns ist, kann ich doch nicht anders! — Aber sprich Du doch nur nicht von Vernunft! Du bist ja selbst die wandelnde Unvernunft! Pfui, du verkehrst da mit einem Menschen, hab' ich gehört, mit einem Böhmen oder Slovacken, der ist jede Nacht betrunken! Und so Einer ist nun dein Freund — na, ich danke!"

„Kousinchen! Davon verstehst du nichts! Und außerdem ist es falsch, was du sagst, oder doch mindestens stark übertrieben!"

„Oh, ich hab' es aus ganz sicherer Quelle. Und auch Thea weiß es. Und sie ist mit Recht sehr entrüstet darüber! Jedenfalls brauchst du nicht zu glauben, ihr Wohlgefallen zu erwecken oder ihr zu imponiren, wenn du solch einen Lebenswandel führst. Thea ist ja gewiß durchaus freidenkend. Aber sie hat doch sehr feste Grundsätze. Und dann solch ein hervorragendes Mädchen, von ihrer Schönheit und ihrem Chic garnicht zu reden! Ein Mädchen, das malt, wundervoll Klavier spielt und ganz entzückende Gedichte macht! Mit Recht der Stolz ihrer ganzen Familie! verwöhnt und verhätschelt wie wenige! Nein, ich möchte dir nur sagen, mein verehrtester Herr Vetter: wenn du da vielleicht Absichten haben solltest,

dann thust du vor Allem gut, dich erst einmal gewissenhaft zu prüfen, ob du Theas — auch würdig bist! — So, und nun kannst du nach Hause gehen! Gute Nacht!“

Sie machte ihm eine schnippische Verbeugung.

Herbrand hatte ihr aufmerksam zugehört und sie noch aufmerksamer betrachtet. Vor ihm an die Wand gelehnt, die Hände auf dem Rücken, hatte sie dagestanden, vom unruhigen Schein der Gasflamme überflackert. Sie hatte sehr eifrig gesprochen, und ihr bleiches Gesicht hatte sich dabei langsam geröthet. Jetzt, als sie mit Sprechen fertig war, kam sie gleich ins Husten. Der Anfall dauerte nicht lange. Aber der Ton war doch rauh und heiser.

„Kind!“ sagte Herbrand. „Wäre es nicht vielleicht doch besser, wenn du etwas mehr an deinen Husten dächtest als an deine gesellschaftlichen Verpflichtungen? — Was nun deine Moralpredigt angeht, so ist die mir in gewissem Sinne sehr werthvoll. Jedenfalls danke ich dir dafür. Was ich mir freilich daraus entnehme, wird etwas Anderes sein, als was du mir hast geben wollen. — Im Uebrigen rathe ich dir nochmals, mehr an dich selber und weniger an Andere zu denken. Und glaube nur: du kannst den Anderen weit weniger ‚nützen‘ als du wähnst. Die gehen schließlich doch ihre eigenen Wege, ohne dich vorher darum zu fragen. Und so bist du denn, bei all deiner Vernünftigkeit, doch im Grunde eine große Thörin — freilich, eine liebe Thörin! Und nun, Gute Nacht!“

Er reichte ihr die Hand. Betty sah ihm etwas verlegen in die Augen. Dann erwachte der Trotz in ihr.

„Ach, behalt' du deine Weisheit für dich selber!“ rief sie aus, riß sich los und verschwand hinter der Saalthür.

Herbrand lächelte leise und bitter vor sich hin und ging langsam fort.

Die Flurthür schlug zu.

Als er auf der Treppe war, hörte er drinnen die ersten Klänge eines Walzers.

Mama Vages spielte auf!

6.

Herbrand und Spiridion saßen bei ‚Josty' auf der Terrasse, tranken Melange und rauchten Bostanjoglo, blätterten nachlässig in Journalen. Sie waren ziemlich maulfaul Beide. Draußen war's regnerisch, und sie waren mißgestimmt.

Spiridion hatte dazu wahrlich guten Grund. Sein Stipendium ist ihm gekündigt worden! Vor wenigen Tagen wurde ihm das mitgetheilt, und er hat seine Arbeiten am ‚Physiologischen Institut' bereits abgebrochen. Was soll er jetzt noch in Berlin? Aber er hat kein Geld, um abzureisen!

Und außerdem: anderswo ist's ebenso schlecht, vielleicht weit schlechter noch!

Nein, er bleibt weit besser noch in Berlin — wofern sie ihn nicht ausweisen! Denn die k. k. österreichische Staatsregierung hat ja nun herausgeschnüffelt, daß er ‚Beziehungen zur Sozialdemokratie' unterhalte. He, He, er und — Sozialist! Er, der Aristokrat! Aber freilich, diese ‚Sau-Trottel' von Regierungsmenschen hat er manchmal gehörig geärgert! Die fürchten seinen Witz, und deshalb möchten sie ihn jetzt mundtodt machen! Nun, er wird sich von ‚aktiver' Politik möglichst fern halten! Was geht die ihn auch an? Die steht unter ihm! Sonst kommen die Preußen noch und weisen ihn faktisch

aus! Da soll denn doch — —! . . . Er machte ein Gesicht, als dächte er an ein Dynamit-Attentat.

Herbrand schielte zu ihm hinüber. Der Freund that ihm leid. Aber zu helfen war da schwer, fast unmöglich. Und außerdem machten ihm seine eigenen Angelegenheiten mehr als genügend zu schaffen. Auch er war keineswegs Liebkind bei der Regierung. Um seine Beförderung stand es schlecht. Soeben war da eine Kritik seines Buches erschienen, des ‚Zweiten Bewußtseins‘ — in den ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen‘ natürlich! — und da war er von professoraler Seite aufs heftigste heruntergekanzelt worden. Sachlich war ihm das gleichgültig, denn der durch und durch reaktionäre Artikel strotzte von Mißverständnissen, Entstellungen und Vorurtheilen. Aber gerade diese Auslassungen hatten — wie er zuverlässig wußte, im Kultusministerium ‚Beachtung‘ gefunden!

Und dazu noch der gegenwärtige Wirrwarr seiner Verhältnisse! Er kennt sich kaum ein noch aus.

Was ist das z. B. mit dieser Thea? Das Mädchen spielt vor ihm eine doppelte Rolle. Scheinbar geht sie mit Feuereifer auf Alles ein, was er sagt — und gleich darauf ist sie wie die flachste Gesellschaftsdame! Jedenfalls, wenn es einen Sinn haben sollte, sie zu gewinnen, müßte er sie mit all ihren Wurzeln ausgraben. Er muß sie in ein ganz neues Erdreich überpflanzen, wenn sie für ihn auch nur die mindeste Frucht tragen soll. Ja, und wird sich das verlohnen? Ist es überhaupt möglich?

Seltsam! ihre Gegenwart hat eine wunderliche Gewalt über ihn. Dann bezaubert ihn das Aesthetische ihrer Erscheinung. Ist er fort von ihr — dann hat er sie im Nu fast völlig vergessen! In seiner Phantasie lebt sie garnicht.

Aber er kann ihr nicht gegenübersitzen, kann kaum seine zwei Worte mit ihr wechseln, ohne daß er denkt: „Sie ist das Weib, das dir bestimmt ist". Ganz närrisch vor Hoffnungsfreudigkeit kann er dann werden. Er sieht Alles im rosigsten Licht!

Sie ist so ungemein empfänglich — nimmt Alles an, was er ihr sagt — glüht vor Begierde, Alles zu umklammern, Alles zu begreifen! Wie in stetiger leiser Gährung ist ihr ganzes Wesen — sie lebt gleichsam in einer Atmosphäre sehnsüchtigster Schwärmerei . . . Und doch! — die Vorurtheile der Gesellschaft kleben wie etwas Selbstverständliches an ihr. Sie besitzt keinerlei Tapferkeit des Bekenntnisses, kann sich gewiß ganz und garnicht vorstellen, daß man um eines Gedankens, eines Ideales willen — Entbehrungen erträgt! Daß es möglich sei, auf den gewohnten gesellschaftlichen Glanz zu verzichten, ist ihr gewiß noch niemals eingefallen! Natürlich, sie schwärmt für Dieses und Jenes, für ‚alles Schöne und Edle' — Aber all diese Schwärmereien, was sind sie im Grunde? Schleckereien!

Ja, das sagt er sich jetzt, ‚mit pflichtschuldiger Nüchternheit' — und wenn er in zwei Stunden wieder bei ihr ist — um diese verdammte Polterabend-Probe zu leiten! — — dann — ja dann — sitzt er wie der Vogel auf der Leimstange!

Das Einzige ist, daß er seine Ironie zu Hülfe ruft! Aber auch die wird ihm manchmal direkt gefährlich, erweist sich als ein höchst zweideutiges — Kokettirmittel! Oder er setzt in Gedanken — Puzzel an Theas Seite! Ganz sonderbare Empfindungen überkommen ihn dann . . . Vielleicht spürt er noch am Nacken den Druck von Puzzels Armen oder Händen! hat noch ein Düftchen um sich schweben von ihren Haaren

oder kleinen seidenen Taschentüchern — und sitzt nun neben dieser stolzen korrekten und höchst tugendhaften Mondäne, mit einem göttlichen Gefühl seiner geheimen Sündhaftigkeit — und vergleicht, und vergleicht! Kein Zweifel, Thea ist die weitaus Glänzendere! Puzzel schrumpft sofort zum ‚Kleinen Mädchen‘ zusammen! Er sieht ordentlich den hochmüthigen Blick Theas, wenn sie ihr auf der Straße begegnen würde! Und doch muß er denken: wieviel wohl Thea darum geben würde, wenn sie nur einen einzigen Tag lang mal so sein dürfte, so naiv-hingebungsvoll, wie das verachtete ‚kleine Mädchen‘!

Ein ganz eigenthümlicher Reiz steckte für ihn darin, Solches zu denken — so das Sichdurcheinanderschlingen von ‚höherer‘ und ‚niederer Minne‘ gewissermaßen im Auszug einer Sekunde durchzukosten! Das war wirklich für beide Verhältnisse sein höchster Genuß! Denn sonst machte ihm die ‚niedere Minne‘ kaum weniger Kummer und Skrupel als die ‚höhere‘. Mit Puzzel waren nach und nach Veränderungen vorgegangen. Sie war nicht mehr Dieselbe, die sie ehemals war. Etwas von der berliner Lüderlichkeit brach langsam in ihr durch. Und Herbrand dachte schon daran, das Verhältniß zu lösen, er traute ihr nicht mehr so recht! Aber dann hing sie plötzlich an seinem Hals und küßte ihn, preßte sich an ihn mit bebender Inbrunst! Und gleich stiegen die entgegengesetzten Befürchtungen in ihm auf: das Verhältniß möge sich zu sehr ‚auswachsen‘, Puzzel könne schließlich gar an ihm ‚kleben bleiben‘! Denn früher oder später — und schlimmer später als früher! — war ein Bruch doch nothwendig! Am besten war's, wenn der von selber kam. Und so wie die Dinge standen, konnte er jäh hereinbrechen, mit schmerzender Plötzlichkeit! . . .

Langsam blies Herbrand den Dampf seiner Cigarrette vor

sich hin. Er mußte daran denken, daß — um die Wirrnisse voll zu machen — ihm vorhin, kurz vor dem Eintritt in das Lokal . . . Lucie begegnet war!

Mit Dela war sie dahergekommen, auf der Potsdamer-Straße, und das Kind hatte ihn zuerst erblickt. Es hatte auf ihn zugewollt, hatte mit lebhaften Gebärden auf ihn hingedeutet, war aber von der Mutter sanft-entschieden zurückgehalten worden. Und dann waren sie aneinander vorübergeschritten und hatten sich stumm und feierlich gegrüßt. Luciens Gesicht, das dicht verschleiert war, hatte Herbrand gemieden. Aber Delas Züge, die tief-traurig waren in der momentanen kindlichen Bewegtheit, hatten sich ihm tief eingeprägt, ließen ihn kaum mehr los.

Es muß doch schön sein, ein Kind zu haben! dachte er. Und ihm wurde so eigen warm und eigen weh. Und während er eine gewisse Beruhigung darüber empfand, von Lucien sich losgelöst zu haben, erschien es ihm als ein unersetzlicher Verlust, daß er auch Dela hatte opfern müssen. Er hatte diesem Kinde schon fast wie ein Vater gegenübergestanden, und er hatte die leisen Bewegungen seines seelischen Wachsthums mit einer wundersam innigen Antheilnahme verfolgt.

Das ging ihm jetzt nach und ging ihm nah! Es war eben doch nicht so leicht, mit einem Ereigniß dieser Art ‚fertig' zu werden! Sobald er durch einen Zufall wieder darauf hingewiesen wurde, kam es über ihn wie eine schmerzliche Lähmung, unter der eine tiefe nervöse Erregung zitterte!

Zerstreut blätterte Herbrand im ‚Figaro' hin und her, legte dann die Zeitung beiseite und sah zu Spiridion hinüber, der düster vor sich hinbrütete und grade in diesem Augenblick dicke Rauchwolken durch die Nasenlöcher stieß, was ihm un-

willkürlich ein grotesk-peinliches, stumpf-verzweiflungsvolles Aussehen verlieh.

Herbrand fing an zu sprechen, sagte, was ihn grade bedrückte, schwieg indes von Dela, und Spiridion hörte gleichgültig zu, indem er immer wieder von Zeit zu Zeit den Rauch durch die Nasenlöcher blies.

„He, He," sagte er dann, und seine Stimme klang unheimlich-leise und heiser, „von unglücklicher Liebe willst du mir erzählen? Ah bah, davon sprechen wir nicht! Das Weib ist von jeher käuflich gewesen! Und die Hauptsache in der Liebe ist stets, daß man wieder davon loskommt! Und du — bist ja deine ‚Wittwe' doch losgeworden?!"

Herbrand war durch diesen Ton unangenehm berührt. Er nickte stillschweigend und verdrossen.

Spiridion fuhr fort:

„Nun, da siehst du also: Alles famos! Auf jeden Fall bist du glücklicher dran als ich! Ich, weißt du, ich bin zu gutmüthig, zu ritterlich! Ich hab' da ein Weib — nein, es ist nicht Die, welche du meinst, es ist ein ganz anderes Weib! — gottnoch: ein gutes Weib! ein wirklich herzensgutes Weib! eine Landsmännin! und mir unbedingt ergeben! geht für mich durchs Feuer! mordet für mich! ja, und siehst du, deshalb fällt es mir so fürchterlich schwer, sie wieder von mir abzuschütteln!"

„Ja liebst du sie denn — oder nicht?"

„He, He, wieder mal so 'ne echt deutsche Frage! Was heißt ‚lieben'? Natürlich — lieb ich sie! und natürlich lieb ich sie nicht! Oh, sie ist ein gescheites Weib, und ein wildes Weib, eine wahre Bestie! Ich studire an ihr den Furiencharakter des Weibes, das Mänadische! Aber gegen Mich ist

sie zahm, sanft wie ein Turteltäubchen, das Einem die Brosamen aus der Hand pickt!"

Spiridion schwieg eine Weile, wiegte mit einem zweideutigen Lächeln still den Kopf hin und her, stieß noch einmal Rauch aus und sagte dann plötzlich:

„Ja und dann natürlich — hab ich ein Kind von ihr! meine kleine Mirjam!"

Herbrand war so erstaunt, fast erschrocken, als hätte ihm unversehens Einer einen Eimer Wasser über den Kopf gegossen.

„Wie du — du bist — Vater?" stammelte er.

„Jaja," lachte Spiridion, „ich glaube schon. Ich glaub's schon: ich bin Vater!"

Er weidete sich nicht wenig an der Verdutztheit seines Freundes.

„Und — Keiner weiß davon?" fragte Herbrand.

„Du — weißt davon!" erwiderte Spiridion trocken. „Und dann noch mein Freund Barnowski natürlich, der aber jetzt in seiner galizischen Heimath ist!"

Herbrand war noch so wenig aus seinem Erstaunen heraus, daß er etwas ganz Taktloses fragte:

„Ja, und Frau Meyfelder?"

Spiridions Gesicht verfinsterte sich, und ein giftiger Seitenblick fiel auf Herbrand.

„Wer — ist Frau Meyfelder?" fragte er. „Meinst du vielleicht die Frau dieses Trottels von Buchhändler, der mir an jedem Ersten seine unverschämte Rechnung schickt?"

„Ich dachte doch, du ständest sehr gut mit den Leuten."

Spiridion zuckte verächtlich die Achseln.

„Ich habe dich vorhin schon gefragt, wer diese Frau Meyfelder ist? Du bist mir die Antwort darauf schuldig geblieben."

„Nun, du wirst doch nicht ernstlich von mir verlangen —?“

„Verlangen? He, He, ich verlange doch garnichts! Ich weiß nur nicht, warum ich mich mit dir von Leuten unterhalten soll, die ich nicht kenne!“

Damit schwieg er, und Herbrand auch. Beide nahmen die Zeitungen wieder zur Hand und fingen an sich zu vertiefen. Verstimmt saßen sie einander gegenüber.

— — —

„Nun? Intimes Lesekabinett?“ erklang plötzlich Proscks Stimme.

Er war gekommen, um Herbrand abzuholen, da sie miteinander zur Probe zu Engelharts wollten.

Man legte die Zeitungen beiseite, und Spiridion sagte: „Aeh! Ekelhaft! Dieses Zeitungsgewäsch wird immer insipider! Das Weltgehirn leidet an idiotistischen Krämpfen.“

„Kellner!“ schrie Proscke. „Ein Pilsener! Aber rasch!!“ Und zu Spiridion gewandt, sagte er etwas gedämpfter: „Nun? wodurch kränken dich diese ‚bürgerlichen‘ Köpfe?“

„Durch ihre Unanständigkeit! und durch ihre plebejische Verlogenheit! Aeh! es bereitet mir gradezu physische Schmerzen, wenn ich das Zeug da lesen muß.“

„Nun! dann würd' ich das ‚Zeug‘ einfach nicht lesen?“ lachte Proscke.

„Was soll ich sonst machen? Dieser Herbrand hier ist ein zu großes Kind! Der steckt noch ganz in der alten Welt! Er versteht mich nicht! Er hat immer noch sein schwerfälliges deutsches Gehirn! Anfangs dachte ich: er hat so 'was Böhmisches! Aber nein! Keine Spur von slavischem Temperament, von primitiver Intuition! Alles teutonisch-bornirte, verständnißlose Konstruktion!“

Herbrand lachte aus vollem Herzen. Er hörte ‚Spirit' zu gerne so reden! Er kam ihm immer so bezaubernd-komisch, so unfreiwillig-liebenswürdig vor, wenn er sich derart ausließ.

Proscke aber wurde ärgerlich. Herbrand dürfe sowas nicht auf sich sitzen lassen. Und von Spiridions Seite seien diese stereotypen Schimpfereien über alles Deutsche einfach lächerlich!

„He, He!" lachte Spiridion. „Liebe ich doch meine guten Deutschen! Sie sind ja so brave Kärrner und Droschkengäule!"

Proscke wollte wüthend werden, faßte sich aber und sagte möglichst wegwerfend:

„Ach lieber Spirit, sei nicht so schrecklich bedeutend!"

„He, He! Muß ich doch, muß ich doch! — wenn du so beleidigend unbedeutend bist!"

„War das vielleicht auch — geistreich?"

„He, He! — He, He!!"

Proscke hielt sich nicht mehr.

„Ach du, mit deinem ewigen ‚He, He!'" sagte er und fegte in seinem Zorn dermaßen mit dem Ellbogen über das kleine Marmortischchen, daß er beinahe das Kaffeegeschirr heruntergeworfen hätte.

Spiridion sagte sehr kalt:

„Du kannst natürlich blos ‚Haha!' lachen, wie alle undifferenzirten Menschen! All diese vandalischen Klötze lachen ‚Haha!' Es gibt aber feiner organisirte Naturen, die können nicht anders, sie müssen leise lachen, innerlich, und dann ‚He, He!' Es verräth sich grade darin das Intimste, Unfaßbarste der Seele."

Grob fuhr Proscke auf: „Ah, verstehe! Dein ‚He, He!'

ist dann also das Meckern der Hochdifferenzirten, der Leithämmel sozusagen!"

„Ganz recht!" erwiderte Spirit, und sein Gesicht wurde ein einziges Grinsen. „Und die Rhinocerosse, die hinterdreinpatschen, gröhlen ‚Haha!' . . ."

Die kalte Gleichmüthigkeit, mit der das gesagt wurde, wirkte unwiderstehlich. Herbrand konnte nicht anders, er platzte los vor Lachen.

Proscke aber — wurde wüthend! Er sprang auf und schien nicht übel Lust zu verspüren, seinen Gegner im öffentlichen Lokal gehörig durchzuwalken.

„Behm!" knirschte er zwischen den Zähnen.

Aber Herbrand hielt ihn zurück. „Georg!" rief er lachend. „Stich du mit deinem Schnabel, doch nicht mit deinem Zabel!"

Proscke rollte zornig die Augen.

Spiridion aber saß, und war ein wenig fahl geworden.

Nervös drehte er sich eine Cigarrette, während seine etwas klobigen Finger dazu zitterten. Unverwandt, doch nicht ohne Scheu, sah er zu Proscke hinüber. Plötzlich hellte sein Gesicht sich wieder auf.

„Ah!" sagte er. „Da kommen Sigurd Björn und Heilmann Scharf!"

Die Beiden traten an den Tisch.

Sie bemerkten noch Prosckes Erregtheit, natürlich ohne eine Erklärung dafür zu haben. Die Begrüßung war daher ein wenig unfrei.

Björn sah sehr blaß und elend aus, Heilmann Scharf etwas gedunsen — die Haare hingen ihm, unter der zurückgeschobenen Pelzmütze, wild ums Gesicht herum.

Sie ließen sich nieder, und Spiridion that gleich sehr vertraulich mit Heilmann Scharf. Björn zündete sich schweigend eine Cigarre an.

Proscke saß da, mit finsterem Gesicht, war schweigsam und nervös — was bei dieser robusten Natur stets etwas seltsam Frappirendes hatte.

Herbrand, um über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, verfiel in ein aufgeregtes Geplapper, dem Niemand zuhörte.

Nach einer Weile stieß Proscke ihn an.

„Unterbrich den Strom deiner Rede," sagte er, „und komm! Es ist Zeit für uns."

Sofort erhob sich Herbrand. Auch ihm war es eine Erlösung, jetzt fortzugehen.

Spiridion aber sagte mit höflicher Liebenswürdigkeit:

„Bleibt doch noch was! Wie, Proscke? wir plaudern noch was miteinander!"

Dazu lächelte er, listig und einnehmend, und goß sich dann, mit der etwas zitterigen Rechten, ein Gläschen Cognac in sein Wasserglas.

„Prost Proscke!" sagte er. „Du weißt: ich habe vor keinem Menschen so grenzenlose Hochachtung als vor dir! Diese Urkraft — ich verehre sie!"

Proscke lächelte düster. Dann grüßte er kurz und ging hinaus. Herbrand folgte ihm.

Spiridion blickte ihnen nach und stieß abermals Cigarettenrauch durch die Nasenlöcher.

Dann lächelte er selbstzufrieden und trank gemächlich seinen Cognac . . .

7.

Professor Brückner stand auf der Bühne und war sehr ungehalten.

„Wo ist die gnädige Frau?" rief er hinunter, und dabei mußte er schon zur Seite springen, weil eine Latte, die grade angenagelt werden sollte, ihm beinahe auf den Kopf gefallen wäre.

Die gnädige Frau? Die gnädige Frau war nirgends aufzutreiben!

„Und Fräulein Thea? Fräulein Cordelia?"

Fräulein Cordelia war eben im Saal gewesen, aber wieder hinausgegangen ... Fräulein Thea zog sich noch an ... Aber Herr Romanus mußte gleich kommen. Er wollte sich blos eben die Hände waschen!

„Ja, was soll ich denn anfangen? Ich kann doch hier nicht lebende Bilder stellen, wenn von der ganzen Familie Niemand zugegen ist."

— — So scholl es Herbrand und Prosche entgegen, als sie bei Engelharts angekommen waren und nun den großen Saal betraten.

Herbrand warf sich lachend in einen blausamtenen Fauteuil, der quer im Saal mit dem Rücken gegen die Bühne stand. Er war in ironisch-wunderlicher Stimmung.

Ihm summten noch die Ohren von den Schimpfereien Proskes. Den ganzen Weg über, vom Potsdamer Platz bis zum Kurfürstendamm, war er unentwegt losgezogen: erst über Spiridion, dann über die Presse, dann über Berlin, dann über Herbrand, dann über Bismarck, dann über seinen Schneider, dann über das Wetter und schließlich gar über die deutschen Frauen, die er kurzerhand „deutsche Gänse" genannt hatte. Und dabei sollte Einem nicht der Kopf wirblig werden!

Nun hier das gleiche Durcheinander! die gleiche Unordnung! Und das nannte man — „erste Bühnenprobe"!

Zum Unglück betrat auch noch das Brautpaar den Saal und schien großes Pläsir daran zu finden, in diesem, ihm verbotenen Reich nach Herzenslust herumzustrolchen und Allerhand auszuschnüffeln. Sogar auf die Bühne wagte es sich hinauf, obgleich man die nicht ohne Lebensgefahr betreten konnte.

Nichts war genügend vorbereitet — blos der Fußboden war so glatt gebohnt, daß selbst geübte Parkett-Gänger bei jedem zweiten Schritt auszugleiten drohten.

Und die Familie Engelhart war ja nun auch vertreten, aber freilich mit denjenigen beiden Personen, die man durchaus nicht brauchen konnte, und die Herr Professor Brückner ganz gewiß auf den Blocksberg wünschte.

Heimlich fluchend stapfte er von der Bühne in den Saal hinunter. Es war doch ganz und gar kein Ernst in dieser Gesellschaft — noch nicht einmal eine Woche vor der Aufführung! Na, ihn traf keine Schuld! Wer sich blamiren würde, war ganz Jemand anders!

Zwei geschmückte Fräuleins in weißen Kleidern kamen auf ihn los und fragten ihn nach was. Proske stellte sich hinzu und fing ingrimmig an zu kalauern. In einer Fenster-

nische plauderte Leutnant von Roddeck mit Betty Vages. Andere Leutnants hatten sich Bier verschafft und Kaviarbrödchen und waren höchst vergnügt im anstoßenden Zimmer mit einigen kostümirten Damen.

Auf der Bühne wurde unaufhörlich gehämmert und tapezirt. Es roch unausstehlich nach Kleister.

Ritter Ewald, im grünsamtenen Radfahrkostüm, kam schnaufend hereingestürzt und suchte ängstlich nach Jemandem, bei dem er sich entschuldigen könnte, weil er zu spät gekommen war. Er hatte mit einigen Freunden nach Wannsee hinausradeln „müssen“.

Jetzt kam auch Thea angezogen, höchst gemüthlich am Arm von Malwida Nathusius. Thea trug ein schwarzes Seidenkleid und, locker gerafft, einen schwarzen spanischen Spitzenshawl um die Schultern geschlungen. Sie sah ein wenig schmal und bleich aus, mit schwach gerötheten Augenlidern, aber um so pikanter.

„Habt ihr denn noch nicht angefangen?“ fragte Thea naiv.

Herr Professor Brückner setzte ihr auseinander, daß es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, da die erforderlichen „Akteurs“ nicht beisammen waren.

„Ja, ist denn Cordelia nicht hier?“ fragte Thea.

„Hier ist sie schon!“ rief Cordelia und war wie der Wirbelwind in's Zimmer hineingestoben. „So, Kinder, nun wollen wir fix machen! 'n Abend, Ewald! Wie geht es dir, Jung? Nee, unser Vielliebchen vergess' ich nicht! Komm' mal her, ich hab' dir was zu sagen!“ Und sie zog ihn in eine Ecke und fing an mit ihm zu tuscheln.

„Ja, ich dachte, wir wollten anfangen?“ sagte Professor Brückner, bei dem sich eine gelinde Verzweiflung einstellte.

„Meine Herrschaften!“ rief Thea und eilte an die Nebenzimmer-Thür. „Anfangen! Erst die Pflicht, dann das Vergnügen! — Ach, ihr habt Kaviar?“

Sie wollte hineinschlüpfen. Aber ihr Bruder Manes trat ihr entgegen und scheuchte sie zurück. Hinter ihm drein betraten noch etwa drei, vier Paare, schäkernd und lachend, die Arena.

Auch Mama Engelhart war jetzt erschienen zusammen mit Mama Vages und mit dem Major Grafen Schulgen-Bettendorf.

Ja, nun konnte man anfangen! Indes — das Brautpaar mußte zuerst noch hinaus komplimentirt werden.

Unerhörterweise, es sträubte sich zu gehen, setzte sich sogar auf zwei Stühle dicht vor die Bühne, Constanze mit dem Kneifer auf der Nase. Es wäre so viel netter ein bischen zuzusehen! In acht Tagen hätten sie doch Alles wieder vergessen!

Professor Brückner stellte die Kabinett-Frage.

Großes Geschratel erhob sich, eifriges Parlamentiren, Schelten, Drohen, Schmeicheln, Ulken durcheinander.

Schließlich war das Brautpaar „gegangen worden“.

Allgemeines Gelächter.

Die Saalthüren feierlichst geschlossen!

So! und nun konnte wirklich begonnen werden!

— — — — — — — — — — — — — —

Und, man begann! — wohlgemerkt, nachdem man die Tapezierer von der Bühne hatte verjagen müssen!

Die Hälfte der Gesellschaft war in Kostümen, die Hälfte nicht. Die „lebenden Bilder“ nahmen sich somit — höchst eigenartig aus. Auch konnten sich die Damen durchaus noch

nicht mit dem nöthigen Ernst durchbringen und fingen immer wieder an zu kichern, wenn sie stillhalten sollten.

Herrn Professor Brückner standen die Schweißtropfen auf der Stirn.

Nachdem man zwei, drei Bilder durchgeprobt hatte, gab man diesen Theil des Programms für heute auf. Professor Brückner empfahl sich sofort.

Jetzt kam Herbrands „Komödie“ an die Reihe. Er selbst mußte dabei den Regisseur spielen.

Thea und Betty, Graf Schulgen-Bettendorf und Herr von Robbeck, Ewald Zur Linden und Proscke wirkten mit. Cordelia war Souffleuse.

Niemand, außer Betty, konnte seine Rolle. Die Herren versprachen sich fortwährend und fingen dann an, miteinander zu disputiren. Ritter Ewald fühlte sich litterarisch angehaucht und machte wiederholt Vorschläge zur „Text-Verbesserung“. Cordelia, als Souffleuse, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Verwirrung nach Kräften zu schüren.

Herbrand bewahrte seine Ruhe, aber er wurde gelegentlich furchtbar grob. Dagegen wollten die Damen opponiren. Aber Graf Schulgen-Bettendorf erklärte, das sei ganz so in der Ordnung. Herbrand sei in diesem Falle „Vorgesetzter“. Er selber, der Major, sei diesmal auch blos Rekrut, oder doch höchstens Gefreiter.

Dieses Wort des gräflichen Majors wurde ebenso huldreich wie witzig befunden und blieb den ganzen Abend populär.

Eine Zeit lang ging die Sache besser. Aber dann war die Verwirrung nur um so größer.

Herbrand stieg auf die Bühne, um durch seine persönliche Anwesenheit den „Mannschaften“ etwas mehr „Drill“ beizubringen.

Aber im Gegentheil, er selbst wurde vom Geist der Unordnung und des Uebermuths miterfaßt und ulkte schließlich mit den Schauspielern um die Wette.

Das Publikum fing gleichfalls an, sich vom Saal aus zu betheiligen. Witzworte flogen herauf und herunter, und die Verwirrung war allgemein.

Thea saß auf der Bühnentreppe und lachte, daß ihr die Thränen über die Backen liefen.

Betty war indignirt und prophezeite für den Polterabend das Schlimmste.

Proscke und Herr von Robbeck sprangen mit weiten Sätzen, um die Wette, von der Bühne herab. Graf Schulgen-Bettendorf verschwand diskret hinter den Koulissen.

Ewald Zur Linden wollte etwas Originelles machen: er ließ sich auf einen Stuhl fallen — sein Radfahranzug sah dabei höchst stilvoll aus! — streckte alle Glieder von sich und schnaubte und rief: „Ich falle in Ohnmacht! Ich sterbe!!"

„Hülfe!" rief Jemand im Saal. Und das Gelächter ward allgemein.

Herbrand aber gebot Silentium und teilte mit bewegter Grabesstimme mit, daß ihr Freund Ewald Zur Linden sich nun wirklich zum Tode rüste. Ihnen aber, als den Nachlebenden, liege nun die heilige Pflicht ob, des Dahinscheidenden — Gedanken zu retten!

„Einen Korkenzieher!" schrie er plötzlich. „Man bringe mir einen Korkenzieher!"

Cordelia stob schleunigst davon. Während die Anderen wie verdutzt saßen, hatte sie sofort begriffen.

Herbrand strich mehrere Male geheimnißvoll über Ewalds Lockenhaupt, lauschte umständlich nach dem Herzschlag und

schüttelte wie besorgt den Kopf. Linden spielte seine Rolle vorzüglich: er lag unbeweglich, wie in kataleptischem Traum-Zustand.

Das Publikum saß spannungsvoll und wußte sich noch immer nichts zu deuten.

Mit Gepolter kam Cordelia zurück, in den Händen einen mächtigen Korkenzieher. Schnaufend und wackelnd, wie eine plumpe Bauernmagd, mit einem urdrolligen Gesicht, kam sie auf die Bühne gestürzt und überreichte mit absichtlich linkischer Verbeugung das Instrument.

Herbrand nahm es feierlichst entgegen, hoheitsvoll wie ein chaldäischer Magier. Cordelia that, als liefe ihr der Schweiß von der Stirn und wischte sich mit Arm und Handrücken durchs Gesicht.

Unter greulichen Gebärden begann die Prozedur. Der Korkenzieher wurde an der Schläfe des „Sterbenden" angesetzt und mit Anstrengung tief ins Gehirn „hineingebohrt", dann mit plötzlichem Ruck wieder herausgezogen und — „Krack! da ist Einer!" schmetterte Herbrand ins Publikum. „Ein Gedanke des großen deutschen Dichters Ewald Zur Linden! Zappelt wie 'n Regenwurm!" Dann that er, als überreichte er ihn Cordelien. „Hier, junger Mann, haben Sie das Reptil!"

Cordelia nahm „den Gedanken" ängstlich, mit zwei Fingerspitzen, entgegen, kreischte dann gell auf und schlenkerte ihn mit einer zappligen Bewegung — mitten ins Publikum.

„Autsch! der beißt ja!" schrie sie und verdrehte dazu die Augen.

Im Publikum lautes Halloh und „angsterfülltes" Auseinanderfahren.

„War ja nur ein ganz harmloses Thierchen!" tröstete Herbrand und gab sich ans Weiterbohren. Jetzt setzte er den

Korkenzieher mitten am Schädel an. Er handwerkerte fürchterlich, „um die Knochendecke zu durchbohren“. Endlich saß das Instrument fest. Herbrand verschnaufte und winkte Cordelia zu sich her.

„Junger Mann, helfen Sie! Jetzt kommt 'n dicker!“

Mit Aufgebot aller Kräfte wanden Herbrand und Cordelia gemeinschaftlich den Gedanken aus Ritter Ewalds sich sträubendem Gehirn.

„Endlich! Da ist er, — ein wahrer Prachtkerl!“ Herbrand hielt den Arm hoch, als weise er das Objekt. „Hier meine Herrschaften! Ein Central-Gedanke mit sämmtlichen Associationen!“ Und zu Cordelia: „Bitte, vorsichtig anzufassen! Nicht zerdrücken! Den setzen wir nachher in Spiritus!“

Auf den Zehenspitzen, mit äußerster Behutsamkeit, stieg Cordelia ins Publikum hinab und reichte den „Central-Gedanken“ herum.

Herbrand wandte sich wieder zu seinem Opfer, das mit musterhafter Geduld immer wie regungslos dalag. Kritisch betrachtete er es.

„Ob noch mehr da ist? Wollen 'mal sehen!“

Wiederholt setzte er die Schraube an, schüttelte aber immer wieder den Kopf.

„Alles leer? — Halt, hier scheint noch Etwas zu stecken!“

Er bohrte rasch und eilfertig und zog im Nu wieder heraus.

„Ein ganz kleiner noch! Noch nicht völlig ausgebrütet! Wünscht ihn Jemand? — Ah, den können wir wegwerfen!“

Er schmiß ihn auf die Erde und zertrat ihn mit dem Stiefelabsatz.

„Keinen Muck gibt er von sich!“ sagte er verächtlich und

blickte dann wieder auf Ewald Zur Linden. „Der ist nett erschöpft, — vollständig ausgepumpt! — Wachen Sie auf, edler Ritter! Sie sind von Ihrer Gedankenfracht jetzt erlöst! Sie können — glücklich werden!“ Und mit einer Verbeugung nach unten: „Vorstellung er!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Publikum hatte sich köstlich amüsirt, aber doch die Geschichte eigentlich „zu kraß“ gefunden. Verschiedene fanden sie auch „unverständlich“.

Im ganzen wurde Herbrand von da ab etwas gemieden. Ein Nimbus des Unheimlichen schien um ihn zu liegen.

Man schritt jetzt zum „Abend-Imbiß“ — doch nicht an gedeckter Tafel — ein Buffet war aufgestellt — und Jeder bediente sich nach Belieben.

In Gruppen saß man an kleinen Tischen, und die Unterhaltung schwirrte lustig umher. Doch keiner blieb lang an seinem Platz. Man stand wieder auf, setzte sich an anderer Stelle nieder, und Alles blieb in stetiger Bewegung.

Allerhand Humbug wurde noch versucht, und die Stimmung war keck und übermüthig. Das Brautpaar mußte Manches über sich ergehen lassen, und auch Papa Engelhart ließ es sich gefallen, daß man ihn ein wenig hänselte.

Herbrand hatte sich längere Zeit mit Malwida Nathusius unterhalten und ihr versprochen, sie demnächst wieder auf ihrem Atelier zu besuchen. Jetzt lockten ihn Klavierklänge in ein seitliches Gemach.

Thea saß dort, ganz allein, und spielte leise auf dem Flügel eine Noctürne von Chopin.

Unhörbar trat Herbrand ein. Dicker Teppich bedeckte den Fußboden. Es war ein schmales einfenstriges Zimmer.

Als einzige Beleuchtung diente eine orangefarben verhangene Säulenlampe, die schräg zum Flügel in der Ecke stand.

Ein gestickter indischer Priestermantel, Grün und Gold auf verschossenem Rosa, diente als Flügeldecke. Bilder der Familie Engelhart standen in Mora-Rahmen darauf. Andere lagen lose in einer Schale.

Herbrand stand und hörte dem Spiel zu. Lässig schweifte sein Auge über die Bilder. Er fand eine Photographie von Thea, nahm sie in die Hand und betrachtete sie.

Dann sah er zu Thea selbst hinüber und fand sie heute Abend anziehender als je.

Ihr Gesicht war ernst, indem sie spielte, fast ein wenig streng, und leise wehmüthig. Der spanische Spitzenshawl war halb von der Schulter herabgeglitten und hing locker in den Schooß hernieder. Das einfache Schwarz, so schien Herbrand, kleidete Thea besser, als all die reiche Pracht, womit sie sonst zu blenden wußte. Wie er sie so sah, mußte er unwillkürlich an Lucien denken. Und sein Herz wurde seltsam schwer.

Theas Finger glitten über die Tasten, als berührten sie sie kaum. Die Töne klangen weich und schwebend, und ein wenig spröde, wie eine unerschlossene Mädchenseele.

Jetzt ließ Thea die Hände sinken und blickte zu Herbrand hinüber.

Herbrands Herz zitterte, als würde es plötzlich geheimnißvoll berührt. Unwillkürlich legte er die Photographie, die er noch in Händen hielt, wieder in die Schale.

„Sie spielen so schön!“ sagte er leise.

„Ja? finden Sie?“ antwortete Thea und lächelte glücklich.

„Ich hörte Sie jetzt zum ersten Mal. Oh, könnt' ich Sie öfter so hören!“ sagte Herbrand warm.

„Ich spiele viel, aber meist nur, wenn ich ganz allein bin!" klang es lässig zurück.

„Spielen Sie mehr! Jetzt gleich, bitte! Ich habe eine wunderbare Sehnsucht, noch weiter zuzuhören!"

„Aber ich spiele nichts als Chopin!"

„Ja, spielen Sie Chopin! Ich freue mich außerordentlich."

Und Thea spielte — diesmal eine Barcarole.

Noch weicher, kosender schienen die Töne zu quillen. Sie schmiegten und duckten sich wie schüchterne kleine Tauben.

„Wissen Sie auch," fragte Thea unversehens während ihres Spielens, „wissen Sie, daß Sie ein arger Spötter sind?"

Herbrand erschrak, und dunkel stammelte er:

„Ein — ein Spötter? — Ich?"

„Ja, Sie! Das war ein grausames Spiel vorhin! Der arme Herr Zur Linden!"

„War das so grausam? — Mir kam ganz plötzlich der Einfall . . . Und da konnt' ich nicht widerstehen! . . ."

Thea bewegte leise ihre Schultern, spielte noch einige Takte und ließ dann ihr Spiel, wie ein mattes Seufzen, erlöschen.

Sie legte die Hände in den Schooß und blickte zu Herbrand auf.

Leise sprach sie: „Es ist merkwürdig, daß ich Sie noch immer nicht so ganz verstehe. Ich habe manchmal gradezu Furcht vor Ihnen. Manches kommt so plötzlich bei Ihnen, so überraschend und — und unerklärlich! Und Ihre Lustigkeit kann gradezu etwas Ruchloses haben! . . . Verzeihen Sie, wenn ich das so sage! Ich finde die Worte nicht so. . . . Aber ich meine, bei Ihrem Spotten kann Einem angst und

bange werden! Auch vor dem Heiligsten, denkt man unwillkürlich, wird dieser Mensch unter Umständen nicht zurückschrecken."

Herbrand stand bleich da. Er hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt. Er fühlte, daß jetzt eine Aussprache kommen konnte. Und er wußte nicht, ob er nicht davor ausbiegen sollte.

Er sagte: „Sie machen mir da einen schweren Vorwurf. Und doch, wenn ich ihn mir recht deute, ist er gar kein Vorwurf, — eher noch eine große Schmeichelei. Einem unbedeutenden Einfall, den ich gehabt habe, messen Sie eine Wichtigkeit bei — — ich meine, Sie haben so tief und ernstlich darüber nachgedacht — — —"

Ohgott! dachte er, auf diese Weise rede ich mich hinein! Ich muß die Sache anders anfassen! — Und nach einem Stocken fuhr er fort:

„Vielleicht aber haben Sie Recht: ich bin ein Spötter, meinetwegen sogar ein ruchloser Spötter! Und vor dem ‚Heiligsten' — das ist mein festester Grundsatz! — schrecke ich ganz gewiß nicht zurück!... Denn was ist uns das Heiligste, — wenn ein Spott es vernichten kann? — Das Heilige grade fordert den Spott am allergrimmigsten heraus!... Und wer sein Heiliges schont, der hat keine Ehrfurcht vor dem Heiligen! — Oder — man betrachtet es als eine Macht, die dazu da ist, uns zu knebeln und zu verdummen! — Soll aber Das das Heilige in uns wirken? Soll das Heilige uns, unter anderem, nicht auch — frei machen? Und darum: Spott wider das Heilige! So allein erprobt man des Heiligen Macht und die Freiheit seiner Individualität. Denn der Spott hat etwas Erlösendes, er gibt uns unser Selbstgefühl zurück. Und das Recht der menschlichen Persönlichkeit steht noch über jedem Wahn der Erkenntniß, den wir als ‚Heiligthum' verehren! — Sie sagen:

Sie verstehen mich nicht! Und das kann ich begreifen. Viel Widerspruchvolles kommt in mir zusammen! — Ich kniee vor dem Heiligen, ohja! — aber die entgegengesetzten Kräfte, die diabolischen, sind gradesogut in meiner Natur. Und ich kann nicht wissen, ob sie nicht ebenso werthvoll sind als die Antriebe der Andacht und der Ehrfurcht. Was wollen Sie? Ich bin Freund Gottes und des Teufels, — und wenn mein Gott meinen Teufel verflucht, dann schlägt mein Teufel meinen Gott auf den Kopp und lacht ihn tüchtig aus. Wozu soll ich mich dumm machen lassen? Frei — will ich sein! Das ist mein oberstes Naturgebot!"

Er hatte mit einem gewissen Fanatismus gesprochen, hingerissen von den Gedanken, die jählings auf ihn einstürmten. Jetzt hielt er inne und sah auf Thea hin, die bleich und wie verstört dasaß, eine Hand wider die Brust gepreßt.

„Diese Unbändigkeit in Ihnen" — — flüsternd kam's über ihre Lippen — „diese Rücksichtslosigkeit! Ich glaube wirklich: — ich fürchte mich vor Ihnen!" . . .

Herbrand hielt es für besser jetzt einzulenken.

„Der rrrasende Rrroland?!" lachte er. „Nicht wahr? Aber seien Sie ruhig: Wenn ich nicht an der Melancholie ‚großer Gedanken' leide, bin ich ein ganz lustiger Kerl! — Sie kennen mich doch auch als solchen?! — Nicht wahr, Fräulein Thea? Nicht wahr?"

„Nun wieder so!" sagte Thea und schmollte ein wenig. „Unaufhörlich schnellen Sie hin und her. Nie kriegt man Sie jemals ganz zu fassen!"

„Fräulein Thea!" sagte Herbrand mit plötzlichem Einfall. „Schenken Sie mir Ihr Bild! Hier liegt Eines auf der Schale. Ganz dasselbe steht daneben in einem Rahmen. Das Eine

ist also überflüssig! Schenken Sie es mir, bitte! Bitte, Fräulein Thea! Bitte, bitte!"

„Was fällt Ihnen ein, Herr Doktor Horst?" antwortete Thea und erhob sich verwirrt. „Wie kann ich Ihnen mein Bild schenken?"

Doch zugleich sah sie ihn an mit einem Blick, so voll inniger Gewährung, daß sie ihn unbewußt dadurch ermuthigte.

„Ich stecke das Bild mir also ein!" versetzte er fröhlich. „Hören Sie, ich stecke es ein! Es ist ganz gut bei mir aufgehoben!" Und damit schob er das Bild bereits in seine Rocktasche.

„Das Bild gehört meiner Mutter," sagte Thea und erbleichte.

„Sie schenken Ihrer Frau Mutter ein anderes!"

„Aber wenn sie es merkt —?"

„Sie merkt es nicht!"

Es war Unsinn, was sie da schwatzten. Aber was that das? Er ging auf sie zu, faßte sie bei den Händen, sah ihr in's Gesicht — oh, dieses Gesicht dünkte ihn in dem Moment so wunderbar schön! — und das Gesicht war kreidebleich und zitterte und bat! — und er sagte — und seine Stimme hatte einen weichen vibrirenden Schmelz:

„Fräulein Thea," sagte er, „Sie sind mir nicht böse, wenn ich das Bild behalte?! Ich werde es in Ehren halten, das verspreche ich Ihnen!"

Dicht stand er vor ihr. Ihre Augen ruhten tief in einander . . . Es war ganz still . . .

Da erscholl plötzlich ein übermüthiger Mädchenbaß:

„So, nu habt euch lieb, Kinder, und werdet glücklich!"

Und mit neckischem Gelächter verschwand Cordelia aus dem Thürrahmen.

Herbrand biß sich auf die Lippen. Er fühlte, wie sein Hirn wieder kalt und nüchtern wurde. Sein Herz stand einen Augenblick still.

Dann griff er in die Brusttasche, nahm das Bild heraus und gab es Thea.

„Verzeihen Sie!“ sagte er, und seine Stimme klang heiser und stockend. „Verzeihen Sie mein thörichtes Betragen! Ich habe mich hinreißen lassen.“

Thea nahm das Bild, und griff zugleich mit der Linken, Halt suchend, hinter sich. Schrill erklangen die Tasten.

Ihr Auge sah wie ohnmächtig auf ihn hin.

Da ergriff Herbrand ihre Hand und drückte darauf zitternd einen ehrfürchtigen Kuß.

Aber die Hand war kalt.

8.

Eine Unruhe war in Herbrand. Er suchte sie vergeblich zu betäuben.

Die letzte Begegnung mit Thea hatte etwas Ungelöstes in ihm zurückgelassen. Er fühlte, wie es in ihm gährte.

Daher kam es ihm äußerst gelegen, als Puzzel gerade jetzt ihn bat, mit ihr zusammen einen Maskenball in Halensee zu besuchen. Zu jeder anderen Zeit hätte er widerstrebt. Jetzt war ihm die blödsinnigste Zerstreuung gerade die liebste.

Auch reizte ihn dieser „Mädel"-Maskenball gewissermaßen als gewürzte Vorprobe des hochoffiziellen Maskenfestes am Polterabend bei Engelhart . . .

— — Herbrand hatte Puzzel vorausgeschickt. Er selbst fuhr erst gegen Elf Uhr, mit Ewald Zur Linden zusammen, hinaus. Ritter Ewald hatte die Bekanntschaft von Puzzels Freundin Wanduschka gemacht und gedachte nun heute Abend die Beziehungen etwas intimer zu ziehen.

„Natürlich," sagte er in der Ringbahn zu Herbrand, „kann es sich blos um ein lustiges Intermezzo handeln. Denn ich werde ja bald anders gebunden sein. Aber warum nicht? Was am Weg steht, wird mitgenommen!"

Er blinzelte wohlgefällig mit den Augen, faßte dann Herbrand vertraulich am Arm und raunte ihm zu:

„Na und Sie? Werden Sie nicht auch bald vorwärts machen? — Sie haben doch Chancen!“

Herbrand zuckte unwillig mit den Achseln und blickte weg, ohne eine Antwort zu geben.

Nach einer Weile sagte Ewald Zur Linden:

„Passen Sie auf: am Polterabend werden Sie mir gratuliren können!“

„Hm!“ machte Herbrand und saß da mit abweisendem Gesicht. Heute war Sonnabend, und der Polterabend war nächsten Mittwoch. Davon also trennte sie nur mehr eine halbe Woche. Ob dann auch sein Schicksal schlagen würde? Thea hatte sich allerdings die letzten beiden Male ein wenig kühler gezeigt. Aber das war wohl blos „Politik“ — — „Schachspiel“! Gerade jetzt hatte er mehrfach gefühlt, wie ihre Augen aus der Ferne ihn suchten.

Ja, und er hatte sie wirklich gern! Er fühlte sich hingezogen! Aber die Umgebung, in der er sie traf, schreckte ihn regelmäßig zurück. Die verschloß ihm den Mund.

Und einen Entschluß fassen — konnte er nicht! Er mußte abwarten, wie die Dinge kommen würden.

— — —

In Halensee großer Trubel!!

Schon von fern hatten ihnen die hellen Fenster entgegengeleuchtet, und eine aufreizende Tanzmusik war ihnen zu Ohren gedrungen.

Als sie jetzt das Lokal betraten, schwirrte und wirrte es um sie von verkleideten, mit Seidenmasken vermummten Mädchen und von unverkleideten, voller Unternehmungslust sich drängenden Herren. Ein beklemmender Geruch von Schweiß und allen möglichen billigen Parfüms lag, wie eine athemversetzende Wolke, über

der ganzen Atmosphäre. In gelblichem elektrischem Glühlicht drehte und stieß sich, lachte und zwitscherte das lustige Menschenvolk.

Ewald hatte seine Wanduschka sehr bald gefunden. Sie war als „Nelke" verkleidet, in brandrothem lockergefälteltem Seidenkleid, eine grüne Ranke hindurchgezogen. Sie sah strahlend und glücklich aus und war mit sich selber offenbar höchst zufrieden.

Nach Puzzel hingegen mußte Herbrand lange Zeit suchen. Indem er sich durchdrängte, kam plötzlich ein Bekannter auf ihn zu. Und Wer? Der kleine Simonson!

Schon von fern machte Der ihm bedeutsame geheimnißvolle Zeichen. Alsdann zog er ihn prahlerisch beiseite.

„Ich hab' ein Weib gefunden!" wisperte der Kleine. „Ich sage Ihnen: ein Weib?! Na, ich bin weg!! — Kommen Sie mit, ich muß sie Ihnen zeigen! Sie heißt sogar allgemein nur ‚die schöne Tilly'!"

Herbrand ließ sich fortziehen, und so kamen sie in ein hinterwärts gelegenes, ziemlich stilles Zimmer, wo ein wohlgewachsenes Mädchen allein vor einem Spiegel stand und sich betrachtete.

„Fräulein Tilly!" stellte Sigbert Simonson vor. „Und dies ist ein Freund von mir, der Herr Doktor —"

„Doktor Ha-Ha . . .!" sagte Herbrand lächelnd, indem er sich verbeugte. „Meine beiden Namen fangen nämlich mit einem ‚H' an! Und so heiße ich: ‚Doktor Ha-Ha' —!"

Tilly lächelte matt und blasirt und betrachtete Herbrand mit kühler Neugier durch eine Lorgnette. Sie war „in Civil" und trug ein höchst chic sitzendes Schwarzatlas-Kleid, mit Gürtel und Kragen aus lila Sammt, im Nacken eine ungeheure Spitzenrüsche. An der Brust trug sie eine dunkelrothe volle Rose. Sie war ungemein korrekt frisirt, mit

aufgeplusterten sorglich gebrannten Löckchen, die ihrer Haartracht etwas Perrückenhaftes gaben. Ihr Gesicht war kalt und regelmäßig, mit leichter Puderschicht überzogen, ein klein wenig verlebt und mit dem erkünstelten Ausdruck einer „distinguirten" Gesellschaftspuppe.

Auf die Frage, warum sie nicht maskirt sei, rümpfte sie verächtlich die Nase und meinte:

„Hier, wo alle Welt maskirt kommt, ist das doch gewiß nichts Besonderes. Es ist sogar noch nicht einmal fein!"

Und Sigbert Simonson stimmte ihr eifrig zu.

Herbrand gedachte die einfältige Person keines Blickes mehr zu würdigen, wollte sich indes vorher noch nach Puzzel erkundigen.

„Ach, die kleine Putzey?!" sagte Tilly. „Die war eben erst hier! Sie ist wohl mit ihrem Professor in den Tanzsaal gegangen!"

„Mit — ‚ihrem' Professor?" fragte Herbrand, und das Wort klebte ihm beinahe auf der Zunge.

„Nun ja, Professor Rodriguez!"

Den Namen hatte Herbrand nie gehört. Wer das sei? fragte er, und seine Nüstern bebten.

Sigbert Simonson lachte.

„Den kennt doch in Berlin jedes Kind!" belehrte er. „Der vom Orpheum! Thier-Imitator und Professor der höheren Bauchrede-Kunst!"

So! Also das war Puzzels Professor Rodriguez?! Herbrand wußte nicht, ob er gallig auflachen oder — ausspucken sollte.

„Da kommen sie eben!" sagte Tilly mit ihrer gleichgültigen Stimme.

Und Puzzel kam hereinspaziert, am Arm eines alten Gecken, der einen schwarzgefärbten Knebelbart, grauen Cylinder und Monokel an breitem Bande trug.

„Ach, da ist ja mein Männchen!“ rief Puzzel fröhlich und tänzelte harmlos auf Herbrand zu. Sie war als Rokkoko-Gärtnerin verkleidet und sah kokett und allerliebst aus.

Herbrand faßte Puzzel bei beiden Handgelenken, zog sie ans Fenster und blickte ihr streng in die Augen.

„Was hast du mit dem abgeschmackten Narren; dem — dem — ‚Professor‘?“

Puzzel sah ihn erschrocken an und versuchte dann zu lachen.

„Garnichts!“ sagte sie. „Was soll ich mit Dem haben? Das ist ein ganz alter Freund! Ein — Freund von meinem seligen Vater!“

„Claire!“ rief schnarrend Professor Rodriguez. „Claire, komm doch wieder här!“

„Das Fräulein ist bei mir!“ erwiderte scharf und kurz Herbrand Horst.

„Uff!“ machte der Professor und ließ sich neben Tilly ins Sofa fallen. Alsdann kniff er seine Nachbarin in die Kniee, was diese sich, ohne davon Notiz zu nehmen, gefallen ließ.

„Also, ich habe dir mitzutheilen,“ sagte Herbrand zu Puzzel: „daß ich sofort das Lokal verlassen werde, und daß dann Alles zwischen uns aus ist, sowie du dich mit dem ‚Bauchredner‘ auch nur im mindesten einläßt!“

Trotzig erwiderte Puzzel:

„Was schwatzt du da für Sums! Ich mich mit Dem einlassen? Zum Narren hab' ich ihn gehalten — nichts anderes!“

Herbrand schwankte noch, ob er nicht lieber doch sofort gehen und damit die ganze Puzzel-Affäre beendigen sollte, als

Ewald mit seiner Wanduschka eintrat und damit neues Leben in die Gesellschaft brachte. Hinter ihnen drein kam noch ein einzelnes Mädchen, das sehr schlicht als Bäuerin kostümirt war, — nicht besonders hübsch, aber es machte einen biederen und gutmüthigen Eindruck. Es wurde vorgestellt als die „brave Anna“.

Die brave Anna wurde jetzt feierlichst dem Professor Rodriguez zuertheilt, — was von beiden Seiten mit freundlicher Ergebung hingenommen wurde.

Herbrand nahm Anstand, sich an den gemeinschaftlichen Tisch zu setzen. Aber Ewald Zur Linden lootste ihn herüber.

„Ach, den alten Knasterbart werden Sie doch nicht tragisch nehmen?“ sagte er lachend. „Passen Sie auf! mit dem haben wir noch unseren Heiden-Spaß!“

— — —

Uebrigens — war die ganze Gesellschaft schon niedlich „beschwibbst“; auch die „Damen“. Und es wurde noch feste weiter getrunken, dazwischen getanzt, und unendlich viele Cigarretten wurden geraucht. Die Ballsaal-Atmosphäre hatte etwas Bedusełndes, und sehr bald fühlte auch Herbrand, daß er schon nicht mehr ganz klar im Kopf, dagegen von einem nervösen Thatendrang beseelt war.

Er gab sich daher mit Puzzel tüchtig ans Tanzen, tanzte auch mit Wanduschka und mit der braven Anna und der schönen Tilly. Im Anfang behielt er Puzzel scharf im Auge. Als aber von Professor Rodriguez nichts mehr zu sehen war, und es hieß, er sei gegangen, erlahmte Herbrands Wachsamkeit.

Die Mädchen wurden nach und nach sehr ausgelassen. Manche schmissen die Beine, daß die Röcke nur so flogen. Die schöne Tilly entwickelte sich vollends zur Cancanöse. Und

sobald einer Tanzmelodie ein beliebter Gassenhauer zu Grunde lag, wurde laut und schneidig mitgesungen.

Puzzel interessirte sich namentlich für zwei Mädchen, die als ‚Gigerln‘ erschienen waren. Die Eine bettelte sie an, ihr doch blos ‚für eine Minute‘ ihr Monokel zu leihen. Allein das Gigerl klemmte sein Monokel fester ins Auge und hob ablehnend seinen Knüppel. Puzzel schmollte.

Die brave Anna hatte sich zu trösten gesucht. Ihr Professor war gegangen, sie hatte jetzt — einen ‚Engländer‘. Indes dieser Engländer war leider durchaus sächlichen Geschlechtes — ein verkleidetes Mädchen, das kein Wort sprach, um sich nicht zu verrathen. ‚Monsieur Felix‘ hieß dieser Engländer, — etwas unlogisch — aber die Bezeichnung war nun einmal da. Er trug Frack und Cylinder von karrirtem Kattun, einen Kneifer an rothem Bande und hatte unter die Nase ein wahres Monstrum von Schnurrbart geklebt. „Monsieur Felix“ war in all seinen Bewegungen äußerst possirlich, aber seine Schweigsamkeit, verbunden mit einer sehr ausgedehnten Taubstummen-Mimik, machte doch einen wunderlich seltsamen, fast melancholischen Eindruck.

Um zwei Uhr nachts war Kaffeepause.

Man saß an langen Tafeln. Jeder hatte eine Tasse Kaffe und einen Berliner Pfannkuchen vor sich. Herbrand saß zwischen Puzzel und Tilly. Ihm gegenüber befanden sich Wanduschka, Anna, „Monsieur Felix“ und „Ritter Ewald“. Der kleine Simonson saß gleichfalls neben Tilly.

Tilly hatte ihre Reserve längst aufgegeben. Nur ab und zu kam's einmal, daß sie sich wieder darauf besann und recht geziert that. Sonst aber bandelte sie nach rechts und links an und brach ihrem Simonson unausgesetzt die Treue. Auch

Herbrand hatte schon mehr als einen freundlichen Rippenstoß von ihr empfangen.

Plötzlich brach Tilly ein Stück von ihrem Pfannkuchen ab, zielte nach der gegenüberstehenden Tafel hinüber und — schwabb! hatte ein Herr das Pfannkuchenstück mitten auf der Nase zu sitzen. Laut kreischte Tilly auf, in spöttischem Gelächter.

Aber der Schuß blieb nicht unbeantwortet. Von Jenseit kam ein Stück Pfannkuchen angeflogen, traf aber, statt Tilly, Simonson an der Schulter. Sofort raffte Tilly das heruntergefallene Stück vom Erdboden auf und warf es auf den Schleuderer zurück.

Dies war das Signal zum Ausbrechen einer allgemeinen Pfannkuchen-Schlacht.

Von allen Seiten flogen die Stücke herüber. Gierige Finger rafften über die Tische, um neue Pfannkuchen zu erlangen. Gelächter, Gekreisch und Gezeter. Und immer Tilly mitten im dichtesten Kugelregen.

Herbrand hatte Einhalt thun wollen. Aber längst waren auch Puzzel und Wanduschka, ja selbst die brave Anna in das Gefecht verwickelt. Und nicht einmal Ritter Ewald entzog sich der Bataille. Blos „Monsieur Felix“ saß da, würdig und unerschütterlich, mit verschränkten Armen, und that, als ob ihn das alles garnichts anginge.

Allmählich artete der Spaß immer mehr aus. Ausdrücke flogen durch den Saal, wie sie sonst nur in Markthallen und auf Hintertreppen gehört werden. Und namentlich Tilly gebot über einen ungemein reichhaltigen Wortschatz.

Herbrand fühlte sich abgestoßen. Hier zu sehen und zu hören wie die unverfälschteste Gaminerie aus geschminkten

Mündern kam und aufblühte im Duft von lauter Patchouli und Opponax!

Schließlich mußte der Wirth einschreiten. Kellner lasen die zertretenen und beschmutzten Kuchenstücke auf — die Tische wurden wieder aus einandergerückt — und die „Kaffee-Pause" hatte ihr Ende gefunden.

Gleich stürzten sich die Frauenzimmer wieder auf Bier und Cigarretten. Ein Eindämmen war nicht mehr möglich. Die Ausgelassenheit stieg immer höher.

Puzzel war plötzlich verschwunden. Vergeblich war Herbrand durch die Zimmer gestreift und hatte sie gesucht. Verdrossen setzte er sich im großen Tanzsaal wieder an den Tisch, wo Tilly ihm Avancen machte. Die brave Anna und Monsieur Felix saßen wie ein trauliches Liebespärchen beieinander, eng zusammengeschmiegt. Dem Monsieur Felix hatte sich der Schnurrbart gelockert. Er riß ihn ab, und nun kam ein wunderlich verschlossenes, eigenartig trauriges Mädchengesicht zum Vorschein, doppelt rührend in dieser vor Tollheit überschäumenden Umgebung.

Mit einem Mal — war auch Puzzel wieder da! Sie hatte ein Monokel ins Auge geklemmt und ging wie ein betrunkener Tambour umher, indem sie schnarrend dazu johlte:

„Aeh! Aeh!! Aeh!!!"

Und immer wieder von neuem:

„Aeh! Aeh!! Aeh!!!"

Hm! und das Monokel?! — Blitzartig ahnte Herbrand den Zusammenhang. — Aber er wollte sich doch überzeugen! — Richtig, das eine ‚Gigerl' war im Saal, und sein Monokel baumelte ihm an breitem Bande auf den Bauch herunter.

Und das andere? ... Eben trat es zur Thür hinein und — klemmte sich die Scherbe ins Auge und fixirte frech den Saal.

So! dann war die Sache also klar! ‚Professor Rodriguez‘ war der edle Spender. Er hatte sich gewiß eine Weile verborgen gehalten und war jetzt wieder zum Vorschein gekommen. Dem Herrn wollte er doch ein wenig auf die Finger klopfen! Herbrand erhob sich.

Eben raste Puzzel wieder an ihm vorüber, schrie: ‚Aeh! Aeh!! Aeh!!!‘, und ein ganzer Schwarm ausgelassener Masken sprang und zottelte hinter ihr drein. Dann drängte sich der bunte Knäuel durch die Thür und lärmte nebenan.

Ein nervöses heiseres Lachen schüttelte Herbrand. Eigentlich kam ihm die ganze Sache ja gelegen! Es war ohnehin Zeit, mit Puzzel zu brechen. Sie hing ihm nur mehr wie eine Last am Hals. Und je mehr sein Vertrauen schwand, desto deutlicher wuchs ein geheimer Widerwille in ihm.

Und doch schüttelte es ihn jetzt! Er hatte das Mädchen ja lieb gehabt! Und er hatte sich redlich bemüht, sie zu stützen, sie vor dem Sinken zu bewahren! Aber nun war es aus. Sie belog ihn. Und wenn sie imstande war, sich an eine solche Fratze wegzuschmeißen —! Herbrand knirschte mit den Zähnen . . .

Aber ruhig, ruhig! Irgendeinen Gefühlsaufwand war die Sache doch nicht werth! Im Gegentheil, er konnte froh sein, so guten Kaufes davon zu kommen.

Herbrand zahlte und ging hinaus. Er wollte nur lieber gleich nach Hause fahren, sich garnicht weiter um den Fall bekümmern. Das war schon das Gescheiteste.

Da — als er eben einen kleinen Gang betreten wollte, der nach hinten hinausführte — gewahrte er, in die dunkelste

Ecke des Ganges gedrückt, ein zärtliches Pärchen. Ein schon etwas gekrümmter Herr, mit grauem Cylinder auf dem Kopf, umarmte ein junges Mädchen und drückte es brünstig an sich. Da machte das Mädchen eine Bewegung. An der Art der Geste erkannte Herbrand — Puzzel!

Einen Augenblick zauderte er.

Dann trat er gelassenen Schrittes in den Gang, steuerte auf das Pärlein los, packte ihn mit der Rechten, sie mit der Linken hinten am Kragen und drückte sie, damit sie ihrer Zärtlichkeit freien Lauf lassen könnten, ein paarmal mit den Köpfen aneinander.

Darauf lachte und pfiff er, wischte dem „Professor" noch Eins mit dem Stock um die Beine und trat hinaus in den Hausflur.

Die Treppe hinab durch den Vorgarten auf die Straße.

Einem Kutscher, der dort wartete, rief er seine Adresse zu und stieg sofort in die Droschke.

Da kam Puzzel die Treppe hinunter, schlotternd, weinend, und rief seinen Namen. Sie sah ihn in die Droschke steigen, und kam eilends hergestürzt, um ihn, wenn möglich, noch zurückzuhalten. Aber Herbrand gab dem Kutscher ein Zeichen, und die Droschke fuhr ab.

„Puzzel-Affäre er!" murmelte er bleich vor sich hin. Aber dann lachte er plötzlich auf, kuckte zum Wagen hinaus in die helle Nacht, und während er sachte den Kurfürstendamm hinunterrumpelte, drückte er den Kopf in die Polsterecke und duselte ein.

— — In Halensee, vor dem Tanzlokal, stand frierend ein kleines Mädchen und verzog die Nase zum Weinen. Es stand da und starrte. Aber, weil es gar so sehr fror, ging es schließlich langsam wieder ins Haus. Wozu sich erkälten?

9.

Die General-Probe für den Polterabend war vorüber. Den ganzen Nachmittag hatte man ernst und eifrig gearbeitet, und Alles war gut gegangen. Jetzt, gegen sieben Uhr abends, verließen die Gäste das Haus. Man hatte verstanden, daß die Familie Engelhart diese letzten Stunden gern „ganz unter sich“ verbringen wollte.

Herbrand begleitete Malwida Nathusius bis zu ihrer Wohnung. Während er mit der alten Freundin durch die Straßen ging, und durch einen Theil des Thiergartens, wurde ihm ganz eigen warm und redselig ums Herz. Und ohne daß er eigentlich wußte, wie er dazu kam, — ja fast, ohne daß er's hindern konnte! — fing er an, von sich und seinem Leben zu erzählen, von seiner Vergangenheit und seinen Freunden, von dem grotesken Mädel-Maskenball, und seinem Bruch mit Puzzel, — nur von Thea sprach er nicht, nur von Dem nicht, was vielleicht morgen sich ereignen konnte, ja wahrscheinlicher Weise sich ereignen würde.

Fräulein Malwida hörte still und aufmerksam zu. Zuweilen lächelte sie. Aber das huschte nur vorüber. Meist lag ein sanfter Kummer über ihrem Gesicht, in dem leise, ganz leise Altersspuren sich eingruben, und das doch noch so jung, so jungfräulich blickte.

„Sie machen mir Sorge, Herbrand!“ sagte sie endlich. „Und wer Sie nicht so gut kennte wie ich, der könnte wohl irre an Ihnen werden. So sonderbar haben Sie Sich verändert! Sie sind, mit einer gewissen Absichtlichkeit, in das Gegentheil Ihrer früheren Natur hineingesprungen. Können Sie Sich erinnern, wie Sie, vor einem Jahr noch, waren? Der mimosenhafteste Mensch, der überhaupt denkbar ist! — furchtsam vor jeder Berührung mit der Welt und mit den Menschen! Das war gewiß ein krankhafter Zustand, und Sie mögen das eingesehen haben! Aber nun — es ist kaum zu glauben! — nun können Sie nicht genug Lärm und Getümmel um sich haben. Es muß gleichsam fortwährend ein Feuerwerk für Sie abgebrannt werden, damit Ihre hungernden Nerven auf ihre Nahrung kommen. Wohin soll das führen? Denken Sie denn auch zuweilen darüber nach?“

Herbrand steckte seinen Arm unter den seiner Freundin, berührte streichelnd ihre Hand und sagte:

„Ob ich nachdenke, fragen Sie?! Ich bin ja eben erst dabei, mir das Nachdenken abzugewöhnen! Und ich glaube, ich denke immer noch vielzuviel. Leben will ich! Ich habe soviel noch nachzuholen!“

„Ohgott!“ stöhnte Fräulein Malwida. „Sie müssen doch Alles gleich ins Extrem treiben! Was wollen Sie nur jetzt vom ‚Leben‘? Entbehren und entsagen, das müssen wir doch Alle mal lernen!“

„Ganz recht! Wir lernen das jeden Tag! Es geht auch an mir ganz gewiß nicht vorbei. Aber eben darum — um von der Entsagung nicht zermürbt zu werden — will ich bewußt meine Lebensinstinkte ausbilden, will das Leben umklammern, mit allen meinen Organen. Da mag's ja wohl

kommen, daß es nach der einen oder anderen Richtung mal ein wenig ‚zuviel‘ wird! Aber das gleicht sich wieder aus! Nur dem Leben selber nicht untreu werden, nur fest ihm ins Auge blicken! Denn schließlich will ich doch nicht ‚leben‘ aus öder brutaler Gier, sondern — um weiser zu werden!“

„Ach, ihr Philosophen wißt immer Alles zu beschönigen!“ lächelte Malwida. „Und Alles thut ihr aus Prinzip. Ihr ‚denkt‘ aus Prinzip, und ihr ‚lebt‘ aus Prinzip! Und wenn ihr lebt, dann mögt ihr nicht denken, und wenn ihr denkt, dann versteht ihr nicht zu leben! Und schließlich seid ihr in Allem doch wieder große Illusionäre! Ja, und Sie sind ganz besonders Einer, Herbrand — Illusionär vom Wirbel bis zur Zeh! . . . Wirklich seltsam!“ — Fräulein Malwida schüttelte den Kopf — „Illusionen hegen ist doch sonst mehr eine weibliche Eigenthümlichkeit . . . Ich kenne da ein junges Mädchen: Maja Stern heißt sie — ich erzählte Ihnen wohl schon von ihr — ja, die ist gradeso! Die lebt beständig in einem Himmel voller Sonnenschein und Poesie! Die steht gleichsam nur so da, mit ausgebreiteten Armen, um das große Glück zu empfangen. Bis jetzt aber ist das Glück noch stets an ihr vorübergegangen!“

„Backfischträume und Philosophenträume,“ sagte Herbrand und lächelte sinnend, „mögen ja wohl mancherlei Gemeinsames haben. Aber sie so ganz in einen Topf zu werfen, ist doch wohl ein wenig . . . tendenziös! Denn wir Philosophen, wenn wir nach dem Leben trachten, und nach Dem, was das Leben zu schenken vermag, wir verkennen denn doch das Leben nicht. Wir kennen seine freundlichen und seine finsteren Mächte und wollen Beider Einwirkung an uns verspüren. Nur dagegen lehne ich mich auf: daß man ‚ein Mensch‘ werden könne,

abseits vom ‚Leben‘! Wie aber das Leben auf uns einwirkt, das freilich vermögen wir nicht zu bestimmen. — Sehen Sie! Früher, da wollte ich ein ‚idealer Zuschauer‘ sein — und merkte bald: ich wurde blos ein ‚widerwilliger Akteur‘! Heute weiß ich, daß ich nicht blos zuzuschauen, sondern auch mitzuthuen habe — und ob mir auch oft das Fell derb dabei gegerbt werde! Aber wie's auch kommen mag, meine Fröhlichkeit will ich mir bewahren, meine Fröhlichkeit und meine Herzhaftigkeit! Denn Herzhaftigkeit ist nöthig, und nirgends mehr, als in dem großen Streit um neu emportauchende Ideale! Sie sollten meine Freunde kennen lernen — da würden Sie erfahren, was das heißt: herzhaft zu sein! Eben jene Freunde, die Sie so verachten! Keinen nehme ich aus, auch den Spiridion Kraluschek nicht. Der hat ja vielleicht manch einen bedenklichen und selbst gaunerhaften Zug. Aber er ist doch ein zäher Bursch, voll Temperament und Feuer, und bleibt auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hat, als ein ehrlicher und verzweifelter Kämpfer. Und dann mein lieber herrlicher Sigurd Björn, dieser Märtyrer und Held, der für seine Kunst hungert — ja friert und hungert! — und trotzdem mit nordischer Zähigkeit nicht das kleinste Tüttelchen von seinen Zielen opfert, mögen diese Ziele auch noch so sehr verlästert werden! Oder Heilmann Scharf — ein Mensch wie ein Vesuv, in dem es gährt von brodelndem Zukunftsstoff, und der von der Unruhe seiner Gedanken umhergetrieben wird, ein Odysseus der Erkenntniß, ebenso kühn wie jener alte Griechenheld, wenn auch — leider! — nicht ebenso verschlagen!“

Sie bogen jetzt in die Mittelstraße ein und näherten sich dem Hause, in dem Malwida wohnte. Beide schwiegen. Denn beide waren tief in eigenen Gedanken.

„Kommen Sie noch ein wenig mit hinauf?“ fragte Malwida, als sie vor ihrer Hausthür stand. „Es ist hübsch warm und gemüthlich im Atelier.“

„Ich danke recht sehr,“ erwiderte Herbrand. „Lieber ein ander Mal. Ich will jetzt nach Hause gehen.“

Er drückte ihr die Hand und entfernte sich schnellen Schrittes.

— — — — — — — — — — — — — —

Er ging die Friedrichstraße hinunter, der Weidendammer Brücke zu. An der Ecke der Karlstraße gedachte er die Pferdebahn zu nehmen.

Allmählich verlangsamte sich sein Schritt. Das Menschengeschiebe zwang ihn dazu. Und so ließ sich auch besser spintisiren und sinniren.

Vor einem erleuchteten Ladenfenster blieb er stehen und ließ zerstreut seine Augen über grell ausstaffirte Courtisanen-Hüte schweifen. Die Farben wiegten ihn in allerhand Träume ...

Da faßte ihn Jemand leise beim Arm. Er drehte sich um. Spiridion stand vor ihm.

Herbrand erschrak fast über des Freundes Aussehen. Ein Zug von öder Bitterkeit lag in Spiridions Gesicht.

„Nun, wie geht's?“ fragte Herbrand, ein wenig gewohnheitsmäßig.

„Schlecht!“ antwortete Spiridion, und durch seine klanglos-heisere Stimme bebte Etwas wie höhnisches Lächeln.

Eine Ahnung beschlich Herbrand.

„Es ist wohl — wegen der Stipendiums-Kündigung?“ fragte er theilnehmend.

Spiridion gab keine rechte Antwort, stieß nur einen ver-

ächtlichen Grunzlaut aus. Er sah auch in der Kleidung höchst reduzirt aus, hatte nicht einmal saubere Wäsche an.

„Begleitest du mich ein wenig?“ fragte er. „Ich kann hier nicht stehen bleiben. Dieses Straßengerassel macht mich total nervös, wenn ich nicht gehe.“

Sie gingen miteinander der Chausseestraße zu.

Sie sprachen nicht viel. Scheuten sich beinahe zu sprechen, weil sie an die Wunde nicht rühren wollten, die Beide fühlten.

Er hat kein Geld! sagte Herbrand leise zu sich selber.

„Wollen wir nicht gemeinsam zu Abend speisen?“ fragte er laut.

„Hm!“ machte Spiridion. „Ich weiß nicht, ob ich Hunger habe. Auch werde ich zu Hause erwartet.“

„Deine — — Frau wartet auf dich?“

„Ja, das Weib, mit dem ich lebe. Eustachia heißt sie. Es ist ein gutes Weib!“

„Weißt du was?“ sagte Herbrand mit raschem Entschluß. „Ich möchte deine Eustachia gern einmal kennen lernen! Darf ich mit dir in deine Wohnung gehen?“

Spiridion sah ihn stutzig und ein wenig mißtrauisch an.

Fröhlich fuhr Herbrand fort: „Ich lade mich bei euch ein! Als dein Freund hab' ich doch dazu ein Recht. Indes, ich mache eine Bedingung: die Ausgaben für den Abend bestreite ich!“

In Spiridions Gesicht zuckte es auf, halb in Verlegenheit, halb in Dankbarkeit und Freude. Herbrand schloß:

„Doch will ich deinen Anordnungen natürlich nicht vorgreifen! Die Verantwortung für die Einkäufe mußt du selber übernehmen.“

Damit drückte er ihm ein Zwanzigmark-Stück in die Hand.

Spiridion umarmte ihn beinahe auf offener Straße.

„Du bist ein lieber guter Mensch!“ sagte er leise.

Sie gingen jetzt miteinander einkaufen. Leberwurst kauften sie, und Lachsschinken — Spiridion liebte ganz besonders Lachsschinken! — auch eine Gurke, und ein halbes Hundert Cigarretten. Ja und dann Butter noch — die durfte nicht vergessen werden! Brod aber hatte Eustachia wohl noch zu Hause!

Spiridion war allmählich gesprächig geworden. Doch immer noch lagen Unmuth und Gedrücktheit über ihm.

Den halben Nachmittag war er nun in der Stadt herumgelaufen und hatte Geld auftreiben wollen. Aber er hatte keines bekommen können. Und Eustachia hatte die letzten Tage schon soviel gehungert! Sie hungern zu sehen, war für ihn das Schrecklichste. Dann würgte ihn jeder Bissen Brod, den er hinunterschluckte. Er sah, wie Eustachia litt. Sie aber wollte ihn immer täuschen und heuchelte Sattheit und Fröhlichkeit. Ja, so war sie! Und dann stets die Hauptsorge, daß das Kind wenigstens seine Milch bekam!

„Wie alt ist dein Kind jetzt?“ fragte Herbrand.

„Vier Monate bald! Oh ein prächtiges Mädel! Außerordentlich gescheit! Hat ganz meine Augen! Die süße kleine Mirjam!“

Aber was half das alles, dieses stille Glück der Vaterschaft? Das Leben schritt grausam über Einen weg! Und wie hatte Eustachia von den Leuten darunter zu leiden, daß das Kind illegitim war! Aber heirathen? Wie konnte er ans Heirathen denken? Er war ja so umschnürt, so gefesselt! Und nichts erwuchs für ihn aus alledem, nichts anderes als dieses intensive Gefühl intimster Schmerzhaftigkeit! Das bohrte sich täglich tiefer in ihn ein, zerfraß seinen ganzen inneren Menschen. Das gesammte Leben schaute er nur mehr an durch das Prisma

des Schmerzes. Oh, der Schmerz hatte bunte Farben! der war ein großer Poet! Und wachsam machte er, und hellseherisch! Er erschloß vor Einem das dunkelste Leben! Man sah in die Tiefen hinab! Man hörte das Brausen der untersten Gründe!

Sprudelnd quollen die Worte von Spiridions Lippen. Er sprach wie im Fieber, mit einer gewissen Wollust der Selbstdurchwühlung.

Sie waren jetzt oben am „Wedding". Alsbald betraten sie ein ziemlich schmierig aussehendes Haus und stiegen die schmalen, trüb erleuchteten Treppen hinauf, Herbrand mit einem Gefühl, unwillkürlich, wie von Mitleid und Ehrfurcht.

Oben wurden Frauenstimmen vernehmbar.

„Hörst du? Eustachia!" sagte Spiridion leise zu Herbrand, und laut rief er: „Muttek, ich bringe Geld! Und einen Gast bring' ich mit!"

Mit raschen Sätzen eilten sie hinauf. Oben verschwand ein altes Weib hinter einer Flurthür, während ein junges, rothhaariges mit lautem Jubel Spiridion an den Hals flog und ihn stürmisch küßte.

„Meine Banditenbraut!" murmelte Spiridion, stolz und glücklich. „Aber sieh hier, Eustachia, wen ich mitbringe. Das ist der Doktor Horst, du weißt: Herbrand, von dem ich dir soviel erzählt habe!"

Die „Banditenbraut" kam auf Herbrand zu und schüttelte ihm heiß, fast heftig die Hände. Ihre rothen Zöpfe waren ihr losgegangen und schlugen ihr auf dem schmalen Rücken hin und her. Auch ihr Kleid war roth, und ihre eingefallenen Backen nicht minder. Das ganze junge Weib schien wie in Feuer zu stehen!

Aber in diesem Glühen und in diesem Feuer lag etwas von Fieber. Es war nicht blos Jugend und Ungestüm, was

aus diesen heißen Augen leuchtete! Da war noch ein Glimmen ganz besonderer Art: Qual und Entbehrung . . .

Doch jetzt schien Alles Leben in Eustachia. Hurtig bewegte sie sich und sprang hin und her. Rasch hatte sie im Zimmer die Vorräthe ausgepackt, und ihre Freude hatte etwas Maaßloses. Sie lief hinaus und brachte Messer, Gabeln und Geschirr, auch einen halb vertrockneten Kanten Brod.

„Wenn wir's sonst so üppig haben," sagte Spiridion, „müssen wir auch anständiges Brod haben. Geschwind, Eustachia, hier ist Geld, hol' frisches!"

Eustachia warf sich ein Tuch um.

„Soll ich auch Bier mitbringen?"

„Achja, Bier! Natürlich! Oder: nein! Bring kein Bier! Da ist doch das Weingeschäft unten?! Dort geh' hin, und kauf uns Ungarwein! Die Flasche zu Zwei Mark fünfzig! Der ist ganz herrlich! Bring gleich zwei Flaschen mit! Wir haben Besuch, und da wollen wir fröhlich sein."

Eustachia sprang wie ein Wiesel die Treppe hinunter.

„Sie ist ein gutes Weib!" betheuerte Spiridion von neuem. Und mit etwas gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Die Andere — du weißt ja! — ist lange nicht so gut! auch nicht so temperamentvoll! Die kann blos saugen, will immer saugen und wird mich schließlich noch ganz kaputt saugen! Und doch — kann ich ihre Anregung nicht entbehren! Nach tagelangen Kämpfen jagt's mich in wilder Unruhe zu ihr hin. Hier ist mir, als müßt ich verdorren, reinweg verdorren! Eustachia ist gut, — aber anregen kann sie mich nicht. Und ich muß jetzt schaffen, Ungeheures schaffen! Ich werde jetzt Dinge schreiben, wie kein Mensch jemals sie geschrieben hat. Und dazu brauche ich — Bergljot! Aber ich liebe sie nicht.

Ich liebe blos Eustachia! — Siehstu, Bruder, das hab' ich dir sagen wollen: weil du mich doch neulich darnach gefragt hast!"

Mit sehr gemischten Empfindungen hatte Herbrand zugehört. Jetzt sagte er einfach und bestimmt:

„Wir wollen heut Abend nicht mehr davon sprechen!"

Spiridion antwortete:

„Eustachia ist für mich das Symbol des Lebens, und das macht sie mir so unendlich theuer."

Als Eustachia wieder zurück war, setzte man sich an den Tisch und aß und trank mit Lust und Eifer.

Danach wurde geraucht. Auch Eustachia rauchte. Und noch eine dritte Flasche Ungarwein wurde geholt.

Bald fühlte man sich glücklich und frei, und alle Qual und Plackerei des Tages war vergessen.

Jetzt suchte Spiridion seine Geige hervor. Herbrand freute sich sehr. Denn er hatte ihn noch nie darauf vernommen.

Spiridion spielte höchst eigenartig, mit einem nervösen vibrirenden Timbre, und mit einem wahrhaft elektrisirenden Rhythmus. Er spielte böhmische Volksweisen, Zigeunerlieder, auch Solostücke neuerer tschechischer Komponisten. Es fuhr beim Spielen etwas in ihn wie ein musikalischer Teufel. Er schwelgte selber ganz maßlos in der Musik, die er erweckte. So selbstvergessen, so hingerissen war er, daß er unwillkürlich anfing, die Melodien mitzusummen. Und dieses Gesumme verwandelte sich, lauter und lauter werdend, allmählich in ein Gebrumm und ungezügeltes Geheul, das den musikalischen Eindruck vollständig aufhob, von dem aber der Spieler selbst nichts zu wissen schien, weil er ganz und gar in seiner Tonwelt lebte.

Eustachia hörte zu, in Andacht wie verzückt.

Ihr Gesicht war jetzt ganz bleich geworden. Aber auf den Wagen brannten zwei rothe Flecke.

Auch sah sie älter aus als früher, abgemagert und dünn, und um die Augen zogen sich kleine Kummerfältchen.

„Muttek, tanze mal!“ sagte plötzlich Spiridion. „Tanz' mit dem Doktor! Ich spiele euch auf!“

Die paar Möbel des ziemlich geräumigen Zimmers wurden rasch beiseite gerückt. Dann kauerte Spiridion sich auf die Fensterbank und spielte eine tolle verwegene Tanzweise, in raschestem wildestem Tempo.

„Langsamer! langsamer!“ rief Eustachia keuchend, indem sie an Herbrands Arm durch das Zimmer raste.

Spiridion saß wie ein gespenstischer Spielmann mit katzenhaft glimmenden Augen im Halbdunkel und strich seinen Bogen. Allmählich verlangsamte er das Tempo und ging über zu einem wiegenden, sehnsüchtig dahinrauschenden Walzer.

„Ja, so ist's schön!“ sagte Eustachia und schmiegte sich enger an Herbrands Arm.

Herbrand fühlte das rhythmische Pochen ihres erregten Blutes, und ihm ward ganz eigen, ganz wunderbar zu Muth.

Die Geigentöne sangen, befeuernd, anschwellend.

Und Eustachia flüsterte, dahinschwebend:

„Ach, wie ist das schön! Wie ist das herrlich!“

10.

Um Mitternacht begann die Polonaise.

In langem Schneckenzuge bewegte sie sich, buntflimmernd, durch die zahlreichen Räume der Engelhart'schen Wohnung.

Wohl achtzig Paare schritten dahin, alte und junge Leute gemischt, alle in glitzerndem Maskenputz. In zierlichen Pas bewegten sie sich hintereinander her, über ölglatt gebohnte Dielen, überall von strahlendem Licht empfangen und von strahlendem Licht begleitet und umflossen.

Ein Hornbläser und ein Flötenist, der Eine bucklig und der Andere einäugig, hopsten in burlesken Clownsprüngen voran, zwei mittelalterliche Vaganten in grell-geflickten Kleidern — während im großen Hauptsaal unentwegt die acht Mann starke Kapelle spielte, in soldatisch-strengen Marschrhythmen, die, je nach der Entfernung, bald gellend herüberdröhnten, bald matt sich verkrochen.

Romanus war Zugführer. Mit eisenfresserischer Miene schritt er, ein verwogen herausstaffirter Räuberhauptmann, abruzzenhaft-phantastisch, voran, den blutgetränkten Sabul in nervigter Faust, Pistolenläufe hervorlugend aus dem gelbseidenen Gurt.

Gleich hinter ihm kam das Brautpaar: Tambour-Major und Marketenderin, leutselig und ceremoniös ... Der Braut-

vater mit der Bräutigam-Mutter, der verwittweten Frau Polizei-Präsident von Zirpitz: ein Schwarzwälder Bauer und eine Vierländer Bäuerin, huldreich-lächelnd und gefühlvoll-pathetisch. Dann ein blauseidener Roccoco-Marquis mit einer blauseidenen Roccoco-Marquise: der Geheime Hofrath Bages, sehr feierlich neben der einen halben Kopf größeren Brautmutter, Mama Engelhart, der „schönen Helena". Und endlos, Paar an Paar dahinter, immer neue aufschimmernd aus glänzendem Thürrahmen oder drüben im entgegengesetzten Rahmen wieder verschwindend.

Da waren Türken und Bajaderen, Reise-Engländer und Japanerinnen, Hofmarschälle und Köchinnen. Besonders aber gab's viele Fridericianische Offiziere, denn sämmtliche Militärs hatten, dem Beispiel des Hofes folgend, diese Tracht für sich erkoren, — schon, um auch in dieser Maskengesellschaft eine Uniform für sich in Anspruch zu nehmen.

Thea und Betty erschienen als Blumenelfen, beide mit schillernden Schmetterlingsflügeln und in golddurchwirkter Rosa-Gaze, die anmuthigsten und poesievollsten Erscheinungen der ganzen Ballgesellschaft. Aber wehe! an was für Kavaliere waren sie gerathen! Ein täppischer Riese Goliath, mit kupferner Nase und struppigem Bart, schritt neben Betty einher, als grauslicher Erzphilister. Und die Licht-Elfin Thea war in die Gewalt eines finsteren Zauberers gerathen, auf dessen schwarzem Kaftan und schwarzer Spitzmütze grelle Beschwörungsformeln in exotischen Charakteren funkelten. Es waren zwei jüngere Gelehrte, Herr Dr. Georg Proscke und Herr Dr. Herbrand Horst.

Da war's doch weit reizender, daß sich an anderer Stelle Pierrot und Pierrette aufs glücklichste zusammengefunden hatten. In weißen Leinenkitteln mit großen rothen Knöpfen gingen Ewald Zur Linden und Cordelia neben einander her. Aber

auf ihren Gesichtern lag nicht die Lustigkeit ihres Standes. Sie hatten etwas Gespanntes, Beklommenes, oft etwas schier Rathloses. Die Pierrette besonders schien an Herzklopfen zu leiden. Der sonstige tolle Uebermuth war wie verschwunden, die schwatzhaften Kicherlippen waren in traurigem Ernst geschlossen. Pierrot aber sprach eindringlich und angelegentlich, begann immer wieder von neuem zu sprechen, mit bettelndem schmeichlerischem Munde, und die Augen hatten einen stieren, fast angstvollen Ausdruck angenommen, suchten und spähten ...

Doch die Pierrette — schüttelte den Kopf ...

. . . .

Die Polonaise schloß damit, daß dem Brautpaar ein Huldigungs-Défilé dargebracht wurde.

Herr von Zirpitz und Fräulein Braut standen da wie Majestäten und lächelten huldreichst.

Unter allerhand persiflirenden Begrüßungsformeln marschierten die Maskenpaare an ihnen vorüber.

Doch herrschte in dem Allem keine ursprüngliche Lustigkeit — und Herbrand konnte eine fatale Empfindung nicht loswerden. Die ganze Veranstaltung behielt für ihn Etwas von Nachäfferei — und dazu diese Wichtignehmerei und breitspurige Behandlung höchst trivialer familiärer Ereignisse! Daß diese großbürgerliche Gesellschaft sich von der Phrase so garnicht losmachen konnte! Selbst bis in ihre Maskenfeste schlich die sich hinein! Und keine schmachvollere Lächerlichkeit schien Herbrand denkbar, als auch einmal so, wie dieser Herr von Zirpitz, dastehen zu sollen, als glücklicher Bräutigam, geziert zu lächeln und — — Nein das Ganze war eine unerträgliche Komödie!

Und Herbrand schritt vorüber, spendete mit schwülstiger Komik seinen Zauberer-Segen und fühlte, stärker als je, eine

bohrende Antipathie gegen diesen Herrn von Zirpitz, seinen möglichen künftigen Schwager! Zu diesem Menschen würde er niemals in einem irgendwie aufrichtigen Verhältniß stehen können! Diese blasirte Diplomaten-Physiognomie erschien ihm direkt als ‚Ohrfeigen-Gesicht'. Je näher sie sich treten würden, desto unverträglicher würden sie zu einander stehen. Und wenn Herr von Zirpitz, der Mann der künftigen ‚glänzenden Karrière', in der Familie Engelhart für ein ‚höheres Wesen' galt, dann konnte ihm eben diese ganze Familie Engelhart — gestohlen werden!

Ohgott, ohgott, und Thea schritt neben ihm, ein wenig steif und stimmungslos, aber er fühlte doch, wie es sich zärtlich in ihm für sie regte . . . Aber lag etwas Freimachendes für ihn darin? Das glänzende Fest, mit der verwirrenden Pracht seines bunten Scheines, behielt eben doch seinen ungemüthlichen, höfisch-offiziellen Anstrich. Es herrschte kein Witz darin, und die Wenigsten verstanden es, sich in ihren Masken ungezwungen zu benehmen, fühlten sich vielmehr in fremden beengenden Rollen, mit denen sie nichts anzufangen wußten. Für Herbrand, als Rheinländer, mußte das doppelt fühlbar werden . . .

Die Klänge eines Walzers scheuchten ihn aus seinen trüben Gedanken, und rasch flog er mit Thea dahin, im wirbelnden Taumel. Das Gedränge war groß, und so kam er mehrfach aus dem Takt. Ueberhaupt war er mit seiner Tänzerin nicht in der rechten innigen Verbindung. Irgendwas beunruhigte ihn. Was? das wußte er nicht. Aber wiederholt, bei einer Wendung der Musik, war er unversehens zusammengezuckt — und plötzlich wußte er's: das war ja derselbe, etwas fremdartige Walzer, den gestern Nacht Spiridion gespielt hatte! Spiridion auf seiner Wundergeige, als er mit Eustachia — ja, Er! — so wundervoll dahingeschwebt war, im rhythmischsten

Gleichtakt, und sich in seligem Rausche drehte! Ohgott! wie kam ihm das Jetzt dagegen so steifleinen vor! Und selbst Thea erschien ihm als ein fernes fremdes Wesen, wenn er sie mit diesem böhmischen Bauernmädchen verglich, an das ihn keinerlei Neigung knüpfte, und doch waren ihre Pulse, in blinder enthusiastischer Raserei, so harmonisch-tief zusammengeschlagen, und sie hatten das Leben und alles Ungemach vergessen in dem erlösenden Contakt ihrer Seelen und Nerven . . .

Zwei Welten — und keine Brücke!

— Keine Brücke? . . .

. . . .

Als der Walzer zu Ende war, machte Herbrand Thea eine Verbeugung und suchte den Ausgang. Er mußte auf alle Fälle die überhitzte Atmosphäre dieses Ballsaals jetzt los werden, womöglich etwas frische Luft schöpfen.

Er ging nach dem sogenannten „Wintergarten“.

Der war groß und hell. Einige Paare hatten sich dorthin zurückgezogen, fächelten sich und scherzten. Ganz hinten wußte Herbrand hinter Palmen eine kleine Bank. Dort wollte er ausruhen und träumen.

Indes — die Bank — war schon besetzt.

Cordelia saß dort, ganz allein — wunderlich! — eine betrübte Pierrette! . . .

Diskret wollte Herbrand sich zurückziehen. Da rief sie ihn an.

„Bitte, Herr Doktor Horst, treten Sie nur näher! Sie stören mich durchaus nicht!“

„Wenn Sie gestatten, Fräulein Cordelia —! Hier ist's still und kühl. Hier läßt's sich behaglich plaudern.“

Und sie plauderten. Tauschten einige Eindrücke aus über den verflossenen Theil des Polterabend-Festes.

Nun, es war ja Alles ganz gut verlaufen. Die lebenden Bilder sowohl wie die Komödie hatten gefallen und lebhaften Beifall gefunden. Selbst Proschkes freches Bänkelsängerlied „Die schauerliche Mär von den Schrecken der Ehe" hatte die Lacher rasch auf seiner Seite gehabt.

Ueber Eines nur konnte Herbrand nicht hinwegkommen: man hatte ihm für seine Komödie einen Lorbeerkranz überreicht! Und den hatte Thea ihm ‚aufs Haupt drücken' müssen! Einen Lorbeerkranz — für eine dumme Farce!

„Sehen Sie, Fräulein Cordelia, es war der erste Lorbeerkranz, den ich in meinem Leben erhalten habe, wird voraussichtlich auch mein letzter bleiben! — Ich habe Ernstes und Eigenes geschaffen, und dafür hat man Spott und Hohn gehabt, oder blickte bestenfalls gnädig darüber hinweg. Wirkliche Anerkennung fand ich nur bei den Wenigsten. Aber wo ich mich einmal hinsetze und einen phantastischen Blödsinn herunterschmiere, — Das wird gekrönt! inmitten der erlauchtesten Gesellschaft! — — Aber verzeihen Sie: derlei Bitterkeiten gehören nicht auf ein Maskenfest! Doch da ich schon mal als schwarzer Zauberer hier sitze, so muß ich wohl auch etwas Galle abzuladen haben!"

Herbrand erwartete, daß Cordelia sich mit ihrer gewohnten Spottlust über ihn lustig machen würde. Statt dessen ging sie sehr ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit auf seine Worte ein.

„Ja, Herr Doktor, Sie haben Recht! Ich finde es auch nicht richtig, daß man einen Mann wie Sie zu derlei Albernheiten mißbraucht. Denn Sie gehören doch mehr einer ernsten Richtung an!"

Herbrand lächelte.

„Wie Sie das sagen! ‚Einer ernsten Richtung‘! Sagen Sie mal, Fräulein Cordelia: gehören Sie vielleicht auch einer ernsten Richtung an?“

Cordelia, ohne eine Miene zu verziehen, erwiderte:

„Sie müssen mich nicht für den tollen Backfisch halten, wie die Anderen alle thun. Das ist blos so eine Rolle, die ich mir für die Gesellschaften zurechtgelegt habe. Im Grunde bin ich wohl grade so ernst und strebend wie Thea. Wissen Sie, was ich sogar am allermeisten liebe? Traurige Geschichten, bei denen man furchtbar weinen kann! Ja, und das mag nun komisch klingen, aber ich habe mir immer gedacht: sowas möchte ich von Ihnen grade mal lesen! Sowas müßten Sie wunderschön schreiben können! Wissen Sie: etwas von zwei sterbensverliebten Menschen, die hinterher zusammen in einem See ertrinken! Hu, müßte das gruselig-schön sein: wenn es so Abend wäre, mit rothem Himmel, und dann der Wind leise in den weißen Wasserrosen spielte — und unten liegen, Arm in Arm, die todten Königskinder!“

„Aber Cordelia!“ rief Herbrand. „Was ist Ihnen denn? Sie spielen sich ja auf einmal auf die Sentimentale heraus?!“

Cordelia sah ihn mit dunkelgroßen Augen aus bleichem feierlich-ruhigem Madonnenantlitz an.

„Oh, Herr Doktor!“ sagte sie langsam, mit gleichsam ersterbender Stimme. „Jetzt spotten Sie über mich! Aber ich weiß gradesogut wie Sie: daß das ganze Leben trüb und traurig ist!“

Damit erhob sich die weiße Pierrette von ihrer lauschigen Bank, nickte dem schwarzen Zauberer stumm mit dem Kopf zu und entfernte sich gemessen.

Hilf Himmel! dachte Herbrand. Jetzt fängt Die an,

affektirt zu werden! Da ist ja wohl das Weltende nahe?! — Und zu Herrn von Roddeck, der ihm im Wintergarten entgegenkam, sagte er:

„Was ist denn nur der Cordelia in die Krone gefahren? Die thut ja ganz wie verwandelt!"

Der muntere Herr von Roddeck verzog scherzend die schönen Lippen.

„Nun, Sie wird's sich wohl ein wenig zu Herzen genommen haben!"

„Zu Herzen genommen? Ja, aber was denn?"

„Daß sie ihrem Verehrer einen Korb hat geben müssen!"

„Einen Korb? Doch nicht unserm Ewald Zur Linden? Unmöglich!"

„Unmöglich?" lachte Herr von Roddeck. „Unmöglich, — aber wirklich!"

. . . .

Die Musik lockte.

Aber Herbrand fühlte wenig Neigung, sich ins Gewirr hineinzustürzen. Zu tanzen wäre ihm jetzt vollends unmöglich gewesen.

Er ging als Zauberer hin und her, blieb bald da bald dort stehen und gab orakelhafte Aussprüche von sich, in denen viel feine und auch boshafte Anspielungen lagen. Man fand indes allgemein, daß Dies ‚im Geist seiner Rolle' läge, und so ließ man es über sich ergehen. Viele lachten auch, — wenn es über die Anderen herging!

Einmal hörte Herbrand, wie Herr von Zirpitz zum Grafen Schulgen-Bettendorf sagte:

„Der wahre Aristokrat zeichnet sich dadurch aus, daß er stets in seinem Gleichgewicht bleibt!"

Herbrand blieb stehen, hob priesterhaft die Arme empor und sprach mit hohler Stimme:

„Ueberhebt Euch nicht, Herr Tambour! Es ist keine Kunst, in seinem Gleichgewicht zu bleiben, wenn man niemals — in Schwingung geräth.“

Damit ging er vorüber.

Herr von Zirpitz lächelte verächtlich.

Im Uebrigen — fing das Gleichgewicht Vieler — bereits bedenklich zu wanken an! Es flossen in dieser Nacht gar zu viele Wunderbronnen.

Zumal die „Offiziere Friedrichs des Großen“ waren in einer Stimmung, als ob sie irgend ein Siegesfest zu feiern hätten. Und die rauhe einfältige Sitte der guten alten Zeit zeigte sich immer deutlicher in ihrem Benehmen.

Im Entreezimmer saßen ihrer ein halbes Dutzend beieinander, hatten einen Korb Sekt neben sich stehen und zechten wie die Wilden. Der junge Baron von Embden, Fähnrich in einem Dragoner-Regiment, war bereits vollständig betrunken.

Diese feuchte Ecke wurde gleichsam der Stammtisch für die gesammte anwesende Armee. Alle Augenblicke kam sporenklirrend ein Friedericianer an, goß ein, zwei Sektgläser hinunter, räsonnirte oder riß ein paar faule Witze und stürzte sich dann wieder, mit Löwen-Eifer, ins dichteste Tanzgewühl.

Als Herbrand vorüberging, rief Einer ihn an:

„Heda, Sie! oller Zauberer! Halten Sie uns mal 'ne Pauke!“

Doch der Zauberer winkte sanft mit der Handfläche ab und schritt ruhig weiter.

Ueberall theilte er Sprüche und Gaben aus.

Eine Zeitlang stand er bei Malwida Nathusius, die — seltsamer Weise! — als Roccoco-Schäferin gekommen war, ganz ähnlich, wie vor einigen Tagen Puzzel auf dem so ganz anderen Maskenfest in Halensee.

Dann sah er den plumpen Riesen Goliath, wiederum mit seiner Schmetterlings-Elfe, die sehr erhitzt und aufgeregt schien.

„Elfchen! Elfchen!!“ mahnte der gute alte Zauberer. „Laß dir deine Schmetterlingsflügel nicht knicken!“

„Ach wo!“ rief die Elfe. „Es ist heute mein letzter Tanz-Abend! Da will ich mich mal gründlich austoben!“

Etwas Weißes schwirrte vorüber. Die Pierrette im Arm eines älteren behäbig-dicken Offiziers, des Grafen Schulgen-Bettendorf. So waren die Königs-Kinder am Grund des Märchensees wohl schon vergessen!

Freilich, Niemand erinnerte sie daran! Denn Pierrot, der Betrogene, war verschwunden. Der weinte jetzt zu Haus, im stillen Kämmerlein! . . .

Da — fühlte sich der Zauberer plötzlich mit Blindheit geschlagen! Zwei Hände hatten sich vor seine Augen gelegt!

Als er sich wieder freigemacht hatte, stand die andere Schmetterlingselfe vor ihm und lachte, — Thea!

„Meine Tochter,“ sagte der schwarze Chaldäer, „Du bist sehr lustig heute Nacht!“

„Ach, lieber Vater, warum soll ich nicht lustig sein!“ versetzte die Elfe. „Es ist sehr schön in dieser Nacht! — Aber kommt, weiser Mann, wir wollen sehen, ob's nicht irgendwo eine Erfrischung für uns gibt.“

Damit nahm sie seinen Arm und zog ihn mit sich in ein seitliches Gemach, wo nur wenige Menschen sich befanden.

Da wurde der Zauberer wieder — Herbrand, Herr Doktor Horst!

Und die phantastische Blumenelfe war die Tochter des Hauses, das schöne und reiche Fräulein Thea Engelhart.

Die zwei Menschen standen sich gegenüber und forschten sich gegenseitig mit den Blicken aus.

Noch nicht! Die Minute ist noch nicht da! Aber sie wird bald kommen! Heute noch? — lag in diesen Blicken.

Und Herbrand fühlte es in sich beben von süßer Qual und dumpfem Zweifel.

Er sprach plötzlich von Spiridion. Er erzählte von gestern Abend. Es hätte ihm das Herz abgepreßt, wenn er's nicht erzählt hätte.

Thea war sehr verwundert, hörte aber zu. Doch nun sagte der tolle Mensch gar: sie, Thea Engelhart, die Tochter des Fabrikanten Bruno W. Engelhart, solle Spiridion „kennen lernen", solle — nein, das war doch zu stark! — „die Freundin" jenes rothhaarigen Böhmenmädchens werden!

Thea lachte laut auf und fand, daß der „Herr Zauberer" kostbare Witze mache.

Ziemlich scharf klang die Antwort:

„Ich bin jetzt kein Zauberer, ich stehe hier als Herbrand Horst!"

„Ja, als rrasender Rroland!" lachte Fräulein Thea, doch es klang ein wenig gezwungen. „Nur lassen Sie mich mit Ihrem Böhmen, bitte, in Ruhe! Das mag ja ein höchst geistreicher Herr sein, aber doch Nichts für uns! Papa sagt: Mit solchen Menschen können wir nicht verkehren!"

„So? Das sagt Papa —?" . . . Wie ein schwaches Zischen klang's, als Herbrand das sagte.

„Ja!“ erwiderte Thea resolut. „Und nun will ich Ihnen auch mal was sagen, mein lieber Herr Doktor: Sie sind in all Ihren Ansichten noch viel zu großartig! Aber passen Sie auf: das schleift sich ab! Sie sind ein so herzensguter Mensch — ja! — und von so weicher, vornehmer Denkart, daß Sie allen Menschen gleich gut sind und da gar keine Unterschiede machen! Sie müssen aber doch auch bedenken, was die Gesellschaft von uns fordert, und daß man sich nicht wegschmeißen darf!“

„Nein, man darf sich nicht wegschmeißen! . . .“ murmelte Herbrand bleich.

Ein Weilchen schien Thea nachdenklich und traurig. Doch dann versetzte sie frohgemuth:

„Sie sind mir doch nicht böse, lieber Doktor?! Nicht Jedem würde ich Das sagen! Aber zu Ihnen will ich offen sein, unbedingt offen! Und nun kommen Sie: wir tanzen miteinander!“

Muthwillig blitzte sie ihn an mit ihren Augen.

Aber vor Herbrands Augen ward's schwarz.

„Verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht tanzen! Mir ist ein wenig schwindlig!“

„Ach kommen Sie! Kommen Sie!“

Sie zog ihn in den Tanzsaal hinein.

Dort war ein sonderbares lustiges Getümmel ausgebrochen. Schneebälle aus Seidenpapier flogen durch die Luft, lockerten sich im Fluge und ließen ein Gestöber weißer Papierschnitzel auf Häupter und Schultern der Menschen hernieder.

„Ah, unsere Schnitzel-Jagd hat begonnen!“ schrie Thea auf, ließ Herbrand los, bückte sich, hob einen Schneeball auf und warf ihn mit weitem Schwung mitten in den Saal hinein.

„Tilly!" murmelte Herbrand. Er glaubte plötzlich die Pfannkuchen-Schlacht der Halenseer Mädchen vor sich zu sehen.

Dumme Täuschung! Damals zerquetschte Kuchenstücke, und hier — weiße lustige Papierschnitzel!

Klatsch! Da hatte er selber einen Schneeball im Gesicht.

Tilly lachte. „Tilly?" Nein, — Thea! Litt er an Phantasmagorien?!

Ja, sie lachte, Thea! Und sie stürzte sich auf den Korb, der in der Mitte des Saales unter dem Kronleuchter stand, holte neue Schneebälle hervor und warf, und holte wieder neue und fuhr fort zu werfen.

Alle warfen. Die Luft war durchrieselt von tanzenden Flocken. Die Maskenanzüge wurden weiß wie Müllerjacken. Und über den gebohnten Boden fegten wirblige Schneewolken.

Jetzt setzte die Musik wieder ein.

Die Menschen ergriffen einander, packten sich fest um die Hüften und tanzten los. Bakchische Wildheit brach aus. Der steife Ton der feinen Gesellschaft war verstoben. Ja, nun waren's Menschen, — Menschen wie andre Menschen!

Herbrand, was willst du noch?

Der stand und biß sich die Lippen. Rührte sich nicht.

Jetzt sauste Thea an ihm vorüber. Nicht mit einem Herrn, sondern allein. Mit ausgestreckten Armen sauste sie als Schmetterlings-Elfe vorüber.

Und auch Betty hatte die Arme ausgestreckt und chassirte gewandt durch den Saal mitten durch die sich drehenden Paare. Ihre Flügel glitzerten.

Die beiden Elfen begegneten sich in der Mitte des Saales. Sie faßten sich mit den Armen an, schwenkten sich zweimal

umeinander, ließen sich wieder los. Einzeln schwebte Jede wieder, ein loser Schmetterling, für sich dahin.

In Herbrand quoll ein tiefes schmerzliches Gefühl empor. Eine Stimme sagte ihm: Zum letzten Male siehst du jetzt diesen Glanz und diesen Rausch! Eine Stimme sagte ihm: daß er von Alledem jetzt Abschied nehmen müsse.

Da tanzte Thea wieder an ihm vorüber, mit ausgestreckten Armen. Und ihre Hände machten eine Bewegung, die wie ein Winken aussah.

Herbrand sah zu ihr hinüber: ein Blick traf ihn, in dem lag ein volles, ein tiefes Gewähren.

Es durchzuckte ihn. Er löste sich los von dem Platz, an dem er stand, schwankte, taumelte in den Tanzsaal hinein. Er mußte sich Mühe geben, daß er nicht hinfiel.

Thea, im Tanzen, bog den Oberkörper zurück, und wandte den Kopf, an dem die Haare gelöst waren, schräg zu ihm hinüber. Ihre Hände und Arme lockten und warben.

Es war Herbrand, als ob er folgen müsse.

Schritte that er. Als ob er sie erreichen und umfassen wolle.

Und ging doch an ihr vorüber! Ging hinaus aus dem Saal — in den Vorraum, wo vorhin die Offiziere gezecht hatten, und der jetzt leer und trüb-beleuchtet dalag.

Aus Alles! Es ist aus! — grollte es in ihm.

In dunkler Ecke sank er auf einen Stuhl.

Saß da und starrte.

Und langsam, leise lösten sich ihm die Tropfen, und über beide Backen rannen schwere Thränen.

Drittes Buch:
Maja.

1.

Eine dünne Staubwolke flog leise den Kurfürstendamm hinab, kräuselte sich in der Luft, und verstob.

Mit Sonne übergossen lag die Straße wieder da. Die alten Bäume bewegten ihre jungen Blätter. Es war ein herrlicher Junitag.

An der Einfahrt zum Zoologischen Garten hielt eine Droschke. Drei Damen stiegen aus. Ein Herr kam des Weges, wollte in den Garten einbiegen und blieb verwundert stehen.

Die jüngste Dame blickte sich nach ihm um und stand gleichfalls verwundert.

Die beiden Menschen kannten sich nicht — hatten sich niemals gesehen — und nun standen sie da und starrten sich an — waren verwundert.

Es blitzte Etwas auf in Beiden — ein Strahl von Sonne und Sommerfreude — und dann fingen Beide an zu lachen.

Die älteste Dame blickte sich um.

Aber ihr schmales blasses Gesicht war alsbald von einem Rosa der Freude überflogen. Auch sie lachte jetzt, ging dann hin und reichte dem Herrn die Hand.

„So treffen wir uns also vor der Paradiesespforte!“

rief sie munter. „Welch schöne Vorbedeutung! Und jedenfalls braucht man sich nicht erst lange suchen zu gehen!“

Und Fräulein Malwida stellte vor.

„Das ist also der ‚berühmte‘ Doktor Herbrand Horst! Kinder, — eine Respektsperson! Und dies sind meine beiden Pflegetöchter! Die Große da, das ist die Alexandra van Beuren, aus Riga — und hier ist auch unser Kleinerchen, unser Maiprinzeßchen, die Maja Stern!“

Herbrand lüftete den Hut. Die beiden Damen knixten.

Dann trat Fräulein van Beuren auf ihn zu und, mit einer charmanten Mischung von leutseliger Vornehmheit und natürlicher Kameradschaftlichkeit, reichte sie Herbrand die Hand.

Sie war nicht schön, etwa Mitte Zwanzig, aber ihre Erscheinung hatte etwas Imposantes. Aus jedem Zug des Gesichtes, aus jeder Bewegung der Gestalt sprach eine Natur voll Größe und Lauterkeit. Mit einer ehrfürchtigen Freude sah Herbrand sie an, indem er ihre Hand, wie die eines Freundes, umschlossen hielt.

Dann wandte er sich um und blickte auf Maja Stern. Diese stand etwas verlegen da, immer noch mit lachendem Gesicht, und war von duftiger Röthe umflossen. Indem sie den Kopf jetzt ein wenig senkte, warf der breitrandige helle Strohhut, an dem die grünen Seiden-Bänder flatterten, einen zarten nickenden Schatten über ihr Antlitz.

Als Herbrand ihr die Hand gab, wurde sie purpurroth, und machte nochmals einen Knix, einen ganz tiefen.

Es sah ungemein respektvoll aus und ein ganz klein wenig linkisch.

Fräulein Malwida fing herzlich an zu lachen.

„Aber Kleinerchen!“ rief sie. „Was machst du denn?

Herr Doktor Horst ist doch kein Fürst! Oder hast du ihn vielleicht für einen Prinzen gehalten?" Neckisch blitzten Malwidas Augen zu Maja hinüber.

„Gott, für einen Prinzen?" lachte Herbrand. „Dann hätte sie mich ja für Ihresgleichen angesehen! Denn nannten Sie sie nicht eben — Maiprinzeßchen?"

„Ja, das ist sie auch," sagte Malwida warm, „unser Maiprinzeßchen!" Und munter fügte sie hinzu: „Aber wollen wir nicht in den Garten treten? Das Paradies ist uns doch nicht verboten?!"

Und lachend und plaudernd zwängten sie sich durch die enge Pforte. Duftig und farbenprangend öffnete sich vor ihnen der Garten. Musik wehte herüber auf fächelnden Luftwellen.

Sie schritten fröhlich und lässig dahin.

„Aber wo haben Sie denn Ihren Freund Proscke gelassen?" begann Fräulein Malwida Nathusius. „Der hat doch dieses ganze Zusammentreffen arrangirt! Und nun will er uns wohl gar treulos werden?"

„Sie wissen doch, wie Proscke ist," erwiderte Herbrand. „Im Worthalten war er niemals groß! Er gehört zu den Menschen, denen immer Etwas ‚dazwischen' kommt!"

„Ist er wirklich so?" fragte Fräulein van Beuren ziemlich angelegentlich.

„Nun, ich will ihn nicht schlecht machen," sagte Herbrand vorsichtig. „Er — kann so sein!" — Aha! dachte er bei sich. Aufgepaßt! Und lässig warf er hin: „Vielleicht, daß er noch nachkommt!"

Fräulein Malwida und Fräulein van Beuren tauschten einen Blick aus. Herbrand lächelte und blickte auf Maja, die

still=versonnen einherschritt, eine holde unbewußte Schwärmerei auf den lieblichen Gesichtszügen.

Ein Kopf wie der eines Engels von Boticelli! dachte Herbrand: . . . und ein wenig auch wie der einer kapriziösen englischen Miß! — Nein, dachte er gleich darauf, sie hat Nichts von alledem, sie ist ein echtes deutsches Volkskind, ein deutsches Märchenkind!

Und sein Auge tauchte entzückt in das von der Sonne durchspielte Gold ihrer Haare, die ihr in kurzem spinnwebezartem Gekräusel sich um Schultern und Nacken ringelten. Es war ein Haar, garnicht wie von einem erwachsenen Menschen, nein, wie das unschuldige Gelock eines Kindes . . .

Auch die beiden anderen Damen waren blond, und Herbrand vergnügte sich damit, die verschiedenen Nüancen wahrzunehmen und seine ‚psychologischen Schlüsse daraus zu ziehen‘, d. h. ein wenig darüber zu phantasiren. Das silberblonde Haar Malwidas, das unter bestimmten Beleuchtungseinwirkungen weiß wie das einer Greisin zu wirken vermochte — obwohl noch kein einziger wirklich weißer Faden dazwischen war — nun, das war entschieden das Haar des geborenen alten Mädchens, einer ewig=jungfräulichen Seele. Dagegen deutete Fräulein van Beurens volles Aschblond unzweifelhaft auf die Dame von Welt, auf eine, die künftig einmal als Hausfrau eines glänzenden Mannes, unter dem Kronleuchter stehend, mit Grandezza ihre Gäste empfängt . . . Aus Majas Gold aber sprühte und lockte — die Liebe.

Herbrands Herz klopfte — sodaß er die Hand dawider preßte, um es zu beschwichtigen.

— — —

So schritten sie dahin, alle Vier in einer Reihe, durch

die duftenden Alleen, dem Wirthschaftsgebäude entlang und um den Teich herum. Die Klänge der Musik-Kapelle schmetterten hell und vernehmlich. Man spielte die Ouverture zu Carmen, lebhaft und aufstachelnd, und blutvoll-prickelnd. Zuweilen schrie ein Flamingo dazwischen, oder man hörte aus der Ferne das dumpfe Brüllen eines wilden Thieres, das Kreischen eines Affen.

Der Teich blitzte, und rings schwirrte und flirrte es von mondäner Eleganz.

Die drei blonden Damen trugen fast völlig gleiche lichte Sommerkleider, aus hell-zartem Alpacca, von vortrefflichem Schnitt und tadellos im Sitz.

Die Kleider raschelten und knisterten beim Gehen. Die Sonnenschirme warfen farbige schaukelnde Schatten.

Herbrand, indem er zwischen Maja und Malwida einherschritt, hatte ein Gefühl, als bewege er sich in einem Zuge weißer indischer Tauben, als flöge er fort, weit weg, Niemand weiß wohin ...

Sein Fuß trat so leicht auf, als schritte er durch die Luft.

Die Thiere standen am Wegrand, Vögel und Vierfüßler, als seien sie eben erst erschaffen worden, paradiesisch-zutraulich und menschenfreundlich-zahm.

Als sie zweimal um den Teich herumgegangen waren, schlug Malwida Nathusius vor, daß man sich setzen und eine Erfrischung einnehmen möge.

Die Damen aßen zuerst Eis. Dann aber bestellte Herbrand Erdbeer-Bowle, „in Humpen“.

So saßen sie lustig um einen Tisch herum.

Herbrand sprach sehr viel und hastig, hauptsächlich mit Malwida und Fräulein van Beuren, schielte aber des öftern heimlich nach Maja.

Wunderbar! dachte er, daß es solche Wesen auf dieser Erde noch gibt!

In all ihren Gebärden lag bescheidene mädchenhafte Anmuth, und ein jugendlich-impulsiver Frohsinn wurde seltsam gebändigt durch eine zuweilen vorüberschattende schwermüthige Bedenklichkeit.

Wer mag sie wohl sein? dachte Herbrand. Und nach einigem Zaudern wandte er sich an sie mit der Frage:

„Bitte, liebes Fräulein, sagen Sie mir doch, aus welcher Gegend Sie eigentlich stammen? Ich kann es mir gar nicht denken. Hier unsere liebe Malwida ist Rheinländerin, und Fräulein van Beuren würde ich die Deutsch-Baltin angemerkt haben, auch wenn man es mir nicht gesagt hätte —"

„Bitte, meine Mutter ist Polin!" warf Alexandra stolz dazwischen.

„Polin? So!" lächelte Herbrand, wandte sich dann aber sofort wieder zu Maja. „Von Ihnen indes," sagte er nachdenklich, „kann ich mir überhaupt kaum vorstellen, daß Sie an irgend einem mir bekannten Orte geboren sein sollen."

Fräulein Maja lächelte kindlich-verschmitzt.

„Ich stamme auch aus einer ganz merkwürdigen Gegend," sagte sie, und ihre Stimme klang hell wie eine Silberglocke. „Rathen Sie mal!"

„Wie soll ich das rathen können? Nun, sagen wir mal: aus Friesland —?!"

Maja schüttelte den Kopf.

„Oder aus — Schleswig-Holstein? Aus — — ja, vielleicht aus — Irland?"

„Viel weiter her! Viel merkwürdiger!"

„Aus Amerika?"

„Beinah! Ich bin nämlich — aber erschrecken Sie nicht — Berlinerin!“

Ihr Glockenlachen erklang wie das eines Kindes.

Herbrand wurde ordentlich verlegen, und roth bis über die Ohren.

„Unmöglich!“ stotterte er. „Das heißt: wenn Sie es sagen —! Aber die Berlinerinnen — sind doch eigentlich ganz anders!“ So ungläubig er lächelte, seine Augen leuchteten doch, wie in intensivem Glücksgefühl.

„Unser Maiprinzeßchen ist trotzdem eine Berlinerin,“ mischte sich Malwida Nathusius ein. „Das heißt: was man so Eine nennt! Ihre Mutter war schon hier geboren, aber der Großvater war badischer Tischlergesell. Und der Vater — ja, der stammte allerdings von außerhalb, nämlich direkt von der dänischen Insel Füen.“

Herbrand wußte kaum, ob er hinhörte oder nicht. Es brauste ihm in den Ohren wie vor lauter thörichter Seligkeit.

„Und —?! . . . Und — ‚Maiprinzeßchen‘ nennen Sie Fräulein Maja?“ fragte er leise, mit einer Miene, als wolle er ein schweres diplomatisches Geheimniß ausforschen.

„Ich glaube, das fragten Sie vorhin schon,“ lächelte Malwida. „Gefällt Ihnen der Name? Nun, wir haben sie so genannt, weil ‚Maja‘ von ‚Mai‘ herkommen soll . . . Die Gelehrten sagen allerdings: Nein! . . . Und dann ist sie auch gerade am ersten Mai geboren. Vor wenig Wochen ist sie neunzehn Jahre alt geworden!“

Herbrand lachte so beglückt, bald vor sich hin, bald Maja an, als habe man ihm eine große Freudenbotschaft gebracht.

„Am ersten Mai? Das ist ja herrlich! Dann sollten

wir eigentlich —! Schade, daß der Geburtstag schon fast sechs Wochen vorüber ist!"

„Nun, auf mein Wohl können Sie trotzdem trinken!" sagte Maja und lächelte schalkhaft.

„Darf ich?" — Und Herbrand setzte ohne weiteres seinen Humpen an den Mund und leerte ihn auf einen Zug.

„Oh, oh, oh!" staunte Maja. „Was Sie aber trinken können! Das hätt' ich gar nicht gedacht!"

„Sie müssen auch trinken!" rief Herbrand muthwillig.

„Muß ich?"

„Ja, Sie müssen austrinken!"

„Und gar noch — austrinken?! Ja, dann müssen Sie aber wegqucken — sonst schäme ich mich."

Und wie er wegguckte, vertauschte sie eilends die beiden Gläser. Klatschte dann, hell auflachend, übermüthig in die Hände.

Herbrand drehte sich wieder um. Als er die vertauschten Gläser sah, durchzuckte es ihn wie wilde Freude. Gleich darauf aber ward er stutzig. Doch im Nu ging das vorüber, und hastig ergriff er Majas Glas, rief laut und stürmisch ‚Prost!' und, wie vorhin sein eigenes, goß er es auf einen Zug hinunter.

„Nein, nein!" rief Maja und suchte ihn am Aermel zurückzuhalten. „Sie dürfen nicht!" Und resignirt sah sie dem Schwinden des Weines zu: „Ohgott, er trinkt mir mein ganzes Glas aus! — Nein, was Sie für ein schrecklicher Mensch sind?!"

Herbrand stellte das Glas wieder auf den Tisch und sah Maja triumphirend und glücklich an.

„Nicht ein Tröpfchen hat er drin gelassen!" sagte Maja traurig. „Jetzt hab' ich garnichts mehr!"

„Siehstu, Maja, das kommt davon!" sagte Fräulein

van Beuren, gutmüthig spottend. „Wer wird auch gleich so vorlaut sein!“

Malwida aber sah zu Herbrand hinüber, was er von dem Vorfall wohl denke, und ob er nicht vielleicht ‚Maiprinzeßchen‘ wegen ihres Uebermuths — jetzt gering schätzen werde? In ihren lieben Zügen lag ein bittender Ausdruck, gleich als wolle sie sagen: ‚Sei ihr nicht bös, sie ist noch ein Kind!‘

Herbrand aber dachte garnicht an sowas.

Maja indes — wurde plötzlich skrupulös!

„Hu, war es unpassend, was ich gethan habe?“ wandte sie sich an Malwida.

„Schauderhaft war es!“ rief Herbrand fröhlich. „Ganz unglaublich! Frevelhaft! — Und zur Strafe —: Kellner, noch zwei Bowlenhumpen!! — Sehen Sie, so folgt die Rache der Unthat!“

Malwida Nathusius wollte Einhalt thun. Aber Herbrand war auf seinen Willen ganz versessen. Somit mußte der Kellner für ihn und für Fräulein Maja frischgefüllte Gläser bringen.

Uebrigens war Herbrand ein wenig warm geworden. Er hatte doch sehr rasch getrunken. Die Gläser waren zwar nicht mehr ganz voll gewesen. Aber immerhin —!

Er konnte sich nicht mehr enthalten, Maja mit feurigen, ja mit sterbensverliebten Augen anzusehen.

Das Mädchen merkte dies und schlug die Blicke nieder. Sie begann sich zu schämen.

Herbrand aber war's plötzlich, als fasse ihn Jemand unsichtbar beim Ohr, — als raune ihm Jemand lautlos zu: ‚Holla, Junge! Bist du verrückt geworden?!‘

Und ihm wurde auf einmal sehr sonderbar zu Muth, fast

kleinlaut. Schon wagte er kaum mehr, Maja anzublicken. Ja, er drehte ihr beinahe den Rücken zu und vernachlässigte sie sichtlich.

Das arme gute Fräulein Malwida sah's mit Schrecken. Sie dachte: ‚Jetzt hat er ihr Das mit den vertauschten Gläsern doch übelgenommen!' Und leise bog sie sich zu Herbrand hinüber und wisperte:

„Sie ist ja ein Kind ....“

Sofort fuhr Herbrand herum und starrte Maja an.

Diese hatte, so leise sie auch geflüstert waren, Malwidas Worte gehört. Sie runzelte leicht die Stirn und sagte darauf, fest und trocken:

„Nein, ein Kind bin ich nicht! Dafür hab ich zuviel schon durchgemacht!“

Ihr Gesicht nahm einen herben, fast finster-grübelnden Ausdruck an.

„Sie ist von früh auf eine Waise!“ wisperte Malwida Herbrand zu.

Als dieser aber, im Nu ergriffen, sich Maja mit Theilnahme zuwenden wollte, da kam diese ihm zuvor, und, indem sie mit Macht ihr Gesicht wieder aufhellte, stieß sie leise mit ihrem Glas an Herbrands Humpen:

„Prosit, Herr Doktor! Nicht wahr, das Leben ist, trotz alledem, schön?“

Begeistert nickte Herbrand ihr zu.

2.

Eine Stunde später saß Herbrand in der Bahn, Nordring, und fuhr hinaus nach dem Wedding.

Er hatte sich auf den Abend bei seinem Freunde Spiridion Krakuschek angesagt.

Ihm wirbelte der Kopf, theils von dem süßen Weine, theils von dem süßen Mädchen.

Oh du Narr! oh du Narr! murmelte er vor sich hin, und war doch glücklich, war ganz stolz, ein solcher Narr zu sein!

Und wie gemüthlich sich's jetzt in der Ringbahn fuhr! Vorbei sausten die Felder, Fabriken und Kanäle. Und dabei wurde man geschaukelt, so angenehm fast, wie ein Kind in der Wiege.

Rolldibolldibolldiboll! rolldibolldibolldiboll! knatterte und knutterte die Maschine, knutterten und knatterten die sämmtlichen Eisenbahnwagen.

Es klang zu komisch, dies ewige eintönige Rolldibolldibolldiboll — fast als sollte man dabei einschlafen!

Herbrand saß in seinem Fahrgelaß allein. Er lehnte den Kopf in die Ecke und schloß die Augen.

Sofort sah er Majas Gesicht vor sich. Es lachte ihn an, und ihre blauen Augen leuchteten wie ein See der Liebe.

Eine Zeit lang gab er sich ganz der Wonne dieser Vision hin. Dann aber rappelte er sich auf.

Nein, nein, nein! So durfte er das nicht über sich kommen lassen! Er durfte doch nicht gleich den Verstand verlieren!

Und wenn auch —! Es war so süß, ihn zu verlieren!

‚Herbrand, halt dein Herz fest!' sagte er dann wieder zu sich selber. „‚Du bist zu alt, um so zu spielen —'" .....
„‚Zu jung, um ohne Wunsch zu sein'" — antwortete es prompt aus einer anderen Gegend seines Inneren.

Jedenfalls — er warf rasch ein paar Kußhände in die Luft — war diese Maja Stern ein entzückendes Wesen!
... Aber vernünftig wollte er darum doch sein!

Im Grunde war's ja nicht mehr als ein niedliches Abenteuer! Ein recht niedliches kleines Abenteuer! — Aber sowas vergißt sich wieder!

Er bemühte sich zu denken, daß es in Berlin doch noch viele hübsche Mädchen gäbe, vielleicht sogar noch hübschere. Aber eigentlich konnte er's nicht glauben!

Er wollte mal welche Revue passiren lassen!

Also: Thea zum Beispiel!

Jaja, Thea .... Nun: prächtiger — glanzvoller — war die ja freilich! Aber — —

Rolldibolldibolldiboll, rolldibolldibolldiboll, knutterte und knatterte wieder die Maschine, knatterten und knutterten sämmtliche Wagen ...

Hm, mit Thea war's ... merkwürdig! Er war doch höllisch hinter ihr hergewesen! Und nun war ein Vierteljahr verstrichen, er hatte sie streng gemieden — und schon war's kaum Mehr als eine Episode, die einmal irgendwo in seinem Leben gespielt hatte.

Fast pries er sich wie ein Geretteter, — wie Einer, der einer schlimmen Gefahr glücklich entronnen ist. Er war doch

nahe daran gewesen, sich zu verkaufen! Zwar — wenn es sich um Thea allein gehandelt hätte — wer weiß?! Aber ihr Anhang, von dem sie sich nun und nimmer hätte lösen können — dieses geistlos-protzenhafte Berliner Großbürgerthum — nein, er hätte umkommen müssen, wenn er da hinein gerathen wäre! Da war er's sich doch schuldig gewesen, — treulos zu erscheinen!

Rolldibolldibolldib —

Und Lucie?!

Da zuckte sein Herz gleich anders auf! Das war ihm doch ungleich tiefer gegangen! Nein, diese Wunde war noch nicht völlig vernarbt. Er brauchte blos daran zu rühren, da brach sie wieder auf!

Und doch war Lucie nicht anders als ein irrer Spuk durch sein Leben gegangen! wie ein gaukelnder bannender drückender Traum! aber an den die Erinnerung immer noch schmerzte!

Wenn Maja ihn davon heilen könnte ...

Aber: Maja!!? Was wollte er mit ‚Maja'?! Mit dieser kindsblonden Unschuld mit den veilchenblauen Augen?!

Nein, er wollte —! Ach, was wollte er doch?!

Und aufs neue rumorte es in seinem Kopf. Und rolldiboll, rolldiboll machte die Maschine.

Aber halt! Da — da war doch —! wie hieß sie nur? — die norwegische Schauspielerin?! Die — e .. Die er damals im ‚Eisernen Drachen' getroffen hatte! bei den Chaotikern! Ah — ‚Hedda Eilissen' hieß sie! Ein geniales Weib!

Hedda Eilissen — davon war Herbrand in diesem Augenblick überzeugt — war das Weib, das ihm eigentlich vom Schicksal bestimmt gewesen war, und das eben dieses Schicksal

nur wie ein Blitzbild hatte vor ihm auftauchen lassen, um es dann auf ewig von ihm fortzunehmen!

Das Schicksal war ja nun einmal entschlossen, ihn zu hänseln! Und Er — war er nicht ganz der gute dumme Kerl, sich von dem unlauteren tückischen Schicksal, diesem feilen Weib, hänseln zu lassen?!

„Hedda Eilissen! Wahngeliebte! Hedda Eilissen! . . .“

3.

Spiridion saß in seiner Sofaecke und war ziemlich mürrisch. Kaum, daß er Herbrands Gruß erwidert hatte. Er paffte nur immer, aus einer kurzen Pfeife, qualmende Rauchwolken vor sich hin.

Es war ziemlich dunkel im Zimmer, grau-fahl. Drüben, an schmutzig-gelber Häuserwand, kroch die Abendsonne.

Herbrand saß auf einem Stuhl am Fenster und blickte hinaus. Er dachte jetzt wieder an Maja Stern. Gern hätte er von ihr erzählt. Aber er traute sich nicht recht. Das war noch zu neu, noch zu jung in ihm. Und wie leicht konnte Spiridion, dieser mitleidlose Spötter, durch irgend eine Bemerkung seine Empfindlichkeit verletzen.

Plötzlich fiel ihm — er begriff nicht, durch welcherlei Ideen-Verbindung — ein neues Bild von Sigurd Björn ein, das er vor wenigen Tagen gesehen, und das ihn gleich von Anfang an lebhaft beschäftigt hatte. Davon begann er jetzt zu sprechen.

„Drei Weiber sind darauf: die Eine nackt, die Andere pfauenhaft-gespreizt, die Dritte trauernd. Die stehen neben einander in einem Walde. Alle Drei sind durch ihre Haare gewissermaßen miteinander verwachsen, und von der Letzten, der Nackten, geht eine lichte Strähne aus und legt sich einem

kauernden Jüngling um den Hals. Der sitzt da, wie ganz in sich versunken, und starrt hinaus aufs dunkelblaue Meer. Er weiß wohl gar nichts von dem Haarstrick, der ihm um den Hals gewunden ist, und von dem mystischen Wald, der hinter ihm graut. Er blickt blos hinaus auf das kahnlose Meer, in stumpfem Sehnen. — Ist das nicht merkwürdig?"

„Das ist das gleiche Weib in dreifacher Gestalt, durch seine Nacktheit macht es den Jüngling zum Gefangenen — ich kenne das Bild," sagte Spiridion. Er leierte das verdrossen und eintönig vor sich hin.

Herbrand grübelte. „Meinst du, es sei dreimal dasselbe Weib? Könnte nicht auch — —"

Er brach ab, ohne zu vollenden. Es durchzuckte ihn Etwas .... ‚Eine trauernde Wittwe, eine gezierte Weltdame, und — eine Nackte?' ... Was bedeutete die Nackte?

Das Bild wirkte jetzt auf ihn wie ein Orakel.

Was bedeutet die Nackte? fragte er sich noch einmal.

Und warum vermag sie allein den Jüngling zu fesseln? Weil ihre Seele die Lüge der Kleider verschmäht? weil sie allein die ganze unverfälschte Natur ist? — Oh, es wäre herrlich, wenn auch ihm einmal im Weibe — die Natur sich offenbarte!

Man sagt ja, das Weib stehe der Natur näher als der Mann. Und doch geht das Weib viel mehr ‚in Kleidern' als der Mann!

Die meisten Weiber sind überhaupt blos ‚Kleid'! Kostümpuppen — so oder so drapirt, so oder so posirt! Da müßte eine ‚Nackte' freilich wie ein Wunder wirken, wie eine Offenbarung!

Der Gedanke regte ihn förmlich auf. — Sollte vielleicht — Maja?! Im Nu war er von ihrem Bilde wieder so er=

füllt, daß er nach irgend einem Vorwand suchte, von ihr zu sprechen. Es drückte ihm geradezu die Kehle ab.

Plötzlich lachte er auf — ein wenig gezwungen!

„Sonderbar! Mir fällt eben ein: ich war auch grade heut mit drei Damen zusammen —“

„Schrecklich!“ murrte Spiridion und spuckte ins Zimmer.

Herbrand schwieg.

— — —

Die Thür ging auf, leise kam Eustachia herein. Sie hatte das Kleid vorn aufgeknöpft und trug die zullende Mirjam an der nackten Brust.

Eustachia hatte von Herbrands Anwesenheit nichts gewußt und fuhr nun scheu zurück, als sie die Silhouette eines Fremden vor dem abendlich-matten Fenster erblickte. Spiridion jedoch befahl ihr, näher zu treten. Er wollte sein Töchterchen jetzt bei sich haben, und vor Herbrand brauchte sich Eustachia, zumal bei der herrschenden Dunkelheit, nicht zu schämen.

Etwas zaghaft setzte sich die junge Frau neben ihrem Herrn und Gebieter auf das breite alte Roßhaarsofa. Sie beugte sich herab auf ihr saugendes Kind. Wie ein Schatten saß sie da, zusammengekauert. Herbrand gewahrte vom Fenster aus, wie einen leisen Phosphorschein über ihrem Haupt, das dämmerige Glimmen der fuchsrothen Haare.

Ganz still war es im Zimmer. Man hörte nur das ruhige gleichmäßige Saugen des trinkenden Kindes. Ein wundersames thierisches Behagen drückte sich darin aus.

Spiridion hatte seine Pfeife für einige Augenblicke aus dem Munde gethan und beugte sich mit trägem Wohlwollen über sein Weib und über sein Kind. Er schien die Saugbewegungen aufmerksam zu verfolgen.

Herbrand sah hinaus in die Nacht, wo die Sterne aufgingen, und wo unten auf der Erde die Laternen flackerten. Doch zuweilen blickte er auch verstohlen auf die wie von schützenden Schleiern übersponnene Gruppe der Mutter, des Kindes und des Vaters.

Ihm ward dabei so wundersam wohlig-weh. Alte Instinkte erwachten in ihm, Erinnerungen und Wünsche ... und verbanden sich geheimnißvoll mit jung-keimenden Hoffnungen. ‚Welch ein Wunder: ein dir selber entsprossenes Leben neben dir zu sehen!‘ sprach er zu seinem Herzen. Und er fragte sich, ob er wohl dieses Wunder jemals erleben werde.

Spiridion hatte sich wieder zurückgesetzt und paffte aufs neue aus seiner Pfeife. Er schien jetzt in behaglicherer gnädigerer Laune zu sein.

Er fing langsam an, von einem Freunde zu sprechen, den er demnächst in Berlin erwarte, Zygmunt Barnowski aus Krakau. Sie hatten in Wien jahrelang zusammen gekämpft und gelitten, oft auch gehungert. Barnowski war ein äußerst begabter Elektrotechniker und war von der „Elektrischen Gesellschaft“ nach Berlin berufen worden. Damit winkte ihm ein sicherer Broderwerb und voraussichtlich eine glänzende Laufbahn. Aber das war für Barnowski blos Mittel zum Zweck. Ein Mensch wie Er wird sich doch nicht zum Handlanger einer Gesellschaft hergeben?! Barnowski verfolgte vielmehr bedeutende künstlerische Pläne, er war seiner ganzen Anlage nach ein genialer Architekt. Aus Glas und Eisen würde er ganze neue Städte aufbauen, in einem völlig neuen Stil und nach einem aesthetisch bis ins Feinste ausgearbeiteten Anlage-Plan. Barnowski sei zweifellos der Baumeister des zwanzigsten Jahrhunderts.

Dies alles trug Spiridion mit halber belegter Stimme vor, in einer Art von heiserem Flüstern, und hustete manchmal dazwischen, gleich als würge ihn etwas hinten im Halse. Seine Worte bekamen dadurch einen ganz besonderen Accent, als sei jede Art von Prahlerei völlig ausgeschlossen.

Trotzdem traute Herbrand den Worten des Böhmen keineswegs, hielt sie zum mindesten für starke Uebertreibung, oder mehr noch für eine Selbstberauschung an suggestiven Hyperbeln. Er hatte Spiridion im Lauf der Zeit sehr genau kennen gelernt, und obwohl er eine Art magischer Sympathie nach wie vor, fast widerwillig, verspürte, war er doch auch allmählich kritisch und mißtrauisch geworden. Ein quälendes Ahnen verfolgte ihn, daß ihr beiderseitiges Freundschaftsverhältniß nicht lange mehr Bestand haben würde.

Eustachia erhob sich jetzt, nickte stumm und ging mit der fest eingeschlafenen, leise schnarchenden Mirjam hinaus.

Spiridion stand gleichfalls auf, reckte sich und ging dann, schwerfällig wie ein alter Schiffsmann, nach einer Kommode und zündete schweigend eine Lampe an. Darauf stellte er die brennende Lampe auf den plumpen wackeligen Rundtisch vor das Sofa. Herbrand ließ am Fenster die Jalousie herunter. Beide setzten sich wieder.

Eine Zeitlang schwiegen sie.

Herbrand mochte nicht sprechen, weil er eine Fremdheit in sich spürte und sich im Grunde schon wieder fortsehnte.

Endlich sprach Spiridion.

Er erzählte von Heilmann Scharf, der wohl „der Genialste" von ihnen Allen sei. „Er war früher ein Tropf, wie er selbst eingesteht, — furchtbar ungeschickt, und schwer im Capiren. Aber seit Beginn dieses Jahres hat er einen gewaltigen Schuß

über sich hinausgethan. Du weißt, ich lernte ihn um Weihnachten herum kennen, und dann hat er sich gleich ganz und gar an mich angeschlossen. Er hat meine gesammte Weltanschauung acceptirt, und ich kenne die geheimsten seiner Gedanken und Pläne . . ."

Spiridion lächelte selbstgefällig und stieß eine ungeheure Rauchwolke von sich aus. Dann aber fuhr er leise fort:

„Jaja, Heilmann Scharf wird noch manch Einem Räthsel aufgeben, He, He, höchst merkwürdige Räthsel . . . Du erinnerst dich seiner Broschüre über den Flagellantismus. Schon damals entrollte er gewaltige Perspektiven, hier und da traf er bereits den chaotischen Ton. Die Pathogenesis des modernen Menschen wurde dort, zum ersten Mal nach mir, mit intuitiven Freskozügen entrollt. Nur war noch zuviel Buchgelehrsamkeit darin, zuviel objektiver Beweis . . . Aber jetzt —! Jetzt schafft Heilmann Scharf ein Werk, das seines Gleichen nicht hat in der Weltlitteratur!"

„Soso? Trotz Shakespeare und Homer?!" Herbrand lächelte ironisch.

Spiridion schwieg einige Sekunden, gleich als überlege er, ob er es überhaupt noch für der Mühe werth halten dürfe, Etwas zu sagen. Dann sah er Herbrand mit matt-schrägen Blicken an und erwiderte:

„Verzeih, ich hatte vergessen, daß du ja noch einmal deutscher Professor werden willst! Da mußt du natürlich deine Ansichten bei Zeiten drauf einrichten! Ebent! Du bist ja, glaub' ich, auch noch für Goethe? Willst du nicht vielleicht nächstens über — Spielhagen schreiben?" Spiridion sagte dies mit furchtbarem, gleichgültigem Ernst, ohne eine Miene auch nur zu einem Lächeln zu verziehen.

Herbrand, ohne den Tusch zu erwidern, machte eine ironische Verbeugung und sagte, höflich einladend:

„Aber bitte! du wolltest mir von Heilmann Scharf erzählen!“

„Wozu das? Es interessirt dich ja nicht!“

„Bitte, — es interessirt mich!“

Spiridion schraubte die Lampe etwas kleiner und brütete dann vor sich hin. Endlich begann er maulfaul zu reden:

„Es handelt sich um eine Art Höllen-Mysterium. Doch spielt die Geschichte zum Schein auf der Erde. ‚Die Päpste in Rom‘ betitelt sich das Werk. Es ist eine dramatische Trilogie. Mord, Incest, Satanismus, Blasphemie geben die entscheidenden Töne ab zu einem schaurigen Weltgemälde, das im Bilde der Renaissance die ganze Menschheit umfaßt, und im Bilde der Menschheit — die Ueberwelt!“

Er warf Herbrand einen forschenden Blick zu. Dieser verzog indes keine Miene. Spiridion fuhr fort:

„Geniale Fragmente stehen schon da ... Damit wird wohl endlich der lächerliche Irrwahn von der Größe dieses, He, He, deines Shakespeare zusammenknicken! — Was aber das Fundamentale ist: Heilmann Scharf setzt seine ganze Existenz an dieses Werk. Er hat Alles, was er besaß, all seine schönen erotischen Sammlungen, seine alterthümlichen Möbel, seine ganze auserlesene Bibliothek, und selbst seine Frau hat er verkauft — und wird jetzt Berlin verlassen! Etwa dreitausend Mark hat er in Händen. Damit geht er zunächst nach Rom, um einige vorbereitende Lokalstudien zu machen. Dann aber — wird er der ganzen civilisirten Welt den Rücken kehren, He, He!“

„Will er — unter die Kannibalen gehen?“

„He, He ... Hast du niemals von dem Maler Gau-

guin gehört, der nach Tahiti gefahren ist, um fern von aller Kultur eine neue lebenskräftige Kunst zu erschaffen? So gedenkt Heilmann Scharf nach der Insel Papua zu gehen, die er von seiner Matrosenzeit her kennt. — Es soll dort wunderbar still und einsam sein, He, He. Nur Menschenfresser und Paviane gibt es daselbst, und man nährt sich von der Milch der Kokosnüsse . . . Und dort in der Einsamkeit der Urwälder will Heilmann Scharf sein großes Werk zur Reife bringen. Seine Nerven brauchen diese völlige Weltabgeschiedenheit, zugleich mit dem geheimnißvollen Kitzel von Gefahr, diesen Hauch von Vorwelt und Urmenschheit! So allein kann er seiner Dichtung jene gigantischen Proportionen geben, nach denen sie gierig verlangt."

Herbrand sah ihn forschend an.

„Ueber Wen machst du dich nun eigentlich lustig — über mich oder über Heilmann Scharf?"

Indes Spiridion erwiderte:

„Du! ich spaße diesmal nicht — was ich sage, ist mein völliger Ernst! Scharf reist übermorgen nach Australien! Und ich bewundere ihn deshalb, ja ich liebe ihn, weil er der Einzige ist, der von uns Allen den Muth besitzt, mit der gesammten europäischen Kultur wirklich zu brechen und aus dem Primitiven Alles wieder neu zu schaffen. Bedenke nur: daß er außer jenen dreitausend Mark Nichts mehr besitzt! Aber grade diese völlige Besitzlosigkeit ist das Ideal. Jedes Möbelstück, das wir noch unser eigen nennen, ist blos eine Beinfessel für die freie Bewegung des Individuums. Hier hat Scharf die letzte und äußerste Consequenz gezogen. Er geht gleichsam als nackter Mensch in eine neue Welt. Er geht ins völlig Dunkle, ins schrankenlos Ungewisse. Wie gewaltig muß das seine Kräfte

steigern! Und vielleicht geht er in den Untergang — He, He, in den Untergang . . ."

Spiridion lächelte, ganz leise. Sein Gesicht gewann einen Ausdruck wie von einem Schakal, der Leichen wittert. In den still liegenden Augen glomm Etwas auf, ein flüchtiger Funke, wie von kranker Selbstbefriedigung in grausamer Lust: der lauernde Wahnsinn der Zerstörungswuth . . .

Herbrand fühlte ein Gruseln.

Wer war dieser Mensch, den er „genau zu kennen" sich rühmte? Zeigte er ihm nicht bei jeder Begegnung ein neues Gesicht? Wieso nannte er ihn seinen „Freund"? Konnte er nicht ebensogut sein grimmigster „Feind" sein? Einer der einen schleichenden unerklärlichen Haß lange bei sich nährte und schweigend auf den Moment lauerte, wo er dem ahnungslosen „Freunde" seine vergiftete Pfeilspitze hinterrücks in die Ferse bohren konnte?

Und in Herbrands Brust schwoll Etwas empor, als sehne er sich hinaus aus diesen labyrinthisch-dunkelen Zuständen, aus all dieser faulen stinkenden Interessantheit, hinaus in klarere Luft, in reinere Menschengegenden . . .

4.

Herbrand stieg die Treppe hinauf zu Malwida Nathusius. Es war mittag Zwölf Uhr.

Er war leicht und sommerlich gekleidet. Es sollte heut ein Ausflug unternommen werden, nach Schildhorn, durch den Grunewald. Und vorher gemüthliches Mittagessen, oben im Atelier.

Eine Woche war ungefähr vergangen seit jener Begegnung im Zoologischen Garten. Es war hübsch und reizvoll, mit diesen ‚angenehmen Damen' mal wiederzusammenzukommen. Bedächtigen Schrittes nahm Herbrand die Stufen. Unmerklich lächelte er dabei. Hatte er nicht für die Eine damals gleich ein wenig Feuer gefangen? Ja, so war er: ein abenteuerliches Gemüth — immer in Impulsen lebend, trotz Philosophie und Gelehrsamkeit.

Nun, die Impulse kamen und gingen. So leicht ließ er sie nicht wieder Herr über sich werden!

Jetzt stand er an der Thür und zog die Klingel: ein heller, vibrirender, gleichsam jungfräulicher Laut. Rascheln von Kleidern, leichte Schritte. Jemand kam und öffnete, — Maja!

Eine große blaue Küchenschürze umgethan, die Aermel aufgestreift, stand sie vor ihm, das Gesicht vom Kochen erhitzt, die blauen Augen licht und blitzend. Ueber ihre Züge flog

wieder jenes liebliche Lachen — nein, nicht: flog! sie waren darein gebadet! — jenes Lachen, das Herbrand schon kannte, und das wie mit einem Zauberschlage Stimmung und Erinnerung von Damals in ihm beschwor. Auch er lachte, trat eilig näher und reichte Maja die Hand.

„Sie müssen einstweilen mit mir allein vorliebnehmen," sagte Maja, und es klang sehr fröhlich. „Die Anderen sind fort. Besorgungen machen! Werden erst in einer halben Stunde zurück sein!"

Herbrand war damit garnicht so unzufrieden. Und Maja fuhr fort: Das Mädchen sei plötzlich krank geworden, und sie müßten jetzt Alles alleine machen. Der Herr Doktor werde daher entschuldigen müssen, wenn's mit dem Essen vielleicht nicht ganz pünktlich gehe. Aber das seien so Hausfrauensorgen. Malwida und Alexandra — Aber plötzlich fuhr sie herum: „Herrjeh, da läuft das Wasser schon über!" und sprang flink in die Küche.

Sie stand schon am Herd und rückte hurtig den Kessel ab. Die Flamme leckte empor und beleuchtete ihr Gesicht mit einem tanzenden rothen Schein. Nebenan brodelte das Wasser heftig im Kessel, und einige Tropfen, die vergossen waren, verdampften unter Gezisch.

Herbrand stand in der Thür, die gleich seitlich vom Flur sich befand, stand da und sah, wie Maja mit rüstigen Armen hantirte, wie all ihre Bewegungen gewandt und sicher waren. Er lächelte still und wohlgefällig.

„Sie dürfen mich so genau nicht betrachten," plauderte Maja. „Ich sehe aus wie eine Küchenmagd. Aber das ist nun mal nicht anders. Beim Kochen kann man keinen Staat machen! Wissen Sie: ich gehe furchtbar gern so! Springe auch

wohl mal die Treppe so runter und hole rasch was ein. Dann halten mich die Leute meist für ein Dienstmädchen. Zu diebischen Spaß macht sowas! — Aber hören Sie: Sie stehen so unthätig da! Das ist hier nicht erlaubt! Die Malwida hat gesagt: Wer heute mitessen will, der muß auch mitkochen! Und dann hat sie noch gesagt: Wer von den Herren zuerst kommt, der muß mit Hand anlegen. Und da Sie nun als Erster gekommen sind —"

„So soll ich wohl gleich als Küchenlehrling bei Ihnen eintreten?" scherzte Herbrand.

Statt aller Antwort erscholl wieder Majas frohes Gelächter. Herbrand glaubte, niemals aus Menschenmund etwas Wohltönenderes vernommen zu haben.

Sie kramte jetzt irgendwo herum. Und siehda! — sie holte eine mächtige karrirte Küchenschürze hervor, schüttelte sie klatschend aus und hob sie schelmisch empor.

„Die soll ich anziehen?" fragte Herbrand mit komischem Schreck. „Geht's nicht ohne Uniform?"

„Sie würden sich Ihren ganzen schönen Anzug verderben," rief Maja lebhaft. „Und den Rock müssen Sie überdies noch ablegen! Sehen Sie, die Schürze hat Schulterbänder. Ich werde Sie jetzt als Koch kostümiren!"

Herbrand hatte sein Jackett abgeworfen, und Maja band ihm, ohne viele Umstände, mit großer Behendigkeit die Schürze um. Es durchrieselte ihn, als er die frischen Mädchenhände so flott an sich hantiren fühlte, und als sich der duftende junge Körper so nah und emsig um ihn bewegte und bog. Und immer dazu die Stimme mit diesem entzückenden Wohlklang, melodisch wie Gesang!

„Wundervoll sehen Sie aus!" jauchzte Maja. „Geschwind,

Sie müssen vor den Spiegel treten! Hier, im Hausflur! Sie müssen Sich doch als Küchenchef bewundern!"

Der Spiegel hing an ziemlich dunkler Stelle. Aus den Schatten, die in der Tiefe lagen, kam Herbrand die eigene Gestalt in matter Beleuchtung entgegen. Aber hinter ihm, in einem hellen Lichtspalt, der von der Thür aus hinüberfiel, lachte mit schalkhaften Augen der liebe Engelskopf Majas. Es war Herbrand zu Muth, als müsse er sich umdrehen und das schöne Mädchen ohne weiteres küssen. So völlig natürlich kam ihm das vor, als ob weiter garnichts dabei sei. Seinen ganzen Körper durchzitterte es. Doch er bezwang sich.

„Aber nun an die Arbeit!" rief Maja und war schon wieder in der Küche. „Warten Sie, ich muß Ihnen eine Aufgabe stellen! Ja aber, was soll ich —? Hm, Sie können —! Ja, Sie können Erdbeeren abrupfen! Das ist was ganz Passendes für Herren!"

„Meine Examensarbeit in der höheren Küchenkunst!" lachte Herbrand.

Geschwind hatte Maja eine irdene Schüssel mit Erdbeeren herbeigeholt, rückte einen größeren und einen kleineren Teller heran und wies Herbrand an, wie er es zu machen habe.

„So, Herr Doktor, und nun zeigen Sie, was Sie können!"

Damit ging sie wieder an die eigene Arbeit, schüttelte bald Kartoffeln, quirlte dann in einem Kuchenteig herum, guckte nach dem Kalbsbraten in der Bratenröhre oder lief nach der Wasserleitung und ließ hurtig Wasser in ein Gefäß.

Währenddem plauderten sie vergnügt über Dies und Das, harmlos wie die Kinder, und fühlten sich Beide so recht von Herzen wohl. Trotzdem gab aber Herbrand sehr gewissenhaft darauf acht, daß er nur ja die Erdbeeren ordnungsgemäß ab-

rupfte, und daß nicht zuviel rosiges Fleisch an den dunklen Stielen blieb. Nur einmal gestattete er sich eine kleine Ausnahme — als er eine ganz besonders schöne Erdbeere hatte, und es ihm leidthat, wenn die von Jemand anders gegessen werden sollte als von seiner holden Lehrmeisterin. So winkte er Maja geheimnißvoll herbei und steckte ihr dann die große saftige Frucht zwischen die willig sich öffnenden Lippen.

Dann thaten sie, als ob Nichts geschehen wäre, und waren wieder fleißig an der Arbeit.

— — —

Nach einiger Zeit wurden Stimmen laut — von außen fuhr ein Schlüssel in das Schlüsselloch der Flurthür — die Thür ging auf — Malwida und Alexandra kamen nach Haus. Und gleich hinter ihnen stiefelte, in seelenvergnügter Laune, Prosche hinein!

„Nein, Herr Doktor, Sehen Sie nur!" rief Alexandra. „Sollte man sowas für möglich halten?"

Prosche lachte laut auf. „Der neue Herakles am Spinnrocken! Ja, unsere Privatdocenten sind gelehrige Leute!"

Fräulein Malwida freilich fand, Herbrand habe recht gethan, man müsse ihm dankbar sein, daß er so brav geholfen habe.

Herbrand aber — war roth geworden. Er fing plötzlich an, sich zu schämen. Ihm war, als habe man ihn auf einer ganz besonderen Heimlichkeit ertappt. Aber um sich nicht noch mehr zu verrathen, blieb er tapfer bei der Arbeit und rupfte seine Erdbeeren bis zu Ende ab. Nur verstohlen blinzelte er dabei dann und wann zu Maja hinüber. Diese aber erwiderte jedesmal seinen Blick mit einem vollen leuchtenden Augenaufschlag.

Nachdem die Damen im Atelier abgelegt hatten, übernahm

Malwida das Regiment. Gleich darauf wurde Herbrand fertig und band sich, etwas hastig, die Küchenschürze ab. Doch zuvor mußte Maja einige Stecknadeln entfernen.

Darauf ging Herbrand zu Proscke ins Atelier hinüber und vertiefte sich, nachdem er einige Hänseleien gelassen hingenommen hatte, angelegentlich in ein wissenschaftliches Gespräch. Proscke hatte sich neuerdings viel mit Hypnotisiren beschäftigt und machte interessante Mittheilungen über Suggestion. Draußen klirrte und klapperte es unterdes, und ein lieblicher Bratengeruch verbreitete sich immer mehr. Majas Lachen erscholl zuweilen und von Malwida ein schüchternes Schelten — ganz merkwürdig anheimelnd kam das alles herüber.

Dann — nach einer Stunde ungefähr — ging plötzlich die Ateliertür auf — Alexandra kam herein mit einem mächtigen Tablett — und fing an, den Tisch zu decken. Aus einem alten Bauernschrein, der mit gedrechselten Säulen und eingelegten Platten höchst würdevoll an der Wand stand, holte sie nach und nach allerhand originelle Teller und kostbare Kelchgläser hervor, die heute, zu Ehren des Tages, benutzt werden sollten.

Doch nach diesem appetiterregenden Signal dauerte es immer noch eine kleine halbe Stunde, bis endlich die Thür zum zweiten Mal aufging, und nun Maja hereinkam, immer noch im Küchenhabit, und eine dampfende Suppenschüssel hereintrug, die sie mit einem „Gesegnete Mahlzeit!“ auf den Tisch stellte. Malwida kam und brachte zwei Flaschen Mosel, und Alexandra stellte noch rasch ein besonderes zinnernes Salzfaß vor Proscke hin, da Dieser sich alle Speisen doppelt zu salzen pflegte.

Die Löffel klirrten in den Tellern — die Mahlzeit hatte ihren Anfang genommen.

Alles war kräftig und herzhaft gekocht und mundete vortrefflich.

Die gute Laune war vorzüglich — wie der Wein!

Malwidas Bilder, an den Wänden und auf den Staffeleien blickten von oben herab sehr vornehm zu, in gedämpften Farben leuchtend.

Durch das hohe Atelierfenster blickte schräg die Sonne.

— — — — —

Es war nicht mehr weit von vier Uhr, als endlich die Damen mit ihren Toiletten fertig waren und zum Ausgang bereit im Zimmer standen.

Sie trugen alle Drei phantastische Florentinerhüte mit nickenden buntschillernden Seidenblumen und wogendem Tüll, sehr bizarr, und immer wieder neu im Kniff und Arrangement. Dazu einfache Sommerkleider, die tadellos fielen: Malwida eines in Rosa, Alexandra ein licht-blaues, Maja eines in leuchtendem Roth. An der Brust trugen sie Blumen, Maja einen Bund weißer Nelken.

Und nun wurde aufgebrochen.

Unter Lachen und Schwatzen ging es die Treppe hinab.

Herbrand lächelte, als er daran dachte, wie er sich beim Hinaufkommen so nüchtern-ehrbar auf die „angenehmen Damen" gefreut hatte.

Hei, war er jetzt in anderer Stimmung!

5.

Ein zarter Wind spielte über die im Sonnenglanz ruhende Havel. Millionen winziger Wellen kräuselten die weite Fläche und huschten als neckische Goldblitze, auftauchend und wieder verschwindend, über den mattblanken, graublauen Spiegel.

Am Ufer knatterten an hohen Flaggenstangen festliche Fahnen. Helle Weiden mit raschelnden Blättern, von Sonne durchsilbert, standen untermischt mit dunklen, breit ausladenden Kastanien und spendeten milde Schatten.

An einfachen Holztischen saßen fröhliche Menschen, nicht viele, doch Alle wie von einem eigenen Glücksrausch überrieselt, leicht athmend und stark.

Es war aber auch ein Tag — so schön, als hätten ihn die Götter eigens geschaffen, die lieben Menschenkinder zu erfreuen!

Malwida und ihre Gesellschaft saßen dicht am Ufer, tranken Kaffee und waren guter Dinge. Prosche erzählte allerhand Schnurren, lustig-buntes Zeug durcheinander, wie's grade kam. Doch dämpfte er sein sonst so polterndes Organ, gleich als läge über ihm eine dumpfbewußte Ehrfürchtigkeit, die ihn zwänge, die Weihe der goldenen Stunde nicht rauh zu unterbrechen. Die Anderen waren dankbar und still. Maja schwärmte.

Ihr Blick schweifte über die seeartig gedehnte Havel, hin-

aus aus der stillen tannenumsäumten Bucht, bis ins glitzernde Weite, wo die spitzen Segel lockten. Unfern schwammen weiße Schwäne ruhig hin und her. An den Ufern bog sich das Schilf, von der Sonne überglastet, im Windhauch schwankend.

So friedvoll Alles, so bewegt!

Herbrand saß hinter Maja und folgte ihren Blicken. Er hörte sie leise athmen. Er glaubte ihr innerstes Fühlen mit seinen vibrirenden Nerven zu verstehen, gleichsam aufzusaugen. Und er fühlte sich Herr über dieses Fühlen, gleich als lenke er es an einem unsichtbaren starken Zauberfädchen.

Plötzlich drehte sich Maja um und schien ihn anzusehen. Doch ihr Blick hatte etwas Trunkenes, gleichsam Weltentrücktes. Sie sah ihn auch weniger an, als daß sie ihn fühlte. Ihr Gesicht war starr und vergeistigt, und dennoch lieblich.

Proscke bemerkte es und sah scharf zu Maja hinüber. Ein Gedanke durchzuckte ihn.

„Fräulein Maja,“ sagte er lässig, „Sie müßten ein vortreffliches Medium abgeben!“

Maja machte eine leise, doch hastige Bewegung, gleich als erwache sie jäh aus einem süßen Schlummer.

„Was sagen Sie da?“ fragte sie, wie verstört.

Proscke war jetzt ganz Mediziner. „Ich möchte Sie mal hypnotisiren,“ sagte er mit einem kühlen, etwas cynischen Lächeln.

Alle erhoben lebhaften Widerspruch. Maja aber, jetzt ganz wieder die alte, erklärte ruhig und bestimmt, Proscke könne das gar nicht. Dieser nahm das als eine Herausforderung auf und behauptete, das könne er gleich konstatiren. Er setzte sich vor Maja hin und hieß sie, ihn anzusehen. Diese that ihm lächelnd den Willen. Proscke blickte sie heftig an, seine Augen

sprühten gleichsam Flammen. Maja saß völlig gelassen. Nach einer Weile sagte sie: „Sehen Sie, Sie können es nicht, ich spüre nicht die mindeste Einwirkung.“ Proscke, ärgerlich, erklärte, er sei leider ein wenig erregt, sonst wisse er ganz genau, daß Maja hypnotisirbar sei.

„Vielleicht blos für Dich nicht!“ spottete Herbrand. „Gestatten Sie, Fräulein Maja, daß ich Sie auch einmal ansehe?“

Maja willigte sofort ein.

Und Herbrand blickte ihr ruhig ins Auge, sanft und innig. Ganz allmählich verstärkte er den Blick. Langsam drang sein Auge in das ihrige ein und hielt es gleichzeitig von außen wie umklammert. Niemals hatte Herbrand hypnotische Versuche gemacht, aber jetzt wußte er instinktiv, was er zu thun hatte. Da sah er den Glanz in Majas Auge schwinden —

Sofort hielt er inne.

„Es ist wohl genug,“ sagte er leise.

Maja kam zu sich.

„Ja, Sie,“ flüsterte sie, und mit unbeschreiblicher Demuth sah sie zu Herbrand hinüber, „Sie, glaub' ich, . . . könnten mich . . . hypnotisiren . . .“

— — —

Malwida Nathusius war froh, daß dieses Thema fallen gelassen wurde. Sie beeilte sich, von etwas Anderem zu sprechen.

So erzählte sie vom Rhein, und wie sehr sie sich freue, dieses Jahr früher als sonst dorthinzukommen. Die beiden Pflegekinder gingen mit. Maja reise schon in wenigen Tagen.

Fast erschrocken fuhr Herbrand herum.

„Sie wollen uns verlassen?“ fragte er Maja.

Diese, ein wenig bleich geworden, antwortete zage, sie werde wohl schon übermorgen reisen. Zu Malwidas Mutter,

der alten Frau Nathusius in Nieder-Dollendorf am Siebengebirge. Gegenüber, in Bonn, wohne eine Gesanglehrerin, die ihr sehr empfohlen sei. Bei Der wolle sie einige Monate lang Unterricht nehmen. Sie freue sich sehr, denn sie habe den Rhein nie gesehen.

„Soso," sagte Herbrand, eine aufsteigende Nervosität mühsam bezwingend. „Dann werden Sie wohl lange fortbleiben?"

„Bis Mitte November, glaub' ich," antwortete Maja. „Nichtwahr, Malwida?"

„Ich denke," erwiderte diese. „Vorher ist ja in Berlin kaum Etwas zu holen. Und gerade der Herbst ist am Rhein das Schönste. Den wollen wir also gründlich genießen. Außerdem werden Alexandra und ich fleißig malen."

Herbrand vernahm Alles, hörte aber nur halb hin. Eine fatale Stimmung kam in ihm hoch. Durch die eben empfangene Nachricht schien ihm die Schönheit dieses Tages zerstört zu werden. Was war es nur, das ihn so stark auf einmal bewegte? Oh, oh, er wußte es! Jetzt wußte er es ganz genau. Er hatte schon wieder in Illusionen dagesessen. Hatte wohl gar — er mochte das Wort nicht aussprechen! Aber er hatte gethan, was er nicht sollte! — Hatte er denn noch nicht genug Erfahrungen gesammelt in den letzten zwei Jahren? Er mußte wissen, wußte auch, daß er den raschen Empfindungen seines Herzens nicht nachgeben dürfe. Auch dann nicht, wenn sie so süß waren wie jetzt. Dann sogar am allerwenigsten! Nun gut, das Schicksal hatte ihm einen Wink gegeben, und er mußte dem Schicksal dankbar sein. Indem es vor seinen Augen ein Glück, das er unbewußt schon halb umklammert hielt, jählings entführte, deutete es ihm an, daß dieses Glück nicht für ihn

sei. Es stieß ihn rauh wieder in seine Sphäre zurück. Er hatte kurz und selig geträumt. Der Traum war zerronnen.

Herbrand saß da mit einem harten bleich-erstarrten Gesicht, in dessen Augen ein fast wilder Asketismus loderte.

Maja, die Blicke umflort, athmete schwer und bedrängt. Und doch begriff sie nicht, weshalb Herbrand so jäh sich veränderte. Sie kam ja wieder, — im November!

Malwida blickte zu den Beiden hinüber und lächelte schmerzlich. Sie ahnte etwas und fühlte in ihrer guten Seele ein weiches Mitleid. Aber wie sollte sie helfen? Und — durfte sie helfen??

— — —

Aber Prosche war nicht gewillt, sich den schönen Nachmittag verderben zu lassen. Rasch verständigte er sich mit Alexandra van Beuren durch einen Blick.

... Hinterm Uferstacket lag, dicht zusammengedrängt, eine Reihe von Kähnen. In einem saß ein Bursch und schöpfte mittels einer Kelle Wasser, das er klatschend hinausgoß.

Längere Zeit schon war dieses Geräusch des eintönig klatschenden Wassers zu vernehmen. Jetzt blickte Prosche hin, und sein Plan stand fest.

„Meine Herrschaften," sagte er, „der Abend ist noch lang, und jedenfalls wollen wir doch nicht immer hier sitzen bleiben. Ich mache also den Vorschlag, wir wollen etwas kahnfahren. Sehen Sie drüben den brandrothen Thurm und das weiße Haus? Dort ist Pichelswerder. Da wollen wir hin, es gibt dort ein gutes Abendessen!"

„Aber das ist ja so schrecklich weit," sagte Maja. Sie war ein wenig furchtsam und verspürte vor dem „großen Wasser" eine unbestimmte Scheu.

Proscke lächelte. „Wir können ja zunächst, ‚zum Angewöhnen‘, drüben nach der Landzunge fahren! Dort steht das Monument zu Ehren der wunderbaren Lebensrettung Jaczo des Wendenfürsten. Das können wir uns ansehen! Ich verspreche Ihnen einen hohen aesthetischen Genuß.“

Damit deutete er auf einen schmalen Streifen Landes, der, von dunklen Tannen bewachsen, weit in das Wasser vorsprang und so die Bucht bildete, an der sie saßen. Ziegelroth leuchtete der Erdboden zwischen braunrothen Baumstämmen.

Alle willigten ein, Herbrand durch stummes Kopfnicken. Er fühlte sich gewiß zu der Kahnfahrt nicht aufgelegt. Aber er machte mit, um kein Spielverderber zu sein. Ueberdies war ihm Alles egal.

Man stieg in einen Kahn. Der Schifferbursch ruderte. Maja saß neben Alexandra, und bei jeder Schwankung klammerte sie sich an diese an.

Dann betraten sie die Halbinsel. Oben stand zwischen Kiefern ein wunderliches Monstrum von Monument: an einem Obelisk lauter disharmonisch vorragende Zacken, oben als Krönung ein Kreuz, an einem der Zacken ein aufgehängter Schild.

„Das ist der Schild Jaczo des Wendenfürsten,“ erklärte Proscke. Und er erzählte die altersgraue Mär, wie dieser Barbarenhäuptling, nachdem er, vor Feinden fliehend, die Havel durchschwommen hatte, zum Christenthum übergetreten sei und, des zum Zeichen, seinen Schild hier aufgehangen habe.

Alexandra, die Einzige, die Prosckes ziemlich umständlicher Erzählung zugehört hatte, erklärte trotzalledem das Monument für „schauderhaft“. Herbrand und Maja waren beide in Gedanken und schauten verstimmt zu Boden, jedes für sich allein, und doch einander fühlend, durch geheimnißvollen Rapport.

Malwida stand auf der äußersten Landzunge und blickte aufs Wasser hinaus.

„Möven!“ schrie sie plötzlich. „Seht, eine ganze Menge!“

Eine Schaar weißer Möven kreiste in der glitzernden Luft über dem dunklen Wasserspiegel, der von hier aus tief-stahlblau erschien. Plötzlich ließen die Möven sich insgesammt nieder und schwammen umher. Erhoben sich dann wieder und flatterten hell über der dunklen Fläche.

Dann kam auch noch ein kleiner Dampfer und warf mit breitspuriger Wichtigkeit weiße Gischtwellen auf, indem er aus niederem Schlot schwarze Rauchwolken dazu ausstieß.

Alle blickten hin und waren still. Es war so schön, blos zu schauen, und an Nichts zu denken, — zu vergessen!

Maja stand neben Herbrand und athmete leis.

Plötzlich — ein schriller Schrei, der wie ein Säbelhieb die Luft durchschnitt!

Maja schrak zusammen und griff unwillkürlich nach Herbrands Aermel.

„Ein Raubvogel!“ flüsterte Herbrand und deutete in die Luft über dem Wasser.

Die schwarze Silhouette eines großen Vogels bewegte sich hin und her, senkte sich, berührte flüchtig den Wasserspiegel und schoß wieder empor. Silbern schimmerte ein Fischlein in seinem Schnabel.

Maja empörte sich. Sie hatte Mitleid mit dem armen Fischlein.

„Die Natur ist grausam,“ murmelte Herbrand leise.

Maja starrte ihn an, wie entsetzt.

„Was sagen Sie da? Nein, das kann ich nicht glauben! Die Natur grausam? Oh, dann wäre Alles zu Ende!“ . . .

Und nach einer kurzen Pause, mit fester Stimme: „Nein, die Natur ist gut! Mir — ist sie noch stets gut gewesen. Sie hat mir noch immer geholfen! — Der Natur — vertraue ich unbedingt."

Majas weiche mädchenhafte Züge nahmen in diesem Moment einen festen und starken Ausdruck von Energie an. Etwas wie Glaubensfanatismus lag darauf.

Herbrand beobachtete sie von der Seite und sah dann weg. Ihn rührte diese Glaubensfähigkeit . . . In ihm war sie längst zerstört.

— — Dann saßen sie wieder im Kahn und trieben über die Wellen.

Plötzlich fing Maja leise an zu singen. Dann aber hob sich die Stimme zu lerchenhellen Tönen.

Ganz einfache Volkslieder sang sie: „Am Brunnen vor dem Thore" und „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus". Dann schlug sie in der Stimmung plötzlich um und sang das Schumannsche Mignonlied: „So laßt mich scheinen, bis ich werde" — krankhaft-sehnsüchtige, ekstatisch-transcendentale Laute . . .

Die Stimme schwebte wie ein Vogel über dem Wasser, — wie eine einsame versprengte Möwe . . .

Ein rührend-kindlicher, klagender und doch vertrauensvoller Ton lag darin. Jeder Laut perlte als sei er von Krystall — als sei er ein zitternder schimmernder Thautropfen — eine kleine Welt, in der der ganze Himmel sich spiegelt.

Herbrand lauschte wie gebannt. Die Welt sank vor ihm nieder und stand wieder auf.

Auch die Anderen lauschten. Es herrschte ein feierliches Stillschweigen.

Als Maja aufhörte, drückte ihr Alexandra ergriffen die Hand. Und Malwida schloß sie in die Arme und küßte sie.

Kurz darauf stiegen sie ans Ufer. Herbrand reichte Maja die Hand — die Hand zitterte. Trotzdem geleitete er sie sicher aus dem Kahn. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Er war tief-traurig.

— — —

Zwei Stunden später traten sie den Heimweg an.

Alle in eigenthümlich gedämpfter Stimmung.

Die Sonne stand am Sinken. Der Weg ging durch den Wald, eine breite Eichenallee hinab, in der Richtung nach Westend.

Kremser begegneten ihnen mit fröhlichen, singenden, brüllenden Menschen. Geputzte Mädchen, die heimlich geküßt wurden. Dicke Mütter, die ein Auge zudrückten. Väter, die eo ipso blind waren. Und Musikanten, die bliesen, schrill und falsch, aber wohlmeinend. Oben an den Wagenrändern schwankende halbverwelkte Guirlanden.

Dann mancherlei Fußgängervolk, schwerfällig dahintrabend.

Vorübersausende Fahrräder . . . Schrilles Schellen, blitzende Laternen.

Langsam ging die Sonne unter.

Der Mond stieg auf.

Proscke trieb zur Eile an. Er hatte sich noch ins Café Monopol verabredet und wollte den Zug nicht versäumen.

Die Damen gingen Arm in Arm, Alexandra, als Größte, in der Mitte. Sie schritten tüchtig aus.

Endlich verlor sich der Wald, und die Villenstadt Westend begann. Links abbiegend schritten sie durch eine Allee, an lauschigen Landhäusern und schwer duftenden Gärten vorbei. Der Mond lief durch die Bäume mit.

Die Fünf beschleunigten ihre Schritte immer mehr. Sie sprachen fast kein Wort. Ein oder der Andere lachte nur zuweilen, kurz und jäh und freudlos, auf.

Vor und hinter ihnen waren viele Menschen, die gleichfalls große Eile hatten.

Endlich der Bahnhof. Er leuchtete durch die Nacht mit vielen Laternen. Rasch stiegen sie die Treppe hinab und saßen bald darauf, schrecklich zusammengepfercht, in einem Fahrgelaß zweiter Klasse. Die Herren mußten stehen, da der Zug überfüllt war.

Bedächtig rasselten die Wagen. Alle fünf Minuten war eine Station. Stechender Lichtschein fiel dann durchs Fenster. Lärm, Gedränge, Gepolter, Geschimpf.

Endlich Bahnhof Friedrichstraße. Proscke stürzte sogleich von dannen, fast ohne Abschied zu nehmen.

Herbrand brachte die Damen die paar hundert Schritte bis zu ihrer Wohnung. An der Hausthür verabschiedete er sich, gemessen und förmlich.

„Glückliche Reise!" sagte er zu Maja.

„Auf Wiedersehen, im November!" klang es zurück.

Dann fiel die Hausthür ins Schloß.

„Juni, Juli, August, September, Oktober!" zählte Herbrand vor sich hin. „Fünf Monate!" Und, mit einem stumpfen Seufzer der Resignation: „Bis dahin ist die Schildhorn-Parthie — vergessen! . . ."

6.

Proscke und Herbrand, Malwida und Alexandra saßen im Zoologischen Garten und schlürften mit bedächtigen Bewegungen ihren Kaffee.

Es war sehr heiß. Die Julisonne drückte.

Des Lebens ganzes Tempo ging schlaffer.

Man hatte sich vor dem Abschied nochmal sehen wollen, ein bischen gemüthlich beisammensitzen. Alexandra und Malwida wollten morgen reisen. Maja war schon seit vier Wochen fort.

Schwerfällig und träge kroch die Unterhaltung, in müden gedämpften Lauten, über allerhand Nichtigkeiten.

Schläfrig klang Musik herüber. Man spielte ein blitzdummes Potpourri.

Auf den Stühlen und Bänken saßen Menschen umher — und gähnten.

Nur Wenige gingen auf und ab. Fast Alle scheuten, sich dem Sonnenbrand auszusetzen. Die „Läster-Allee" lag in grellen Gluthen.

Gutmüthiger wurde man nicht dabei, eher boshafter. Man konnte auch sitzend „lästern"!

Die Thiere hörte man kaum. Sie schienen alle zu schlafen.

Nur dann und wann ein dumpfes Schnauben, ein stöhnendes Knurren.

Der Himmel hing wie schweres Blei.

Und auf den Blättern der Bäume lag dicker Staub.

— — —

Proscke war am lebendigsten. Er hatte ein Blatt Papier aus der Tasche gezogen und blickte lachend darauf nieder. Verse standen darauf, recht stachlige. Die gedachte er jetzt vorzulesen.

Sie gingen auf „Ritter Ewald". Ueber Den hielt jetzt alle Welt sich auf, seit seine angebetete Cordelia Engelhart sich mit dem dicken Major, dem Grafen Schulgen-Bettendorff verlobt hatte. Man behauptete, Ritter Ewald habe in Folge dessen einen Selbstmordversuch gemacht. Aber Niemand nahm die Geschichte tragisch. Ritter Ewald sollte unter bezeichnenden Nebenumständen „gerettet" worden sein. Und voll Teufelei erinnerte man sich jenes Maskenfestes, wo ein gewisser Pierrot neben seiner Pierrette so siegesbewußt lächelnd einhergeschritten und dann plötzlich spurlos und traurig verschwunden war. Dies hatte Anlaß gegeben, ihn in dem damaligen Mode-Ton des ‚Pierrot Lunaire' satirisch vorzunehmen.

Proscke las, und schmunzelte vor Behagen:

„Müde plätschern träge Tropfen,
Gurgelnd schlucken graue Wasser —
Da wächst in Pierrots Busen
Ein gewaltiger Entschluß.

„Fahre hin, du schnödes Leben!"
Plumps! — Die Ringelkreise zittern,
Müde plätschern träge Tropfen,
Gurgelnd schlucken graue Wasser.

Doch! Welch Weißes bläht sich blaffend,
Schwillend wie ein Schneeball-Pudding?
Hinterwärts — taucht auf Pierrot —
Blickt verdrießlich-staunend um sich —
Müde plätschern träge Tropfen . . ."

„Gott, der Aermste!" sagte mitleidig Fräulein Alexandra. „Wie kann man sich nur über einen Menschen so grausam lustig machen?"

Herbrand, der, ohne eine Miene zu verziehen, den Ellbogen aufs Knie, das Kinn in die Hand gestützt, zugehört hatte, fragte trocken:

„Wer ist der Verfasser?"

„Das ist ein Geheimniß," erwiderte Proscke. „Aber ich — bin's nicht!"

„Ihnen," sagte Alexandra weich, „würde ich auch sowas garnicht zutrauen."

„Nun," meinte Herbrand, „wer soll's sein? Vielleicht Simonson?!"

„Ich weiß von Nichts," antwortete Proscke — lächelte aber.

Jetzt begann Malwida:

„Die Verse sind allerdings schlimm. Aber mir scheint, Herr Zur Linden läßt's sich nicht anfechten. Erst gestern sah ich ihn auf seinem Rad, äußerst chic. Er grüßte sehr liebenswürdig, und zwei bellende Hunde sprangen an den Seiten zu ihm empor."

„Das sind Flips und Flaps, die beiden Foxterriers," versetzte Proscke lachend. „Damit hat seine theure Wanduschka ihn über den Verlust Cordeliens getröstet, natürlich auf seine Kosten! Aber Wanduschka — hatte die „Idee'!"

Jetzt wollten die beiden Damen natürlich wissen, wer

Wanduschka wäre. Aber die beiden Herren schwiegen wie die Kirchhofmauern.

— — —

Man lästerte weiter.

Prosche zog jetzt über Spiridion her. Den fing er nachgerade zu hassen an. Der Moment konnte nicht mehr ferne sein, wo die Feindschaft zwischen ihnen in offenem Eclat ausbrechen mußte.

Spiridion war kürzlich mit einem „Werk" hervorgetreten, mit der romanartigen Rhapsodie oder dem rhapsodischen Roman „Höllenfahrt". Prosche behauptete, darin habe er nun endlich sich selber entlarvt: nämlich als einen ganz unklaren Kopf voll von Größenwahn und satanistischer Pose. Doch sei er darum keineswegs ungefährlich. In ihm stecke ein anarchistischer Wühler, voll von verbrecherischen Instinkten.

Herbrand sah Prosche fragend an. Er wußte nicht recht, worauf Der wohl anspiele. Prosche aber erzählte die Geschichte mit Heilmann Scharf.

„Den hat er ganz einfach verrückt gemacht. Er hat täglich seiner Geniesucht geschmeichelt und ihn dadurch langsam aus Berlin hinausbugsirt: als ob die wahren Weltgenies nur auf wilden Insel existiren könnten! Um Scharf thut's mir leid. Das war ein Kerl, der ‚Zuck' in sich hatte. Aber was kann's helfen? Die dreitausend Mark werden bald alle sein! Und wo dann Scharf stecken mag, ob in Australien oder Hinterindien, das mögen die Götter wissen! Ist ja auch wurscht, ob er hier oder dort krepirt! Wenn Spiridion nur seinen gefährlichsten Konkurrenten glücklich losgeworden ist!"

Herbrand widersprach. Er glaubte nicht an solch planvolle Tücke bei Spiridion. Gewiß war die Geschichte mit

Heilmann Scharf nicht ganz sauber — die Ueberzeugung hatte auch er gewonnen! Aber daß dabei Spiridion in dem Grade die Fäden in Händen gehabt hatte, wie er bei seiner maaßlosen Eitelkeit sich vielleicht selber den Anschein gab, das war nicht anzunehmen, — das bestand vielleicht nur in Spiridions eigener verdorbener Phantasie. Es steckte doch noch mehr traurige Lächerlichkeit als grundsätzliche Schlechtigkeit in ihm. Er war, trotz aller aufgetragener Diabolik und Raffinirtheit, im Grunde — höchst naiv!

„Dafür ist das Luder zu gescheit!" murrte Proscke vor sich hin.

„Der Schlaueste der Schlauen," erwiderte Herbrand, „ist eben in vieler Beziehung auch der Dümmste der Dummen. So blitzartig er manchmal die Menschen durchschaut, so jammervoll-albern sind oft seine Illusionen. Er belügt sich selbst nach Opportunität, stellt sich blind, macht sich Flausen vor — und ist dann mehr als jeder Andere davon umstrickt, ist völlig kritiklos. Dies ist was ich seine ‚Naivetät' nenne. Daneben hat er natürlich ein Gefühl von dieser profunden inneren Verlogenheit und Zerrüttung — er leidet unsäglich darunter. Es ist Verzweiflung, wenn er der Welt die Teufelsfaust entgegenstreckt. Es ist Verzweiflung, wenn er sich in all diese Rausch-Ekstasen stürzt. Ihm graut vor dem Wachwerden, und vor der tiefen Oedigkeit seines Inneren. Er fürchtet die Nüchternheit, als einen ganz besonderen, höchst persönlichen Feind. Sie könnte ihm vielleicht die Wahrheit sagen, die schreckliche Wahrheit über ihn selbst. Und weil er so in lauter dumpfigen Verhehltheiten lebt, fühlt er sich nie recht wohl in seiner Haut und hat diesen quälenden Ekel vor sich selbst!"

„Sie entwerfen da ein schreckliches Gemälde," sagte Fräulein Malwida und lehnte sich blaß zurück.

Alexandra van Beuren aber schüttelte traurig den Kopf. Daß es solche Menschen gab! Pfui, oh pfui!

Herbrand hatte eine Weile grübelnd dagesessen. Dann sog er langsam an seiner frischbestellten Eislimonade, und, indem er die Augen gleichsam bohrend auf die Tischplatte heftete, fuhr er mit leiser vibrirender Stimme fort:

„Dieser Mensch, mit seinen grandiosen Gaben, die ihn wirklich zu einem ‚Genie' machen könnten, verkommt in dem Schmutz, den er in und um sich aufhäuft. Und dann weiß er sich nicht anders zu helfen als mit einem schrillen Thorengelächter oder mit zerstörerischen Wuthausbrüchen. Warum, glaubt ihr, will er die Welt zertrümmern? Weil er sie nicht zu beherrschen vermag! Und warum, glaubt ihr, zeigt er der Welt diese grenzenlose Verachtung? Weil er heimlich sich selbst verachtet! So ruht alles bei ihm auf innerlicher tiefer Heuchelei. Er — die Welt verachten? Alle zehn Finger streckt er nach ihr aus! Er hat eine öde Gier nach all ihren Genüssen! Und er läßt sich blenden — Er, der ‚souveräne Mensch'! — von jeder Welt-Narrheit, die eine Außenseite hat, mag sie im Uebrigen auch noch so sehr stinken!"

Proscke hatte sehr aufmerksam zugehört. Jetzt nickte er zustimmend mit dem Kopf.

Es sei etwas Richtiges daran, daß Spiridion in Manchem blos ein Narr sei. Er habe es sogar gelegentlich bis zum Kleidernarren à la Ritter Ewald gebracht . . . „Begegnet er mir neulich in der Potsdamerstraße, wie 'n Stutzer herausstaffirt, mit lauter feinen Sachen an, die er sich irgendwo zusammengeborgt hat. Cylinder, Monokel, Glacé und so weiter! Blos von seinem vielgeliebten ‚Stöckerl', so schäbig es ist, hatte er sich nicht zu trennen vermocht: damit kitzelte er sich ver-

gnüglich die Waden ... Blitz! denk ich, wie er da so kommt! ist das der Großmeister der Berliner Bohème — dieses Ringstraßen-Gigerl?! Er aber, der richtige Incroyable, setzt, wie er mich sieht, eine blasirt-souveräne Miene auf, grüßt kühl und vornehm, und stelzt fröhlich weiter ... Na, denke ich, du willst wohl zur Fürstin Gallitzin?! ... 's wird aber wohl blos Frau Bergljot Meyfelder gewesen sein, seine unentwegte Egeria, bei der er sich, wie weiland Nicolai bei den so sinnvoll angebrachten Blutegeln, — Inspiration holt!"

Mit lautem Geprust lachte Prosche los, als er diese Geschichte auserzählt hatte, er fand sie selber unglaublich köstlich. Sein Lachen klang so dröhnend, daß an verschiedenen Nebentischen die Leute neugierig wurden, und hie und da ein Verschlafener in seiner Meditation gestört, erschrocken herüberblinzelte.

Die beiden Damen fühlten sich ein wenig genirt, und Fräulein Alexandra richtete an Prosche die höfliche Bitte, auf ihre Anwesenheit ein klein wenig mehr Rücksicht zu nehmen.

Prosche verbeugte sich höflich.

— — —

Es wurde immer schwüler und drückender.

Im Westen flimmerte es weiß. Es sah ganz nach einem Gewitter aus. Farben und Lichter bekamen etwas Elektrisches.

Die Musik spielte den Mikado-Walzer. Alexandra summte dazu mit und wiegte leise den Kopf hin und her. Es war, als ob sie innerlich tanze.

Dann brach sie plötzlich ab und sagte: „Wie kann man nur heut an Tanzen denken?!"

„Sprich nicht von Tanzen!" sagte Malwida Nathusius. „Mir ist das für alle Zeit verleidet, seit die arme Betty Vages

sich damals auf dem dummen Polterabend ihre schwere Krankheit geholt hat!"

Achja, Betty Vages! Prosche und Herbrand sahen einander traurig an. Das arme Mädchen hatte am Morgen nach jenem Engelhart'schen Maskenball einen Blutsturz bekommen und siechte seitdem dahin.

„Ob ihr Zustand hoffnungslos ist?" fragte Herbrand leise.

Prosche zuckte die Achseln.

„Seit drei Wochen ist sie in Hohen-Honnef, in der Anstalt für Lungenleidende. Da ist ja manch Einer geheilt worden — oder sagen wir: es ist ihm geholfen worden! Bei Betty indes —! Es ist nicht zeitig genug achtgegeben worden. Das Mädel hustete schon immer, und es geschah nichts Rechtes! Den Polterabend sollte sie nun durchaus noch mitmachen! Nun ja, so hat sie sich wohl den Tod da geholt!"

„Um Gottes Willen!" stöhnte Malwida. „Bitte, sagen Sie das nicht! — Wenn ich bedenke: ganz in der Nähe ist jetzt unsere Maja, das starke gesunde Mädchen —"

„Richtig! Wie geht's Fräulein Maja?" fragte Prosche, froh, von dem Phthisiker-Thema abkommen zu können.

Oh, der ging's gut! Die lebte sich am Rhein vortrefflich ein. Ihre Briefe natürlich klangen stets etwas sehnsüchtig . . .

Herbrand starrte stumm zu Boden. Er that, als höre er das alles nicht. Was ging ihn auch Fräulein Maja schließlich an? Er hatte vier Wochen Zeit gehabt, sich den Fall in Ruhe zu überlegen. Und er hatte sich in seinem Vorsatz nur bestärken können, sich in keinerlei „Geschichten" mehr einzulassen.

Gewiß, Maja war ein liebes Mädchen, ein sehr liebes! Aber für ihn war es gescheiter, nicht daran zu denken! Er hatte jenen „Schicksalswink" erhalten, und nach dem wollte er

sich richten ... Wieder zurück ins Chaos! Was blieb ihm schließlich Andres übrig?

Malwida schien übrigens Absichten zu verfolgen. Sie wurde nicht müde, Maja zu preisen.

„Für ihr Leben gern würde unser Maiprinzeßchen jetzt mit hier am Tisch sitzen. Sie ist nicht blos ein liebes goldiges Ding, es steckt auch ein furchtbarer Eifer in ihr, aus sich was zu machen! Sie horcht stets mit ihrem ganzen inneren Menschen, ob man irgendwas sagt, was ihr nützen kann. In ihrem ganzen bisherigen Leben hat sich noch nie ein Mensch so recht mit Liebe und Einsicht ihrer angenommen. Sie ist ja noch wie so 'n unbeschriebenes Blatt! Und darum ist sie so dankbar, daß sie jetzt bei mir ganz in Pension sein kann, und daß ich ihr als hier und da 'ne kleine Anleitung gebe. Denn das Mädel will herauf! Ja, das spürt man an Allem, wie sehr die herauf will!"

„Dann muß sie also 'nen Baron heirathen!" sagte Herbrand, sich selbst den ärgsten Geißelhieb gebend.

Malwida, wie ihr das in solchen Fällen zu passiren pflegte, saß völlig fassungslos da und blickte gleichsam hilfeflehend auf Alexandra.

„Das glaubt der Herr Doktor ja selber nicht!" bemerkte Diese mit vollkommener Ruhe und Beherrschung.

Herbrand biß sich auf die Lippen. Seine Bemerkung that ihm schon leid. Aber um Gotteswillen wollte er sich Nichts anmerken lassen!

Alexandra, um abzulenken, erkundigte sich bei Proscke, ob er den Wunsch der Eltern Vages nachzugeben gedenke, Betty einmal in Hohen-Honnef zu besuchen, um sein Urtheil über ihren Zustand abzugeben.

„Das Vertrauen der alten Leute ist für mich ja sehr ehrenvoll," sagte Proscke. „Doch werde ich da gewiß weder bessern noch rathen können, nicht mehr als die behandelnden Aerzte. Indes, zur Beruhigung thut man ja gern Etwas! Auch ist's ja nicht grade eine Strafe, an den Rhein reisen zu müssen. Somit ist's nicht unmöglich —"

„Ach, das wäre herrlich!" sagte Malwida. „Dann kommen Sie natürlich auch zu uns und bleiben ein paar Tage! — Und wie steht's mit Ihnen, Herbrand? Kommen Sie nicht auch mal wieder an den Rhein? in ihre alte Heimath?!"

Aha! dachte Herbrand. Die ‚goldene Brücke'! . . .

„Es thut mir leid," erwiderte er kühl. „Aber ich habe über meine Sommerreise bereits disponirt. Ich gehe nach Kopenhagen und Dänemark."

Malwida sah ihn mit einem sonderbaren, enttäuschten und ein wenig mißtrauischen Blick an.

„Ach, mit Ihnen ist heut mal wieder nicht zu reden!" sagte sie dann. „Sie haben heute Ihren üblen Tag. Aber vielleicht ändern Sie Ihr Vorhaben noch. Für den Fall wissen Sie, daß Sie jederzeit bei uns willkommen sind."

Herbrand erwiderte Nichts, und machte nur eine ausweichende Bewegung mit der Hand. Schweigen entstand.

Da donnerte es, noch leise, doch nicht mehr ganz fern. Der Himmel hatte sich langsam bewölkt. Einzelne schwere Tropfen fielen.

Um die Tische herum, die Stühle entlang, erhob sich eine Unruhe. Prüfende Blicke gingen nach oben. Kleider wurden zusammengerafft.

Die Kellner liefen gehetzt hin und her, da die Gäste alle auf einmal bezahlen wollten.

Die Musik setzte mit besonderer Macht ein und spielte den Radetzky-Marsch.

Aber überall schlürften Schritte, schrieen Stimmen.

Ueber dem Grunewald blitzte es.

Da brachen auch Malwida und Alexandra, Proscke und Herbrand auf und fuhren, höchst stimmungslos, nach Hause.

7.

„Ins Chaos zurück!“

Wie eine Dämonstimme raunte Das in Herbrand. Er fühlte eine Spannung in sich, die er betäuben oder — zerreißen mußte. Und da flüsterte Etwas in ihm, Etwas schob und zog, und wie im Taumel gab er nach. Aber es war keine Freudigkeit, keine Glaubenszuversicht dabei. Es war Herbrand zu Muth, als ob er etwas Helles, Lichtes in sich erwürgt habe, oder doch: zu erwürgen trachtete. Und die Unruhe, statt zu weichen, wuchs.

Jetzt war er wieder bei den „Chaotikern“!

Es war eine schwüle dumpfe Nacht.

Spiridion war schon bei seiner Ankunft ziemlich betrunken. Frau Bergljot, die ohne Gatten ihn begleitete, war nervös.

Proscke strich brummend umher.

Björn sah bleich und verfallen aus wie ein Hungergespenst.

Dazu hatte Linden gerade heute seine Hunde mitgebracht, Flips und Flaps, die beiden Foxterriers. Mit einer Leine an einen Tischpfosten gebunden, fielen sie allgemein lästig. Zuweilen bissen sie sich und fingen an zu bellen und zu heulen.

Die Thür nach dem schmalen Hausflur hat man geöffnet, um etwas mehr Luft zu bekommen. Dadurch war die ge-

wohnte Abgeschlossenheit geopfert worden. Zuweilen spähten aus den vorderen Gastzimmern neugierige Gesichter herüber.

Auch sonst sah Herbrand manch' fremde Menschen um sich, während bekannte fehlten, vor allem Heilmann Scharf.

Dafür war Spiridions Freund Barnowski da, ein sehr korrekt auftretender Pole, mit einem lebemännischen, doch bedeutenden, eigenthümlich verschwiegenen Gesicht.

Vor allem aber erwartete man einen berühmten Gast, die große Schriftstellerin und Dramatikerin Kathi Hubermayr.

Die war aus München per Rad herübergekommen und wollte in wenigen Tagen nach Riga weiter, wo sie die Direktion des Stadttheaters übernehmen sollte.

„Ob sie in Buchsen kommt?“ fragte Proscke wegwerfend. Aber Ritter Ewald, der sie eingeladen hatte — er war der offizielle ‚Bärenführer der Berühmtheit‘ — versicherte beruhigend, daß die Hubermayr schwerlich im Sportkostüm, vielmehr in Gesellschaftstoilette erscheinen werde, da sie heute Abend einer Sommerpremiere im Lessing-Theater beiwohne. Von dort komme sie gleich nach dem „Eisernen Drachen“. Er habe Romanus Engelhart „beauftragt“, sie zu eskortiren.

Uebrigens hätte Herbrand seinen Freund Ritter Ewald „auf ein Haar“ beinah nicht wiedererkannt! Denn wo waren dessen Paderewski-Locken geblieben? Mit kahlgeschorenem Haupt mimte Der plötzlich durchs Leben! Er sah gar nicht mehr aus, wie „Deutschlands großer Lyriker“.

„Man glaubt den um Patroklos trauernden Achill vor sich zu sehen,“ sagte Herbrand zu Simonson, der grade neben ihm stand. Dieser spitzte pfiffig die Lippen.

„Es ist ein ganz eigenartiger Patroklos, um den er trauert.

Kein Todter — ein Lebender! Sie verstehen schon: ein gewisser dicker Graf und Major!"

„Sie meinen er habe um des Verlustes Cordeliens willens —?"

„Die Pracht seiner Locken geopfert," ergänzte Simonson. „Das ist echter tragischer Schmerz."

„Simonsönchen, Simonsönchen," sagte Herbrand und drohte ihm mit dem Finger. „Sie sind ein kleines Satanchen! Ich habe auch Ihr Pierrot-Pamphlet neulich gelesen . . ."

„Mein —? . . . Ach, das mit der Wasserleiche! — Aber das sollte ja geheim bleiben! Nur nicht weitersagen, bitte!"

„Ich werde mich hüten!" lachte Herbrand. Aber trotz des Lachens fühlte er sich krank und verdrossen, litt unter einer nagenden Ungemüthlichkeit. Um sich davon abzulenken, drehte er sich um und fragte, wo denn die Hubermayr eigentlich bleibe?

„Da kommt sie grade," wisperte Simonson — und eine massige Person, etwa vierzig Jahre alt, betrat, von Romanus Engelhart wie von einem dienstthuenden Kammerherrn geleitet, das Chaotiker-Stübchen.

Mit einem Feldherrnblick musterte sie durch die Gläser ihres von keiner Schnur gehaltenen schwarzgeränderten Kneifers die Anwesenden und nickte dann kühl und herablassend. Mit Frau Meyfelder, als der einzig anwesenden Dame, tauschte sie einen fixirenden Blick aus. Er hatte von beiden Seiten etwas zugleich Neugieriges und Verächtliches.

Ewald Zur Linden war herbeigesprungen, um Kathi Hubermayr beim Ablegen des Hutes behülflich zu sein. Diese fuhr sich jetzt mit einer leichten Bewegung der Hand über das kurzgeschnittene nur knapp gekräuselte Haar. Sie war schwarz

gekleidet, trug Herrenhemd und -Kragen und eine schwarze Kravatte. Drei goldene Knöpfe funkelten auf dem gestärkten blendend-weißen Plastron.

Jetzt stellte Ewald Zur Linden vor.

„Frau Hubermayr-Thordén. — Herr Dr. Krakuschek, Herr Dr. Proscke, Herr Dr. Horst . . .“ und so weiter.

Im Nu war die Hubermayr im eifrigsten Gespräch. Sie begrüßte Sigurd Björn als einen alten Bekannten, saß dann zwischen Spiridion und Ritter Ewald und war unaufhörlich am Sprechen. Sie fing an mit Schimpfereien über Berlin, das sie ein „schwindlerhaftes Parvenu-Nest“ nannte. Dann aber war sie sehr schnell bei allen möglichen Weltgegenden und sprach, als langjährige Reise-Berichterstatterin des „Pesther Lloyd“, mit anschaulicher Sachkenntnis vom Mississipi und vom Uralgebirge, vom Suezkanal und von den norwegischen Fjords. Spiridion, der sich einstweilen noch zurückhielt, betrachtete sie dabei, wie etwa ein zoologischer Gelehrter eine neue Straußenart betrachten mag.

„Was war das für ein Doppelname, den Linden nannte?“ fragte Herbrand seinen Mentor Sigbert Simonson. „Ist die Hubermayr denn verheirathet?“

„Sie war es. Aber seit zehn Jahren schon ist sie Wittwe. Ihr Mann war der finnische Landschafter Wallo Thordén, ein feiner sensibler Mensch, der sich aber ganz von ihr unterkriegen ließ, und der dann auch an der Auszehrung starb. Seitdem ist Frau Kathi Vorkämpferin des ‚Sexual-Liberalismus‘. Sie kennen doch ihr Drama, ‚Die Gekreuzigte‘? Darin soll sie Motive aus ihrer eigenen Ehezeit verwendet haben, aber natürlich so, daß die Frau anfangs als die Unterdrückte erscheint, bis sie sich dann durch einen kühnen Akt des Sexual-Liberalis-

mus aus den ‚unwürdigen Fesseln' befreit. Es soll nicht sehr angenehm sein, mit ihr in nähere Beziehungen zu kommen. Unser Freund Björn ist seitdem ein gebrochener Mann. Ein ungarischer Journalist hat sich ihrethalben im Duell erschießen lassen müssen. Ein französischer Vicomte, der an ihr eines Tages das Gleiche verübte, was sie an ihm dutzendfach verübt hatte: eine Treulosigkeit — soll von ihr, drüben in Amerika, derart windelweich verprügelt worden sein, daß er noch heutigen Tages an Krücken geht!"

„Ahbah, das ist Schwindel!"

„Möglich. Indes — man erzählt's sich .... Wodurch sie sich für die Männer so gesucht hat machen können, ist mir übrigens unerfindlich, da sie doch kaum über große Reize verfügt. Indes, sie ist eine Zeit lang sehr in Mode gewesen — sowie etwa ein nervöses Rennpferd, das alle Reiter abschmeißt, bei den Sportsleuten in Mode kommen kann ... Einstweilen ambitionirt Ritter Ewald, von ihr verhauen zu werden."

Herbrand wandte sich ab. Er fand das alles recht widerlich. Auch die witzelnde Manier Simonsons verstimmte ihn. Er ging zu Sigurd Björn, der von der Hubermayr nicht die mindeste Notiz nahm, und sprach mit diesem über moderne Malerei, über ‚visionären Impressionismus'. Es war ein stockend und leise geführtes Gespräch.

Unterdes war auch Prosche zur Hubermayr gestoßen und geriet mit dieser hart aneinander, in einem Disput über Björnson und den ‚gefallenen Mann'. Kathi Hubermayr verlangte vom Mann „die gleiche sittliche Reinheit wie vom Weibe" — worauf Prosche ziemlich schnöde bemerkte, daß man die Forderung ebensogut umkehren könne.

Um die Peinlichkeit dieser Antwort zu verwischen, erhoben jetzt Verschiedene ein großes Geschrei und sprachen gleichzeitig von allem Möglichen durcheinander. Dies gab das Signal, daß nun auch die Hunde wieder zu winseln und zu bellen anfingen. Ein allgemeiner Tumult drohte auszubrechen, und die Situation wurde bedenklich faul.

Ritter Ewald sprang auf und prügelte auf seine Hunde los. Diese bellten um so lauter.

Frau Meyfelder, die vorhin Proscke in ostentativer Weise zugetrunken hatte, forderte mit lauter und spitzer Stimme, daß „die Hünde" herausgebracht würden, und warf alsdann der Hubermayr, die natürlich an Allem schuld war, einen herausfordernden Blick zu.

Die Hubermayr erklärte, man solle die Hunde in Ruhe lassen. Die wollten auch mal „a Freid'" haben!

Darüber regte sich Frau Meyfelder maaßlos auf, zitterte gleich an allen Gliedmaßen, und erklärte: entweder sie oder die Hünde — man habe zu wählen!

Daraufhin wurden „die Hünde" von Romanus Engelhart hinausgeführt. Er wollte versuchen, sie irgendwo auf dem Hofe „passend" unterzubringen.

Die Hubermayr zog einen Tabaksbeutel aus der Tasche und begann sich Cigarretten zu drehen. Sie hatte eine sehr verächtliche Miene aufgesetzt und murmelte etwas von norddeutscher Prüderie und von preußischer Pedanterie — wodurch sich Frau Bergljot Meyfelder natürlich sehr wenig getroffen fühlte.

Indes die Hubermayr ging weiter. Sie legte jetzt wieder über Berlin los und sprach diesem jeglichen Großstadtcharakter ab. Auf allen Gebieten hinke es hinter der europäischen Entwickelung in beschämendster Weise nach. Dabei sei es erfüllt

von knäbischer Großmannssucht, und entwickele jetzt gar auch litterarische Prätensionen. Aber darüber lache man nur im übrigen Europa.

„Ja, und wir lachen über Europa!" polterte Proscke heraus.

„Nein, Proscke," sagte Spiridion, leise und feierlich — er sah jetzt seinen Moment wieder gekommen. „Nein, wir lachen nicht über Europa. Denn — wir sind Europa! Frau Thordén weiß das noch nicht. Sie glaubt, Europa läge da draußen, wo die Leute sich amüsiren und sich gegenseitig die Hälse abschneiden. Wir aber sagen: Hier oder nirgends ist Europa! Und wir dürfen das sagen. Denn wir sind hier die geistreichsten Menschen der Welt . . ."

Alle lachten, und Viele klatschten leise in die Hände. Die Hubermayr aber schien durch die unverfrorene Sicherheit, mit der Spiridion sprach, vollständig aus dem Text gebracht. Sie hob blos ihre Nase und fing dann an, qualmend ihre Cigarrette zu rauchen.

Spiridion, der sein Fuchsgesicht aufgesetzt hatte, fuhr fort, in hänselndem Tone zu sprechen. Irgendwo müßten „die geistreichsten Menschen der Welt" doch zu finden sein. Da sie aber in allen anderen Städten fehlten, so säßen sie eben in Berlin. Er ging jetzt die Hauptstädte Europas der Reihe nach durch und hing jeder eine schlau ersonnene Bosheit an. In München sei man natürlich mit allem Geist längst „fertig", da man ihn als unschuldiges „Kindl" im Bier ersäuft habe — wie man anderswo junge Katzen ersäufe. In Wien komme man sich ungeheuer europäisch vor, wenn man im Kaffeehaus, bei einer Virginia sitzend, sich mit wichtiger Miene — Schauspielerskandälchen erzähle. In Paris aber bejammere man längst

im Stillen den eigenen Bankrott; den armen Französlein fiele leider gar nichts mehr ein; sie wären froh, wenn sie auch nur den zehnten Theil von Dem hätten, was wir hier in die Gosse schmeißen. Und so ging es weiter: die Engländer fressen blos Roastbeef, die Russen saufen blos Wuttki, „die vom Grand Café in Kristiania“ sind dumme Bauernjungen und benebeln sich an Pjoltr. Eine einzige Stadt blos nahm Spiridion von seinem allgemeinen Verdammungsurtheil aus: Prag! Dort sei man ebenso geistreich als in Berlin. Oft stoße man dort in obskuren Cabinen auf ein erstaunliches Genie. Man habe in Prag verblüffend viel Feuer, Temperament, Intuition und visionäre Prophetie — natürlich blos bei den Böhmen, die Deutschen seien dort nicht klüger als anderswo, an Berlin gemessen, sogar dümmer.

Eine Unruhe machte sich im Zimmer bemerkbar. Man hatte sich über Spiridions Rede anfangs amüsirt. Aber schon ziemlich bald hatte der kritische Simonson erklärt, daß „Spirit heute schwach“ sei, und Mehrere hatten leise zugestimmt. Bei Spiridions letzter Bemerkung wurde man bereits verdrießlich, und Proscke begann vernehmlich durch die Nase zu schnauben — ein Anzeichen bei ihm, daß er sich in Aerger hineinbrachte und auf den Moment lauerte, wo er „losplatzen“ könnte.

Spiridion, welcher fühlte, daß ihm die Stimmung der Zuhörer entglitt, bereitete einen Coup vor, mit dem er schließen wollte. Somit erklärte er: Eines habe Berlin vor Prag noch voraus. Man sei hier so geistreich und — ahne es nicht einmal! Denn man sei hier gleicherzeit „naiv“. Man könne hier von der fernen Liebsten träumen wie ein unschuldiger Hirtenknabe. (Seine Augen spielten zu Herbrand hinüber.) Oh, die Deutschen seien ein wunderliches Volk, und er liebe sie

ganz ungeheuer. „Sie sind so tief und feierlich! und dabei so gute Menschen! Wirklich, ich habe noch stets gesagt: die lieben Deutschen sind doch herzensgute Trampelthiere!“

„Dacht' ich's doch!“ bollerte Proscke los. „Endlich mußte doch die — Perfidie kommen!“

„Nein, Proscke, ich liebe —,“ suchte Spiridion rasch zu begütigen.

„Wir danken für deine Liebe!“ schrie Proscke. „Dein Haß ist für uns viel ehrenvoller! — Und den haben wir ja!“

„Ich frage alle Anwesenden —,“ versuchte ‚Spirit‘ aufs neue. Und schon wollte die Hubermayr, der offenbar die Lippen brannten, zu seinen Gunsten einspringen, da schlug Proscke mit der Faust dröhnend auf den Tisch. Er vermochte sich nicht mehr zu halten.

„Ueberhaupt bin ich's satt!“ stieß er schroff hervor, „euren ganzen Litteratur-Stall, und den Tschechen-Rummel erst recht! Legt euch doch Alle vor dem ‚Behm‘ auf den Bauch! Er wird euch schon gebührend den Nacken kitzeln! Den Scharf hat er glücklich um die Ecke gebracht — —“

„He, He! He, He!“ wieherte Spiridion los. „Jedermann weiß, wie sehr ich Heilmann Scharf geliebt habe — wie ich ihn bewundert habe —“

Proscke, dessen erster Polter-Zorn jetzt wich, stellte sich mit seiner breitschultrigen Riesengestalt spreizbeinig hin und sah in dieser Positur mitleidig höhnisch auf Spiridion herab — der richtige germanische Kraft-Athlet!

„Bewundere ihn nur ruhig!“ rief er schallend hinüber. „Deine ‚Bewunderung‘ ist ja deine — Bezahlung! Du hast ihn mit deinen Faseleien ruinirt, und zum Dank dafür bewunderst du ihn! So seid ihr ja quitt! Saubere Wirthschaft!“

„Wieso — ruinirt?“ Spiridion sprach wieder heiser und leise. „Wenn Scharf zu Grunde geht, so geht er zu Grunde — an seinem Genie! Ihr Alle kennt beim genialen Menschen diesen unheilvollen Trieb zur Selbstzerstörung —“

„Kommst du wieder mit deinen Phrasen?“ Proscke trat dicht vor ihn hin, und seine Augen fuhren ihm, unter den buschigen Brauen her, wie Dolche in den Leib. „Als ob nicht auch Das zum ‚Genie‘ gehörte — die Kraft, sich durchzusetzen! Aber Die verstehst du freilich ganz ausgezeichnet zu verlästern — bei all deinen Concurrenten! In unfruchtbaren Protesten sollen sie ihre Kraft zerreiben, damit Du — freie Bahn hast! Weißt du, was du bist? Der Lockspitzel der Modernen! Und weißt du, woran du leidest? An der ‚Sataniasis epileptica‘ — am krankhaften Teufelswahn!“ . . .

Mit rauh-dröhnendem Gelächter trat Proscke wieder zurück. Schon hatte er seinen Hut gefaßt und stand in der offenen Thür.

Spiridion, gleich als halte er eine direkte Antwort für unter seiner Würde, wandte sich jetzt wieder an die Umstehenden.

„Habt ihr gehört, wie er dem Kompromiß das Wort redet? — Hübsch ducken soll man sich, vor der Philisterschaft! Sich — ‚durchsetzen‘, He, He! Das ist ‚Genie‘! Proscke sagt's, He, He, der gewaltige Proscke, Mitarbeiter der ‚Tante Voß‘!“

Proscke, der sich bereits zum Gehen gewandt hatte, drehte sich noch einmal um.

„Ich weiß genau, wer ich bin,“ sagte er, mit ruhigerer Stimme als bisher. „Ein bescheidenes Talent, das redlich haushalten muß, das dann aber auch was leistet! Nebenbei noch — ein anständiger Kerl! gewiß was höchst Unmodernes!

Für Euch aber" — seine Stimme bekam jetzt wieder einen fast drohenden Klang — „bin ich von jetzt ab blos noch . . . der Arzt! Wenn ihr was von mir wollt, kommt in meine Sprechstunde! Für Euren Genie-Dreck — dank' ich!"

Mit großen dröhnenden Schritten ging er davon.

„Proscke!" schrie Spiridion hinter ihm her. „Gründ' einen Bonzenverein: für christlich-germanische Klotzigkeit!"

Niemand lachte.

— — — — — — — — — — — — — —

Herbrand saß an dem kleinen Seitentisch, wo er vor länger als einem halben Jahr mit Hedda Eilissen gesessen hatte, stützte den Kopf in die Hand und blickte trübsinnig vor sich hin.

Das also war das ‚Chaos'? Chaos — wohl! Aber keines, das fruchtbar zu werden vermochte! Keines, das einen ‚tanzenden Stern' noch gebären konnte!! . . .

Ein Mann trat an den Tisch, schob bescheiden einen Stuhl zurecht und setzte sich neben Herbrand.

Er saß eine Zeitlang schweigend, dann fing er langsam, mit halber Stimme, an zu sprechen.

„All diese Menschen," sagte er, „leiden so schrecklich an sich selber. Sie möchten sich so gern zum Höchsten und Heiligsten erheben, aber sie können aus den Schranken ihres Zufalls-Ich nicht heraus. Darum toben sie wider einander und treffen sich mit Worten — und treffen doch blos sich selbst. Ich sehe ihre qualverzerrten Züge, die so voll dumpfer Inbrunst nach Irgendetwas suchen — wonach sie jedoch suchen, das wissen sie nicht . . . Ich aber — weiß es! Sie suchen nach einer Macht, die sie von Sich selber zu befreien vermöchte. Sie suchen nach Dem, über Den sie ihr ‚Ich' ver-

gessen könnten. Sie suchen nach — Gott! Doch wie könnten sie ihn finden, da sie ihn nicht sehen wollen? Wie kann Der das Licht erblicken, der nur die Finsterniß liebt?!"

Herbrand blickte auf. Die Worte des Fremden hatten ihn seltsam berührt.

„Wer sind Sie?" fragte er verwirrt.

Der Fremde lächelte.

„Sie kennen mich doch," antwortete er höflich. „Wir haben uns schon einmal hier getroffen. Ich heiße Werner Gast."

Herbrand sah sich den sonderbaren Fremdling näher an. Jawohl, es dämmerte ihm. Diesen Kopf hatte er schon einmal gesehen: den wallenden Propheten-Bart und die langen dichten Haare, das müd-stille Auge und diesen so kindlich-verzückt lächelnden Mund.

„Ich erinnere mich wohl," sagte er. „Aber wann war das? Ich weiß es nicht mehr."

„Der Böhme las an dem Abend ein Gedicht vor —"

„Ach ja, und dann sagten Sie mir — das Gedicht sei nicht von Ihm, es sei von — — nun gleich viel! von irgend einem Landsmann! ... So? Also an jenem Abend haben wir uns getroffen? Es ist schon lange her."

„Etwa dreiviertel Jahre. Ich war inzwischen in Moskau und Petersburg."

„Sie waren in —?"

„Ich bleibe nie lange an einem Ort. Ich bin immer unterwegs."

Herbrand faßte den Fremden — er kam ihm noch immer so vor wie ein ‚Fremder'! — nochmals genau ins Auge: Er mochte die Vierzig überschritten haben, sein Gesicht war grau und hager, seine Kleidung äußerst dürftig. Er trug in

dieser heißen Jahreszeit einen abgeschabten fest zugeknöpften Sommerüberzieher — Rock und Weste fehlten wohl darunter! Und in dem würdevoll-feierlichen Ernst, der sein Wesen durchzog, schimmerte doch auch etwas von Vagabundenthum — ein versteckter Ausdruck von schwermüthigem Leichtsinn, von Vogelfreiheit und Heimlosigkeit . . .

Herbrand war von dieser ganzen Erscheinung merkwürdig ergriffen und mußte doch auch wieder lächeln.

„Wenn Sie nicht da vor mir säßen," sagte er, „wie eine Verkörperung der germanischen Rasse, der rastlos schweifenden, so möchte ich Sie fast — den ‚Ewigen Juden' nennen!"

Werner Gast senkte still den Kopf. „Sie haben nicht so ganz unrecht: ich bin ein Bruder Ahasvers — der deutsche Bruder des ewigen Juden . . .," sagte er langsam.

Spiridion trat an den Tisch, gefolgt von Barnowski und Frau Meyfelder, die sich bereits gut zu kennen schienen. Kathi Hubermayr hatte drüben an der Haupttafel eine neue Corona um sich gebildet, der sie, unter fortwährenden Seitenhieben auf Georg Brandes und ‚Jung-Berlin' Vorträge über moderne Dramatik hielt. Nur aus Amerika und aus Rußland, verkündete sie, könne das Heil kommen, und berief sich dabei auf ihre Freundinnen, die bekannten Frauenrechtlerinnen Warwára Ferdyschtschenko und Miß Hopkins Bell.

„He, He," lachte Spiridion, der bereits bedenklich schwankte, „Madame Thordén hält Conférence, und die hungrigen Spatzen picken nach ihren Brosamen! — Du! Herbrand! Kennst du meinen Freund Barnowski? Den Erbauer der Städte?! . . . He, He, wie wird er die Städte erst umreißen müssen, wenn er seine Städte aufbauen will! . . .

Alles muß umgerissen werden — Alles, Alles! — Ach, ihr seid stumpfsinnig!"

Er schänkte sich Wein ein und goß gleich ein ganzes Glas herunter. Frau Meyfelder unterhielt sich leise mit Barnowski. Spiridion schielte mit trunkenen Augen hinüber, that aber dann, als bekümmere ihn das nicht. Er klopfte Werner Gast mit derbem Schlag auf die Schulter.

„Nun, hochwürdiger Apostoliker, hast du einen deutschen Privatdocenten in die Geheimnisse der Theosophie eingeweiht? Versuch's mal mit ihm! Der läßt sich zu Allem bekehren! — Aber du, Herbrand, nimm dich in Acht! Werner Gast ist der gefährlichste Bruder von uns Allen, ein wahres Genie der Bohème, unser, He, He, unser einziger Real-Politiker! Ganze Nächte hintereinander hat er schon mal im Friedrichshain auf einer Bank geschlafen! Und das weißt du doch — die berühmte Geschichte — wie er mit Verlaine zusammen zu Fuß durch ganz Italien gewandert ist?! Jeden Abend haben die Beiden solange getrunken, Chianti, Falerner, Lacrymae Christi, bis sie wie Besenstiele unter die Bank fielen."

Herbrand sah verwundert zu Werner Gast hin.

Dieser lächelte mit gesenktem Haupt und sagte dann still und einfach:

„Der französische Dichter ist mein Freund. Es ist auch richtig, daß ich mit ihm in Italien zusammen war."

„Hä, thu nicht so verschämt, oller Diogenes!" grunzte Spiridion lachend. „Meinst du, wir wüßten nicht, wie maaßlos eitel du bist? — Kuck doch nur, Herbrand, wie sorgsam ungepflegt ihm der Tolstoj-Bart hängt, und, He, He, wie ihm die Haar-Wildniß prophetisch ums Antlitz starrt? Glaub nur,

Werner Gast hat seine ganz besondere, höchst raffinirte Art von Eitelkeit!"

„Deine Eitelkeit," spottete Herbrand, „scheint allerdings etwas alltäglichere Wege zu wandeln! Du sollst ja neulich nett ausstaffirt gewesen sein, — so als Ringstraßen-Gigerl?!"

Von Spiridion traf ihn ein rascher prüfender Seitenblick. Dann lachte Der aber auch schon, gutmüthig-verschlagen.

„Ich weiß," lispelte er, „wer dir davon gesprochen hat! Einer, den ich nicht nennen mag! Denn ich habe geschworen, den Namen der Dummen nicht eitel zu führen! — Aber Dir kann ich's ja sagen: es war eine Maskerade! Ich hatte wichtige Mission! . . Ist ja Alles Maskerade! Du trägst auch Maskerade, Herbrand! Jeder wählt seine Kleidung so, wie er seine Mitmenschen am besten glaubt betrügen zu können."

„Bitte, deine Selbstbekenntnisse nicht zu verallgemeinern," sagte Herbrand kühl.

Spiridion blickte wie stier vor sich hin. Dann stieß er wieder, was sich regelmäßig höchst fatal bei ihm ausnahm, den Rauch seiner Cigarrette durch die Nasenlöcher.

„Der deutsche Ehrlichkeits-Fanatiker!" murmelte er vor sich hin und wackelte dazu mit dem Kopf. „Immer soll man ‚die Wahrheit' . . . das heißt: seine ganze Bornirtheit . . . vorn auf der Nasenspitze tragen! Oh, was seid ihr doch Allemiteinander für dumme Tölpel! — Ihr glaubt: die Ehrlichkeit ist eure Tugend — ich aber sage euch: sie ist euer Laster! — Es ist so leicht, ehrlich zu sein, wenn man ein bischen dumm ist — viel leichter, als zu lügen! Man braucht nicht Grazie, Hellhörigkeit, Erfindung, Geistesgegenwart — man kann wie ein Nilpferd immer gradaus tappen! — Wenn ihr Deutschen doch endlich wüßtet, daß ihr an eurer sogenannten Ehrlichkeit

krepiren müßt, weil sie nichts anderes ist als eure Plumpheit, eure Bornirtheit! . . . ‚Ehrlich sein' kann jeder Spießbürger — aber alle genialen Leute haben den Drang zur Lüge! Noch nie hat es einen großen Mann gegeben, der die Wahrheit geliebt hätte. Alle großen Menschen, voran die Dichter, haben von jeher die Wahrheit — gehaßt!"

„Wach auf aus deinem Paradoxen-Taumel!" unterbrach ihn Herbrand. „Sonst fang ich noch an, deinen Lügen — zu glauben!"

„Aeh!" machte Spiridion und fegte dabei ein Glas herunter, daß es klirrend zerbrach. „Widerlich Alles! Ekelhaft!" Er spuckte weit ins Zimmer hinein. „Ewald!" rief er. „Wir wollen Eins singen! Simonson, ans Klavier! Wie geht doch das Lied? ‚Miraculum, Spectaculum' —! Bergljot, was hast du denn mit Barnowski? Kuck her! Sei froh, daß dein Hanswurst von Gemahl heute zuhause sitzt! He, He, Zahnschmerzen hat er, das arme Thierchen! — ‚Schmieraculum, Spectaculum' . . . Wird's bald?"

Ein allgemeines Aufstehen und Durcheinanderrücken fand statt. Auch die Hubermayr hatte sich erhoben. Sie folgte Simonson ans Klavier. Sie sah blühend und strotzend aus, trotz ihrer Jahre, ihr üppiger Leib schwoll gleichsam unter den Kleidern. Ritter Ewald sah mit schielenden Blicken hinter ihr drein.

„Hubermayrin!" brüllte Spiridion. „Wir wollen Schmollis trinken! Du bist doch das aufgeklärteste Weib unter der Sonne! Fast-Europäerin! — Los jetzt, Simonson! Schwing dich ans Trapez, — pauk auf die Tasten! ‚Miraculum' —"

Und sie sangen:

„Miraculum, Spectaculum!
So dreht euch doch! Rundum, rundum!!
Die Welt wird immer trüber —
Wir tollen und walzen hinüber . . .“

„Ein melancholischer Rausch-Cantus,“ bemerkte Werner Gast.

Spiridion aber konnte garnicht genug davon bekommen. Stets fing er wieder an:

„Die Welt wird immer trüber —
Wir tollen und walzen hinüber!“

Da fingen draußen auf dem Hof plötzlich die Hunde an zu heulen, Ritter Ewalds Forterriers. Der Wirth trat ins Zimmer und erklärte, daß er den Thieren nicht länger Obdach gewähren könne. Er müsse darauf dringen, daß sie jetzt nach Hause geführt würden. Einen Kellner hätten sie bereits in die Hose gebissen.

Kathi Hubermayr blickte frech hinüber und war für eine energische Protest-Aktion. Ewald Zur Linden aber trug der thatsächlichen Lage Rechnung und versprach dem Wirth zu willfahren. Es war ohnedies Mitternacht vorüber. Er ging mit Romanus auf den Hof, um die Hunde in Empfang zu nehmen. Frau Kathi schnalzte verächtlich mit der Zunge.

Ewald kam wieder herein und sprach mit ihr ein paar Worte. Er bitte um die Ehre, die gnädige Frau nach dem Hotel geleiten zu dürfen. Herr Engelhart, mit Flips und Flaps, warte bereits draußen auf der Straße.

Die Hubermayr sah ihn erst grimmig und zweifelnd an und nickte dann, mit verdrießlicher Herablassung, Ja.

Während sie sich unter Simonsons Beihülfe den Hut anlegte, trat Spiridion an Ewald Zur Linden heran und zog ihn heimlich auf die Seite.

„Hör' Ewald!" raunte er ihm zu. „Du mußt mir durchaus noch diese Nacht zehn Mark pumpen, oder lieber gleich zwanzig. Du weißt, was ich von Dir halte. Deine Verse sind die genialsten in deutscher Sprache. Und dann erst dein wissenschaftliches Werk: ‚Die Aesthetik des menschlichen Körpers' — ich bin riesig gespannt darauf. Mach nur, daß es bald fertig wird! Weißt du, das wird epochemachend! — Aber nicht wahr, du läßt mich nicht sitzen! Ich könnte ja auch zu diesem Herbrand gehen, oder zu Simonson — aber du verstehst schon: mit diesen Leuten mache ich Solches nicht gern ab — die muß man sich Distanz halten, sie sind nicht vornehm!"

Er schielte in Ewalds offene Börse hinein, die dieser, noch schwankend, zwischen den Fingern hielt. Endlich entnahm er ihr — eine Doppelkrone!

„Hier! Aber sei sparsam damit! Du weißt, daß du schon über hundert Mark —"

„Es sind jetzt hundertachtzig! Nächsten Monat kriegst du alles zurück! Sieh doch, ich habe Frau Meyfelder und Barnowski heut eingeladen, da muß ich natürlich —"

„Schon gut! Aber das geht so nicht weiter! Und mit deinem ‚Chaotismus' — kannst du mir auch vom Halse bleiben!"

Mit kolossaler Muthanstrengung hatte Ritter Ewald den letzten Satz herausgebracht. Jetzt griff er nach Frau Kathi Hubermayr und verschwand mit ihr eilfertig aus dem Lokal.

Spiridion stierte hinter ihm drein — grinste dann!

Draußen bellten die Hunde, ihren Herrn zu begrüßen.

8.

Es war still geworden im Hinterstübchen des Weinhauses zum „Eisernen Drachen“.

Das Fenster stand offen. Eine laulich-kühle Nachtluft strich herein.

Eine einzige Gasflamme brannte noch und schwankte im Luftzug hin und her.

Auf der Haupttafel standen Batterien ausgetrunkener Flaschen und geleerter Gläser. Cigarrenasche lag umher. Die Stühle standen unordentlich zur Seite geschoben.

Am kleinen Nebentisch saßen noch Herbrand, Barnowski und Werner Gast. Sie tranken eine Flasche ‚Besseren‘. Die Dreie saßen in ernstem nachdenklichem Gespräch.

Vor Herbrands geistigem Auge zog dieser ganze so völlig mißglückte Abend vorüber. Spiridion hatte zum Schluß noch eine äußerst widerwärtige Rede auf ‚die deutsche Sprache‘ gehalten, oder vielmehr gelallt. Er hatte sie verglichen mit einem sich sehnenden hingebungsbedürftigen Weib. Da habe Er, Spiridion, indem er sie den slavischen Accent und Rhythmus gelehrt habe, ihr den erharrten Mann endlich zugeführt. Das Kind, das aus dieser Umarmung entstehen werde, sei die neueuropäische Dichtung! — Während des Sprechens war dann Spiridion immer betrunkener geworden, und schließlich hatte

Frau Bergljot händeringend die Anwesenden beschworen, doch nicht mehr auf ihn hinzuhören, ihm auch nichts mehr zu trinken zu geben, sondern dafür zu sorgen, daß er nach Hause geschafft werde. Da hatten denn Björn und Simonson ihn unter die Arme gefaßt und den heftig sich Sträubenden mit vieler Mühe hinausgeschleppt. Frau Meyfelder, nachdem sie Alles bezahlt hatte, war jammernd hinterdreingezogen . . .

Und immer wieder sah Herbrand das häßliche Bild: wie der total Betrunkene einen Buckel machte und die Beine schleifen ließ, um sein Hinausführen zu erschweren. Und Herbrand wußte, daß dieses Bild sich in sein leidendes Bewußtsein eingraben würde, als einer jener schmerzhaft quälenden Eindrücke, die man in seinem Leben niemals ganz überwindet. Der einst so freundschaftlich Geliebte, von Vielen gerade heut überschwänglich Gefeierte, war ihm in diesem Moment wie ein beklagenswerthes Idol erschienen, das zu einem traurigen Popanz zusammengeschrumpft ist und nun als lästige Bagage hinausgestoßen wird, um auf dem Misthaufen zu verwittern . . . Und eine widerliche Geschmacks- und Geruchs-Hallucination erregte Herbrand beinahe Uebelkeit.

— — —

„Sie sitzen so gedrückt da,“ sagte Werner Gast, und eine väterliche Freundlichkeit blinzelte aus seinen müden Augen.

Barnowski aber goß Herbrand neuen Wein ein und stieß in zuvorkommender Weise mit ihm an. Der blonde Pole war trotz seiner bisher bewiesenen Schweigsamkeit, die auf langsamer Beherrschung der deutschen Sprache beruhen mochte, ein richtiger ‚Charmeur‘.

Herbrand nippte flüchtig am Glase und sagte dann, zögernd und schwer:

„Wenn man einen Menschen verloren hat, dann können Einem wohl trübe Gedanken kommen ... Mir ist, als habe ich Spiridion heute Abend verloren . . ."

Barnowski blickte schräg und prüfend zu ihm hin. Dann fragte er vorsichtig:

„Sie kennen Herrn Dr. Krakuschek noch nicht sehr lange?"

„Ein Jahr etwa. Aber da haben wir uns sehr nahe gestanden."

„Hm, ich kenne ihn seit zehn Jahren und habe in Wien, als wir dort studirten, fast zwei Jahre mit ihm auf demselben Zimmer gewohnt. Ich kenne ihn in- und auswendig."

„Sind Sie sein Freund?" fragte Werner Gast.

„Nun — das ist — schwer zu beantworten . . ." Sehr zögernd kam das aus Barnowskis Munde. „Ich — glaube überhaupt nicht an — Freundschaft ... Gewiß nennt mich Krakuschek seinen — besten Freund . . . Aber er betrachtet mich — ganz sicher — zugleich — als seinen schlimmsten Feind . . . Ich — weiß zu vieles von ihm ... Und das ist der — Freundschaft gefährlich . . . Sie verstehen — was ich meine?! . . . Ich spreche mich ganz offen aus . . ."

„Es klingt zwar ein bischen gewunden," meinte Werner Gast. „Aber soviel verstehe ich schon: daß Sie — nicht sein Freund sind!"

„Oh!" machte Barnowski, mit einer bedauernden Geste. Sein Gesicht war jetzt völlig undurchdringlich. Der gewohnheitsmäßig darauf liegende liebenswürdige Zug war verschwunden. Zwischen den Augen hatte sich eine tiefe Falte eingegraben, die steil-schräg in die Stirn ragte — fast gefährlich sah er so aus!

Herbrand nahm dieses wahr: er beschloß, es sich zu

merken. Aber es machte ihm Barnowski keineswegs unsympathischer, zunächst eher — interessanter ...

Werner Gast sah nichts davon. Er blickte brütend in sein Weinglas. Dann sagte er in seiner bedächtigen Art:

„Ich glaube, Spiridion Krakuschek ängstigt sich vor seiner tiefen Gott-Losigkeit."

„Er ist sein eigener Gott," warf Barnowski hin.

„Oder vielmehr sein eigener Götze!" verbesserte Herbrand. „Er ist gradezu der Moloch seiner selbst, und Diesem opfert er rücksichtslos Alles, was in seinem Machtbereich ist ... Er hat da bei sich zu Hause ein Weib, das ihm unbedingt ergeben ist, das mit gradezu schwärmerischer Liebe an ihm hängt. Er macht sich kein Gewissen daraus, dieses Weib zu zerbrechen ... Mit cynisch-brutaler Offenheit macht er aus seinem Verhältniß zu Frau Meyfelder nicht den mindesten Hehl. Er setzt seiner Eustachia in der freundschaftlichsten Weise auseinander, daß ihm dieses Verhältniß — eine Nothwendigkeit sei: daß ihm aber ebenso sehr — Eustachia eine Nothwendigkeit ist! Bei der Einen muß er Anregung, Aufreizung finden, bei der Anderen — sich ausruhen! Seine treue liebe Eustachia wird doch so verständig sein, das zu begreifen?! Das moderne complicirte Individuum hat ja so neue verwickelte Ansprüche! Oh ja, Eustachia begreift — und schwankt langsam der völligen Auflösung entgegen ..."

Herbrand hatte sich in eine starke innere Bewegung hineingesprochen. Er sah mit einem Mal so klar, was er sich bis dahin meist dunkel verhehlt hatte. Und er empfand, wie ihn sein innerstes Fühlen — gerade dem Weibe gegenüber — von Spiridion schied! Der suchte sich freilich zu decken mit ‚Herren-Moral'! Aber ohne Selbstverantwortung, ohne fein-

fühligstes, empfindlichstes Gewissen war die eine leere — Götzen-Moral!

Auch Dieses sprach er mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit aus.

Werner Gast nickte leise, Barnowski aber schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie müssen noch niemals ein Weib verführt haben," sagte er flüsternd. „Ganz akademisch gesprochen, ohne Frivolität! ... Oder: Sie müssen noch niemals ein Weib lange Zeit besessen haben! — Was ist denn das Weib? Es ist dazu da, den Mann zu erfreuen, ihm zu dienen! Ja, und ihm zu helfen, daß er seine Zwecke erreichen kann! — Aber sich nur niemals an einen Besitz klammern! Ein Weib zu besitzen, ist langweilig; ein Weib zu verführen — hinreißend schön! ..." Seine Augen hatten für einen Moment einen fast ekstatischen Charakter angenommen. Aber schnell erlosch dieses Feuer wieder, verkroch sich. Und höchst gleichmüthig fügte er hinzu: „Aber freilich, in Allem muß man geschmackvoll sein! Und Krakuschek ist leider — geschmacklos!"

„Ich halte ihn für eine unglückliche moderne Cagliostro-Natur," bemerkte Werner Gast. „Und Sie, Herr Barnowski, sind ein Cyniker!"

Sehr ruhig erwiderte Barnowski:

„Wer das Leben kennt und das Leben beherrschen will, ist stets bis zu einem gewissen Grade Cyniker. Dem Weib gegenüber aber ist alles Andere als Cynismus — Schwäche! ..." „Oder dummjungenhafte Einbildung!" setzte er mit einem bösen Lächeln hinzu.

„Sie sprechen sehr sicher, Herr Barnowski!" versetzte Herbrand, ein wenig gereizt. „Es scheint, daß Sie beim

Weibe nichts Anderes suchen als die Befriedigung Ihrer Sinne! Diese landläufige Weisheit scheint mir aber doch ein wenig flach zu sein. Sie leugnet Bedürfnisse der menschlichen Seele, die real vorhanden sind und nach realer Befriedigung trachten! Oder ist es vielleicht blos ein deutscher Rassefehler, daß wir eine innige Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Weibe haben wollen — eine Verbindung, die bis ans Ende unserer Tage reicht, die uns zu einem Symbol der Ewigkeit wird?!"

„Das ist Alles Ideologie," erwiderte Barnowski kalt. „Die Erfahrung kennt nichts Dergleichen! — Aber wenn Sie's versuchen wollen, versuchen Sie's doch! Es kostet ja blos einen kleinen Sprung . . . in die Ehe!"

Herbrand biß sich auf die Lippen. Der Hieb hatte gesessen. Nein, zum Proklamator der Ehe hatte er sich doch wahrhaftig nicht aufwerfen wollen. Da hatte er selbst eine tiefe, begründete Skepsis. Und doch war ein lebendiger Trieb in ihm, der jedenfalls etwas der Ehe sehr Verwandtes für sich forderte, und der im Weib nicht blos das Geschlecht, sondern auch den Menschen suchte . . .

Jetzt hatte Werner Gast wieder das Wort ergriffen.

„Ich sehe im Weib," sagte er, „eine herrliche Offenbarung Gottes — uns geschaffen zu seliger Lust, und sich selber zur Freude! . . . Wenn ich so junge Mädels vor mir hinschreiten sehe, auf der Landstraße . . . ein paar herzige rothwangige Dinger, mit lachenden Zöpfen und kußlichen Mündern . . . und es ist Frühling, die Sonne flinkert durch Blüthenschnee, und Vogelschwärme durchzwitschern die Lüfte — — nein, Sie müßten solch dralle Mädels einmal sehen, wenn sie rothe Strümpfe tragen und bestickte Schürzen, und um den Hals ein feines Goldkettchen, mit einem winzigen vergißmein-

nicht-blauen Herzchen dran, in dem eine kleine Perle funkelt — — achgott, ist das schön, ist das prächtig!! Dann begehre ich garnichts Anderes, als ein Weilchen, mit meinem Rucksack auf dem Buckel, hinterdrein marschiren zu dürfen und still zum lieben Herrgott zu beten und ihm zu danken, daß er Alles so wunderlieblich erschaffen hat!"

Der Patriarch sah mit einem verzückten Blick an die Decke und trank dann, geheimnißvoll in sich hinein lächelnd, aus seinem Glase.

Herbrand war ihm für seine Schwärmerei im Stillen dankbar. Doch unerbittlich ergriff Barnowski wieder das Wort.

„Bei Ihrer Genügsamkeit werden Sie nicht weit kommen . . . Aber darin stimmen Sie mir doch zu, daß das Weib zur Lust geschaffen ist, und nicht etwa zur Bestätigung irgendwelcher philosophischer Phantasien! Nur hängen Sie um Alles noch Ihre dichterische Illusion — und das ist Thorheit — weil wir nicht eher im Leben stehen, als bis wir abgesagte Feinde jeglicher Illusion sind. — Am schlimmsten aber ist die Illusion über das Weib, weil sie uns allüberall mit dem Leben entzweit. — Auch Krakuschek sucht beim Weibe noch nach Gehirngespinsten, nach der berüchtigten ‚Anregung' oder gar ‚Inspiration' . . . Alles Phantasmagorie! . . . Vom Weibe empfängt man grade genug, wenn man seine Liebe empfängt. Mehr als seine Liebe — kann das Weib nicht geben. Alles Uebrige gibt der Mann sich selbst, und ganz besonders seine Produktivität. Das Weib dient ihm höchstens als zufällige Entbinderin."

Und Werner Gast sprach wieder:

„Das Weib soll im Manne die Entbinderin G o t t e s werden. Dies ist das Tiefste seines Berufes — gegenüber dem

Mann. Denn sonst gehört das Weib, seinem Berufe nach, den Kindern. Den Mann aber soll es zur Ewigkeit führen, das Gefühl der Ewigkeit in ihm lebendig machen. Die Form ist vergänglich, jedoch der Geist ist unvergänglich. So stirbt auch das einzelne irdische Weib und die irdische Liebe. Aber die Idee des Weibes und die überirdische Liebe bleibt bestehen und triumphirt."

Barnowski lächelte, diesmal in voller Liebenswürdigkeit, zu Werner Gast hinüber. „Sie Unverbesserlicher! Sie Schwärmer!" sagte er. „Sie stehen so fern von allem Leben, daß Sie in der That schon fast — über dem Leben stehen! — ‚Entbinderin Gottes'?? . . . Wenn ich zunächst nur wüßte, was ‚Gott' für Sie ist?! . . . Aber gleichviel: was man auch unter ‚Gott' verstehen mag, soviel ist sicher: In der lebendigen Wirklichkeit stellt sich das Weib zwischen Gott und den Mann. Daß es ihm geholfen habe, Gott zu finden, ist mir aus meiner Praxis nicht bekannt! . . . Bisher sah ich im Weibe, so sehr ich es liebe, doch stets den Anwalt des Teufels!"

Ueber Werner Gast's Gesicht legte es sich wie religiöse Gluth. Eine zarte Röthe quoll über seine blassen Züge. In seinen Augen glomm ein brünstig-ekstatischer Funke.

„Wissen Sie wer der Teufel ist?" fragte er hastig. „Die Zerspaltung in ‚Ich' und ‚Du'! Und darum ist überall Gott verbannt, wo die Welt in ihre Theile zerfällt. — Aber wo das ‚Ich' und das ‚Du' einander durchdringen, da ist auch Gott stets in der Nähe. Da gibt es keine Zwietracht, keinen Teufel. In der höchsten Vereinigung lebender Wesen flammt die Harmonie des Weltengeistes auf. Da gibt es auch kein ‚Ich' und kein ‚Du' — da gibt es nur Eines noch: das All! Und im Bewußtsein des All's, das uns durchdringt, empfinden

wir unsere einzige, unaussprechliche Seligkeit. Sich selbst verlieren, heißt — Gott finden! Und wie kann man sich schöner verlieren, als in einem geliebten ‚Du‘, wo dann alle Schranken der Fremdheit sinken, und unser Irdisches mit einem Jauchzen hinüberspringt in den unendlichen Geisterraum des Ueberirdischen?!“

„Sie sprechen von der Liebe wie vom — Tod,“ bemerkte ruhig Barnowski. „Und vielleicht ist eine gewisse Verwandtschaft zwischen Tod und Liebe nicht zu bestreiten. Es gibt da so sonderbare Schauer und Schatten . . . Aber so meinen Sie's wahrscheinlich gar nicht. Sie wollen von keinem Erleben, Sie wollen von einem Träumen erzählen . . . Wie einem wachen Menschen zu Muthe ist, davon wollt ihr Träumer gar nichts wissen!“

Mit Fanatismus erwiderte Werner Gast:

„Im Träumen allein ist das wahre Wachen und das wahre Leben. Dort allein ist zu schauen, was euren Alltagsblicken verborgen bleibt. Ihr glaubt die Dinge zu erkennen, weil Ihr ihre Oberflächen wahrnehmt. Der Außenschein der Dinge muß aber erst ganz dahingeschwunden sein, wenn Ihr das Innere auch nur ahnen, geschweige denn anschauen wollt . . .“ Etwas melancholisch fügte er hinzu: „Herr Dr. Horst nannte mich vorhin einen deutschen Ahasver. Er hätte mich noch treffender den ‚Ewigen Schwaben‘ nennen können. Denn obwohl ich das Alter bereits überschritten habe, in dem meine Landsleute sonst weltreif werden sollen, spüre ich in mir noch Nichts von dieser praktischen Klugheit der Welt. Und heimathlos wie ich mein Lebtag gewesen bin, werde ich wohl auch bleiben müssen bis an mein Ende, und wenn ich darüber hundert Jahre alt würde.“

... Herbrand hatte die ganze Zeit über mit stillem innerem Beben zugehört. Gar Manches gährte und wogte in ihm, dem er keinen Ausdruck zu geben vermochte, oder wovon er hier nicht zu sprechen wagte. Aber nachdem er anfangs ein wenig niedergedrückt gewesen war, fühlte er sich jetzt freier und freier werden. Ihn erfreute das geistige Ringen dieser zwei Menschen, die ihm beide noch fremd waren, aber auch beide bedeutend erschienen. Und ihre Reden fielen in sein Innerstes wie Klänge von Melodien, die sich scheinbar befehden, aber noch mehr in reizvollem Spiel einander herausfordern und durchschlingen. Und dadurch wurden eigene Klänge in ihm wach, etwas sehnsuchtsvoll Treibendes, ein froher Drang, sich zu bethätigen und zu erobern. Und er empfand es als eine Pflicht, den Ekel und Widerwillen, den die Stunden vorher in ihn hineingesenkt hatten, ganz von sich abzuthuen und, sei's in der That, sei es im Traume, des Lebens neu sich zu bemächtigen.

Er blickt auf Werner Gast, dessen ganzes Wesen er liebgewonnen hatte. Er gedachte der letzten Worte, die Dieser gesprochen hatte.

„Sie werden wohl bald wieder von uns gehen?" fragte Herbrand leise.

„Es zieht mich nach Paris oder Rom. Das sind doch die Städte der Städte," sagte Werner Gast. „Ich bin nicht glücklich, wenn ich nicht wandern kann. Das ist doch das Schönste, das ich kenne. Freilich paßt's nicht für Jedermann. Oft schlafe ich im Walde oder auf freiem Felde. Niemals benutze ich die Eisenbahn."

„So sind Sie also ein wandernder Protest wider all

unser seßhaftes Pfahlbürgervolk, ja wider die gesammte moderne Civilisation," bemerkte lächelnd Barnowski.

Werner Gast zog die Augenbrauen zusammen. „Ich kann es nicht vertragen, eingeschnürt zu werden — ich kann es nicht vertragen, festgehalten zu werden," murmelte er in sein Weinglas.

Mit besonderer Lebhaftigkeit rief Herbrand:

„Und Unsereins klebt an diesem unseligen Berlin! — hier, wo Einem die Lungen der Seele und des Leibes verdorren! wo sich Einem schließlich alle gesunden Proportionen verrücken und verschieben! Ich fühle, daß auch ich mal wieder hinaus muß in die freie Gotteswelt! Ich möchte mit Ihnen wandern, Werner Gast! In diesem Berlin bin ich wie in einem Labyrinth, einem dunklen Labyrinth unlöslicher Gefühlsverwirrungen . . ."

„Es ist das Labyrinth eurer Ich-Gefühle, aus dem Ihr euch nicht hinauszutasten vermögt," sagte Werner Gast gewichtig. „Zeigt erst, daß Ihr die Fähigkeit habt, in einem anderen Wesen euch wiederzufinden, von Staub und Schlacken gereinigt, daß Ihr zu — Gott zu gelangen vermögt, dann gibt es auch für euch kein Labyrinth mehr."

„Gott ist die Liebe, und die Liebe Gott — wie schade nur, daß das Weib . . . der Teufel ist!" höhnte leise Barnowski.

— — Herbrand hörte nicht mehr hin. Er stand auf und trat an's Fenster. Draußen graute schon der Tag. Die Laternen brannten nicht mehr. Gemüsewagen knirschten über das Pflaster.

Morgen werd' ich reisen! dachte Herbrand. Nach — —

Ja, wohin wohl? —

Sein Herz klopfte. Aber er würde doch wohl nach — Norden reisen! Kopenhagen, Kristiania! . . .

9.

Herbrand saß und schrieb an Malwida Nathusius:

Goslar a. H., August 1892.

Liebe Freundin!

Ihr freundliches Schreiben traf mich in Hamburg, wohin ich gereist war, um mich von dort aus höher nach Norden zu schlagen. Statt dessen habe ich mich südlich gewendet und sitze nun seit fünf, sechs Tagen bereits im Harz. Von hier aus will ich Ihrer liebenswürdigen Einladung folgen — — Doch ich sehe, daß ich weiter ausholen muß!

Es waren zunächst die Cholera-Fälle, die mich aus Hamburg verscheuchten. Aber wenn ich blos hätte fliehen wollen, so wäre ich ja immerhin noch gescheiter nordwärts gegangen, wohin die Krankheit schwerer Zugang finden dürfte, als in das offen vor ihr liegende Tiefland.

Aber da war Etwas in mir vorgegangen, etwas Eigenthümliches, Geheimnißvoll-Aufstachelndes. Am dritten Tage meines Hamburger Aufenthaltes war ich in ein Orchester-Concert gerathen. Zum Schluß spielte man Beethovens Siebente Symphonie, die in A-dur. Für diese Symphonie habe ich seit langem eine ganz besondere Liebe. Ich habe ihr den Namen der „Rausch-Symphonie“ gegeben. Aber so wie diesmal hat

sie mich noch nie geschüttelt. Sie griff an meinen innersten Lebensnerv. Und während ich lauschte und lauschte, völlig gebannt, stiegen Bilder über Bilder vor meiner entrückten Seele auf — es waren die Bilder meiner Heimath. Gleich im ersten Satz fühlte ich den rheinischen Pulsschlag, diese frohe kräftige Daseinsfreude, das in rhythmischen Taktschlägen bewegte Leben. — Die dunkle Majestät des zweiten Satzes rief dann wie mit einem Schlage die erhabenen Linien des Siebengebirges vor mir wach. Ich sah den Drachenfels mit seiner Ruinenzacke, dahinter lauernd eine bleischwere Wetterwolke. Es droht eine Zeitlang wie Vernichtung. Dann aber löst sich Alles auf in sanfte Heiterkeit. — Aber da quirlt mit einem Male quecksilberne Lust empor. Ich sehe das Volk der Winzer, Weinblut in den Adern, tanzend und jubelnd, im echtesten rheinischen Tempo. Heilige mahnende Glockenklänge: eine feierliche Procession, und Alle knieen und pochen demüthig an ihre Brust — die Gottheit zieht vorüber. Doch neu dahinter hervorquellend die volle Winzerfreude, und begräbt in ihren Wirbeln alle düstere Schwermuth. — Und dann bricht der Jubel aus allen geöffneten Schleusen los. Wie ein Meer der Freude, fast zerstörerisch in seinem jauchzenden Wogengang, ergießt sich der vierte Satz. Da ist Nichts mehr, das sich entgegenstellen könnte. Dionysische Trunkenheit stampft den Boden, und in selbstvergessenem Rausch flammen Welten und Himmel auf.

Ich war um und um geschüttelt. Zum ersten Mal hatte ich mit voller Intensität in Beethoven den Rheinländer und im Rheinländer — dort wo er am edelsten und gewaltigsten ist — das Beethovenartige erfaßt. Und jene Ton-Dichtung heißt mir von jetzt ab: ‚die rheinische Symphonie!‘ . . Aus meiner tiefen Heimath-Sehnsucht ist diese Benennung in mir geboren worden.

Und nun stellen Sie sich dieses Wunderwirken des Zufalls vor! Als ich nach Hause kam, ins Hotel, da überreichte mir der Portier an der Treppe — Ihren Brief! Schien mich nicht jedes Ihrer Worte wie mit Schmeicheltönen in die heißgeliebte Heimath zurückzurufen, die eben durch Beethoven visionär in mir lebendig geworden war? Eine innere Wärme durchrieselte mich, wie ein süßes hoffnungsreiches Glücksgefühl, und ich fühlte, wie die Thränen in mir hochwollten. Die verschluckte ich aber und bestellte mir statt dessen die beste Flasche Rheinwein, die der Keller aufzuweisen hatte, und die trank ich wie einen heiligen Priesterwein — doch auch mit etwas Carnevalslaune dazwischen — ganz allein für mich herunter. Dann schwankte ich selig zu Bett.

Den folgenden Tag hatte ich ein ganz gelindes Käterlein, kaum eine rechte Beschwerde, aber doch — eine Bedenklichkeit. Ich hatte den Abend vorher sofort nach dem Rhein reisen wollen. Aber das erschien mir auf einmal so seltsam gewagt. Ich meinte, daß ich mich erst beruhigen, erst ins rechte Gleichgewicht wieder zurückkommen müsse. Ich wollte Sie doch nicht in meiner Wildheit überfallen, Sie sollen sich daran gewöhnen, mich sanfter zu sehen. Somit beschloß ich, eine Harz-Woche dazwischen zu schieben, nämlich zwischen meine Abreise von Hamburg und meine Rückkehr an den Rhein. Und so that ich.

Es mag übrigens sein, daß in dieser meiner Bedenklichkeit auch noch ein Rest von Berlin steckt, von stickiger Großstadtluft . . . was Einem so an der Seele kleben bleibt! Gerade die letzten Tage waren dort sehr drückend. Und dann machte ich eine Kneiperei mit, die verstimmend ausklang, sozusagen mit einem allgemeinen Krach! Und zuletzt traf ich

noch einen wunderlichen Weltweisen, vielmehr Gottesweisen, der mir das Sträfliche und Richtige unserer modernen Stadt-existenz höchst wohlmeinend auseinandersetzte. Mit noch einem Polen zusammen führten wir bis in den Morgen hinein die tiefsinnigsten Gespräche: über Weib, Gott und Teufel! Der Effekt war, daß mich Berlin nun vollends unerträglich dünkte — allerhand Associationen wirkten da zusammen — und so-fort benutzte ich die schöne Ferienzeit, um Reißaus zu nehmen. Wanderbursch zu werden und die Seele auszulüften, das schien mir nun die göttlichste Mission. Weit, weit fort — ins Un-ermeßliche und Unergründliche, ins Phantastische und Unge-heuerliche, ins Märchenhafte! so tönte es in mir. Und ich sang mit unserem Eichendorff:

Ich möchte reiten ans Ende der Welt,
Wo der Mond und die Sterne herunterfällt . . .

Reiten, reiten, reiten! Aber ich hatte weder Roß noch Stahlroß, und somit zog ich — wahrhaftig! — zunächst auf Schusters Rappen hinaus. Ich wanderte mit jenem ‚Gottes-weisen‘ zu Fuß bis Hamburg, wohin ich mein Gepäck vor-ausgeschickt hatte. Es war wunderschön, aber doch im Grunde — ‚mehr eigenartig‘! Genug, ich merkte, daß wir modernen Menschen für diese altmodische Romantik nicht mehr so ganz geschaffen sind, und daß, wenn wir durchaus eine Romantik haben wollen, wir uns eine neue schaffen müssen. Jedenfalls bin ich nach dem Harz per Eisenbahn gefahren und habe über-haupt für diese ruchlose Schöpfung unseres vielverketzerten Jahrhunderts eine frisch aufpolirte Hochachtung bekommen.

Und nun sitze ich hier — es geht schon auf Abend — auf der Terrasse eines freigelegenen Hotels und starre zuweilen über das Papier hinweg, auf das rauhe Gebirge und die

schwarzen schweigenden Nadelwälder. Da zuckt's über den Himmel mit rothen Scheinen. Die Sonne neigt sich zur Rüste. . .

Gott, ist das ein Bild! Nicht losreißen kann ich mich, nicht genug ersättigen. Ich muß unterbrechen, muß hinuntereilen, hineinschauen — in diese webenden Wunder der Farbenwelt — — —

Der Kellner hat eine Lampe gebracht. Ich sitze wieder vor meinem Briefbogen und schreibe. Motten fliegen hin und her, verbrennen sich an der Flamme die Flügel — es knistert dann leise — sie fallen taumelnd auf den Tisch herunter . . .

Aber vergebens versuche ich durch solch kleine Beobachtungen meiner inneren Wallung Herr zu werden. Alles zittert in mir noch vor Erregung. Mir ist, als habe ich das Firmament, wie einen berauschenden Südwein, in mich hineingetrunken . . .

Ich habe die alten Götter sitzen sehen, auf goldener Himmelsbank, und sie saßen mit aufgereckten Riesenleibern und blickten ernst und feierlich herunter. Zu ihren Füßen zog sich schmal ein blauer Seidenteppich, schimmernd wie Opal, und darunter floß ein breiter Opferbach, roth und rauchend von vergossenem Blut. Fest ruhte die Wolkenbank, wie gehämmertes Gold, und hoch drüberhin wölbte sich ein Baldachin von schwerem wallendem Violett. Aber Rosen taumelten hernieder, wie feurige Flocken, blühende glühende Rosen. Und die Leiber der Götter ragten hindurch, hoch empor, und die Scheitel ihrer Häupter verschwanden in Finsterniß. Aber ihre Augen sah ich blitzen, manchmal, magisch auffunkelnd, wie der Sphinxblick des Schicksals . . .

— — Mythologie, Mythologie! In Wahrheit thront

unser Schicksal niemals über Wolken! Unablässig schreitet es mitten unter uns einher, unsichtbar-allgegenwärtig. Oder ist nicht jeder Tag, den wir leben, ein Glied in der Kette unseres Schicksals?

Seltsam, wie's Einen mitunter anzublinzeln scheint, wie ein wohlwollender warnender Mentor! — Ich war hier in der Familie eines Freundes, eine kleine Strecke vor der Stadt. Gute, wackere, liebenswerthe Menschen, wohl mit der Zeit ein bischen eingerostet, und die sich redlich plagen müssen, um mit dem Leben Schritt zu halten! Und doch diese brennende Begierde in ihnen, das fortschreitende Leben niemals aus den Händen zu lassen, gleichsam der Zeit Halt zu gebieten, damit sie ihnen nicht Jugend und Freudefähigkeit voreilig davon trage! Ich sah's an der einen Tochter, die mir besonders gefiel. Diese seltsame Angst in ihr, alt zu werden, obwohl sie kaum fünfundzwanzig Jahre zählt! Diese bebende Begier, sich Nichts entgehen zu lassen, wodurch sie in Fühlung bleiben kann mit dem Gang der großen Geschicke und der allgemeinen Entwickelung! Und dabei doch dieser Hauch von Spießbürgerlichkeit, von enger philiströser Atmosphäre!

Ich gewann den Eindruck, daß man es nicht ungern sehen würde, wenn ich dem Mädchen zu gefallen verstände. Schon der Bruder hatte mir in Berlin in warmen Worten von ihr gesprochen — auch Einer, der sich bitter plagt und wenig Süße trinkt aus dem Kelch des Lebens! Man sprach von ihm, wie sehr er mit der Schwester harmonire, und doch fühlte ich heraus, daß man von seinem wahren Wesen keine Ahnung hatte und es ihm im Grunde nicht zu verzeihen vermochte, daß er nicht dem billigen Erfolg nachläuft! Das Mädchen sah mich so forschebebend an, als sie bei mir nach ihm

frug, gleich als erwarte sie ein hartes Verdikt, das vielleicht die Befürchtungen ihres Herzens bestätigen könne. Nun, ich sagte ihm manch Rühmliches nach. Aber trotzdem erregte ich damit wenig Freude. Ich sah nur, wie die Sorge um seine materielle Existenz bei diesen Menschen allverschlingend vorwaltet.

Später war ich mit der Schwester meines Freundes bei Mondschein im Garten. Da war sie lieb und zuthulich. Aber da grade war's auch, wo ich das warnende Blinzeln meines Schicksals sah, und ich hielt mich tapfer.

Heute raste ich dann den ganzen Tag lang durch Berge und Forsten, klomm auf steile Felsgrate, sah durch Fichtenwälder in dampfende Thäler, saß mit gemüthlichen, altbackenen Leuten beim Glase Bier und bin jetzt vollkommen ruhig.

Morgen werde ich den Angehörigen meines Freundes eine Abschiedsvisite machen, mich dabei so stilvoll wie stimmungsvoll benehmen, und mit jenem Gefühl der Erleichterung abreisen, das Einen erquickt und aufrichtet, wenn man der Gefahr einer Dummheit glücklich entgangen ist. Wozu sich auch verlieben? Ich habe mir ernstlich vorgenommen, das nicht mehr zu thuen.

Morgen Nacht reise ich nach Köln und bleibe dort und in Bonn einige Tage. Dann kehre ich für ein sonniges Intermezzo in Ihrer lieben ‚Heimath-Hütte' ein, um darauf nach München und ins Hochgebirge zu gehen. Bis dahin leben Sie recht wohl! Grüßen Sie mir von ganzem Herzen Ihre Frau Mutter und Frau Schwester (nebst holden Rangen) und empfehlen Sie mich aufs beste Ihren jungen Damen!

Ihr allzeit ergebener, zuweilen ein wenig rappelköpfiger, im Ganzen aber doch leidlich normaler

Herbrand H.

P. S. Ich lese das Geschreibsel wieder durch und erschrecke. So kunterbuntes Zeug schreib' ich Ihnen? Aber ich bin zu faul, einen neuen Brief aufzusetzen, und wer weiß auch, ob's mir gelänge, mich so geordnet auszudrücken, wie es ‚feine Familien' zu wünschen pflegen. Nochmals herzlichst

H. H."

10.

Das Dampfschiff fuhr puffend den Rhein hinauf, von Bonn nach Königswinter. Herbrand stand vorn am Bug, schaute über die hell-grünen Wellen des Stroms — auf's Gebirge und in den klaren leuchtenden Himmel . . .

Es troff gleichsam von Blau den Himmel herab.

Und hindurch blitzte es und glitzerte, überall funkelte die Sonne und warf krystallene Scheine. Bis in die blaugrünen Schatten drangen in kosenden Reflexen die schillernden Lichter und spähten neckisch hervor, buntverwirrt, wie gaukelnde Traumschmetterlinge, deren Flügel metallisch glänzen . . .

Die Farben sangen, schwollen an wie zu mächtigem Choral, senkten sich wieder wie in stillem Betgesang, und fiedelten dann lustig dazwischen, in leichtbeherzten Tanzweisen. Und über Allem ein Halleluja, wie von Milliarden lobpreisender Kinderengel! . . .

Sprühen, Knistern, Klingen, Rauschen!

Und langsam . . . langsam . . . kommen die sieben Berge . . . näher . . . und näher — der Drachenfels zuerst als Anfang der Kette . . . dann plötzlich als Schlußglied — —

Der Strom hat eine Biegung gemacht.

Und die Berge dehnen sich, breit, wie mit athmenden Brüsten — sie werden massig — lagern mit hochgeschwungenen

Rücken, wie schlafende Ungeheuer. Bestimmt, und doch weich, zeichnet sich in den Himmel die bewegte Bogenlinie ihrer Umrisse.

Häuser schimmern am Fuß der Berge. Die Glasscheiben vergolden sich. Baumgrün wächst darüber hin, schiebt sich vor, wogt auf und nieder.

Am Ufer Böllerschüsse . . . Kinder schreien dazu.

Entgegen, ein Dampfer — bewimpelt, mit Musik. Man tanzt auf dem Verdeck. Wie die beiden Schiffe an einander vorüberfahren, begrüßt man sich mit geschwungenen Pokalen, und Ulkworte werden herüber und hinüber geschrieen.

Kleine Nachen kreuzen die Fluth, dicht besetzt — schnurrende Motorboote sputen sich eifrig — einruderige Canoes schießen wie die Schwalben hinundher. Die ‚fliegende Brücke‚ keucht schwerfällig auf und nieder, von Königswinter nach Mehlem, von Mehlem nach Königswinter.

Herbrand steht am Bugspriet, wo weiß der Furchenschaum spritzt, schaut hinab in das Gewoge und Gedränge, bietet willig seine Nerven all diesen Eindrücken wie eine klingende Klaviatur — und ist namenlos glücklich!

Es ist später Sommer, und später Nachmittag — gegen halb Sieben, um den Ausgang des August.

Da springt schon die Landungsbrücke von Königswinter vor. Und die graue Landstraße läuft, staubüberflogen, zwischen Strom und protzigen Hotels, schnurgrade hinunter, nach Rhöndorf, nach Honnef . . .

Ein Schnauben — ein Ruck! Der Dampfer hält.

Herbrand erwacht wie aus dumpf-seligem Traum.

Die Menschen drängen sich zur Brücke.

Ach ja, nun fängt das Leben wieder an, mit seinen Aufregungen, seinen Ungewißheiten . . .

— — —

Am Ufer erwarteten ihn Malwida Nathusius und Alexandra van Beuren.

Sie standen und winkten. Weiß wehten ihre Taschentücher.

Herbrand lächelte. Er mußte sich ein wenig dazu zwingen. Aber er hegte freundliche Gedanken.

Wirklich, er freute sich recht von Herzen, die guten Damen wiederzusehen! Er war ja deshalb hergereist —!

Er gab ihnen Beiden die Hand, und sie schüttelten sie mit froher Biederkeit. Laut lachten und kreischten ihre Stimmen, laut und fröhlich, so ganz auf rheinische Art, und gar nicht berlinisch!

Viele viele Menschen umher. Es ist schwierig sich durchzudrängen. Sehr viele elegante Damen mit spitzenbehangenen Sonnenschirmen. Dann Bootsleute, Hoteldiener, Droschkenkutscher — zudringliche Gesellschaft! . . Kinder, mit braunen nackten Unterbeinen im Wasser stehend, werfen weiße Kieselsteine über die hellen hüpfenden Wellen.

„Ja, ich freue mich außerordentlich," sagte Herbrand.

„Ja, es ist reizend, daß Sie da sind," sagten Malwida und Alexandra.

Dann gingen sie alle Drei, links hinunter, auf Nieder-Dollendorf zu.

Die Damen sprachen unaufhörlich, grell und schnell. Sie hatten schrecklich viel zu erzählen. Tausend vergnügte Kleinigkeiten. Und immer wieder betheuerten sie, wie sehr sie sich freuten.

Sie sahen auch recht frisch und blühend aus, ein bischen

gebräunt. Hatten strahlende Backen und helle Augen. Und trugen helle Sommerkleider, ein wenig ausgebleicht, aber doch noch propper.

Herbrand ging ziemlich schweigsam zwischen ihnen einher. Er nickte ab und zu verständig, wohlwollend mit dem Kopf. Aber zu sagen hatte er nichts Rechtes! Was auch? In ihm war's noch wie ein bunter Wirbel . . . Doch freute es ihn sehr, daß man ihn so cordial bewillkommnete, und daß „die Zuhause" seine Ankunft „kaum erwarten konnten".

„Die Mutter vor allem ist köstlich," plauderte Malwida. „Sie spricht von Ihnen nicht anders als per ‚der Jung'! Sie kann es sich, glaub ich, gar nicht vorstellen, daß Jemand, den sie von Klein auf kennt, nun seit soundsoviel Jahren erwachsen sein soll! Sie wird Sie gewiß gleich mit ‚Du' anreden."

„Nur zu, nur zu! Wir haben uns ja wohl Alle früher geduzt!"

„Freilich, freilich! Aber dann steckt man's plötzlich auf! Warum eigentlich? — Auch meine Schwester Jettchen — Sie wissen doch: Frau Bürger! — ist riesig gespannt auf Sie. Maja hat ihr schon immer von Ihnen erzählen müssen."

„Ach richtig, wie geht's Fräulein Maja?"

„Danke gut. Die ist ein Herz und eine Seele mit den Kindern!"

„Die Kinder?!" mischte sich Alexandra voll Lebhaftigkeit ein. „Nein, die Kinder sollten Sie mal erst sehen! Die goldigsten Geschöpfe, die es gibt! Was Entzückendes, und schön wie der Tag!"

„Na," sagte Malwida ein wenig abdämpfend. „Es sind ein paar rechte rheinische Rangen! Nettchen ist ja nun freilich schon elf Jahre alt und ein bischen vernünftig. Aber der Schorsch

mit seinen Acht und mal erst 'es Nieschen mit seinen Sechs — die kleine Agnes nämlich, ein bildschönes Geschöpf! — na, ich sag' Ihnen, Herbrand, das sind zwei Nichtsnutze! Den ganzen Tag auf Bäumen und in Scheunen! Die reine wilde Jagd!"

Herbrand that, als freue er sich unaussprechlich. Bei sich aber dachte er: Drei Tage werd' ich bleiben, und reise dann wieder ab! —

Sie gingen einen Fußweg, dicht am Rhein entlang. Zu ihrer Rechten lagen lauter Gärten, meist Obstgärten. Der Duft des Obstes drang durch die Luft, erfüllte Alles mit betäubendem Wohlgeruch. Viele Bienen, auch Wespen schwirrten umher, und Schmetterlinge flatterten, in allen Farben, vornehmlich weiße.

Es war sehr warm, und die Abendsonne brannte von der Seite.

Nur wenige Menschen begegneten ihnen, meist Landleute. Alle sagten: ‚Guten Abend!'

Drüben läutete eine Kirchthurmglocke, dunkel und ernst. Gebimmel von kleineren mischte sich hinein.

So ging's etwa eine halbe Stunde lang.

Plötzlich riefen Kinderstimmen: „Da sind sie, da sind sie!" — und hurtig verschwanden ein paar kleine Gestalten um eine niedrige Steinmauer.

„Das waren Schorsch und Nieschen!" sagte Alexandra. „Wartet nur, ich kriege euch!" rief sie, klatschte in die Hände und war flink hinter den Kindern her. Diese krähten mit hellen Stimmen.

Ueber ein paar ausgetretene Steinstufen ging's jetzt durch ein wackliges Gitterpförtchen, auf eine große Obstwiese. Leinen

waren ausgespannt zwischen den Bäumen, kreuz und quer. Hier und da baumelte ein Wäschestück.

Alexandra hetzte sich mit den Kindern herum, die, gewandt wie die Wiesel, lachend vor ihr ausbogen. Auch ein größeres Mädchen war darunter, Nettchen.

„Schorsch! Nettchen! Nieschen!“ rief Malwida. „Wollt ihr wohl herkommen und Onkel Herbrand Guten Abend sagen! — Wer gibt am artigsten die Patschhand?!“

Die Kinder kamen angesprungen, noch glühend vom Laufen, reichten hastig die Hände hin, standen ein Weilchen verlegen, und waren dann wieder munter am Tummeln, sprangen und schrieen wie die Wilden.

Eine Weißdornhecke schloß die Obstwiese ab gegen den eigentlichen Garten. Die Gesellschaft trat ein, und über ungepflegte Kieswege ging es zwischen Rasenplätzen und Gebüsch dem Hause zu. Rosenstöcke standen umher, und auf Beeten blühten billige Blumen, Levkoyen, Astern und Geranien. Auch Rhabarber und Sonnenblumen waren reichlich vertreten, und in der Mitte eines der Rasenplätze irisirte eine spiegelnde Glaskugel.

Da kam ihnen, etwas schlürfenden Ganges, an einem Krückstock eine alte Frau entgegen. Klein war sie und beleibt, aber aus ihrem kräftigen alten Gesicht, einem derben Rassekopf, blickten ein paar dunkle lebendige Augen.

„Ah, da is ja der Jung'!“ rief sie und winkte salutirend mit dem Stock. „Na, komm emal her un laß Dich bekicke! Hähähä, 'nen Schnäuzer hat er wie 'nen Assessor! Da biste ja gar keine Jung' mehr!“

„Für Sie, Frau Rath,“ erwiderte Herbrand, indem er die Hand der alten Frau herzhaft umklammert hielt, „bin ich

immer noch der Jung' von früher! Wie freu' ich mich, daß Sie sich meiner noch so lebhaft erinnern!"

„Du wars' ene richtige Lotterbub!" sagte die alte Dame. „Da konnt' kei' Mensch klug aus werde! Heut still un piepsig wie e Mäusche, un morgen — ganz wie aus dem Häusche! Der reine Zappel-Philipp! Aber doch auch widder e lieb' Kählche (Kerlchen)! Un trugs' immer eso nette Böchsger (Hosen)! Aber der Herr Papa, will mir scheine, war doch strammer!"

„Mein Vater," lachte Herbrand, „hatte als königlicher Wegebaumeister meist im Freien zu thun. Ich aber bin leider so ein verdammter Stubenhocker!"

„Ja, dat is et," bestätigte die Alte und nickte dazu gewichtig mit dem Kopf. „Dat is et ganz un gar! Dat is grad wie mit mei'm Maalche" — sie deutete mit dem Stock auf Malwida — „dat is auch so ene Stubeminsch! Die kommt ganz auf ihre pommer'sche Vatter, während et Jettche mehr auf mich kommt! Eja!! — Na, mir hann uns' Maalche gut erausgefüttert. Die muß m'r als ab un zu emal e bische kuranze! Wat, minge Schatz?"

„Ja die paar Sommermonate jedes Jahr thun mir wirklich gut," sagte Malwida, ein wenig unaufmerksam. Sie blickte umher. „Wo ist denn Maja?" sagte sie.

„Wo soll se sinn?! Junge Mädcher müssen arbeide! In der Küch' is se, am Erdäppele-Schäle'!"

„Na, und Jettchen?"

„A — ah!" machte die Großmutter gedehnt. „Mir müssen unserem Herren Doktor doch e Gläsche Wein vorsetze! — Da is et Jettche in d'r Keller gegange un holt e ganz extra Dröppche! — Wat, Jung', dat gefällt D'r? Herr

Dokter?! Nu sag' emal, wat biste nu eigentlich für enen Dokter?"

„Doktor der Philosophie, Frau Rath! Nicht wahr, schrecklich?"

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Wat et heut all für Dokters gibt —! Die Welt schnappt nächstens noch emal über! Früher — da waren blos de wirklichen Dokters Dokter! Heut aber, nein, wat et da für Dokters gibt —! Wenn et aber mal an't ‚Doktere' geht, da stehn se da und wisse nix! Eja!! — Na, komm erein, Dokter! Et Jettche steht schon am Fenster un winkt. Da hat et d'r Wein also schon eraufgeholt!"

„Guten Abend, Herr Doktor!" rief Frau Jettchen vom Fenster aus. „Wundervolles Reisewetter, was!"

„Guten Abend, Frau Bürger! Ja, die Rheinfahrt war herrlich!"

Da kam auch Maja an. Hastig kam sie aus dem Küchenpförtchen gelaufen.

Sie trug ein blauleinenes Matrosenkleid. Ihre Locken hingen ziemlich zerzaust. Sie glühte.

Aber es war etwas seltsam Verlegenes, wie Eingeschüchtertes in ihrem Wesen. Ihre Begrüßung kam ein wenig unbeholfen heraus.

Herbrand schüttelte Maja die Hände und spähte ihr gleichzeitig in's Gesicht. Maja wandte unmerklich den Kopf zur Seite und schlug die Augen nieder.

Herbrand spannte alle seine geistige Aufmerksamkeit darauf, in diesem Moment sich selbst zu beobachten. Er war mit dem Ergebniß zufrieden. — ‚Gottseidank', sagte er zu sich, ‚ich bin nicht verliebt ...' Er war fest davon überzeugt.

„Ich werde in spätestens drei Tagen abreisen!' bekräftigte er nochmals vor sich selber. ‚Wie gut, daß meine geheimen Befürchtungen umsonst waren! Sich nochmals zu verlieben, — wie dumm wäre das gewesen!'

Und er blickte gutmüthig auf Maja hin, gleichsam mit mildem nachsichtigem Wohlwollen.

Diese drehte unruhig den Kopf hinundher und wurde abwechselnd blaß und roth. Man spürte ihr an, daß sie am liebsten gleich wieder davongelaufen wäre. Zu sagen wußte sie nichts.

„Du glühst, Kind!" sagte Malwida mitleidig und faßte sie bei der Hand. „Du hast gewiß wieder zu nah beim glühenden Feuer gestanden?"

„Ach wo!" haftete Maja hervor. „Mir schadet kein Feuer!" Und ein rascher, heller, halb neugieriger halb trotziger Blick flog über Herbrand hin.

Da hatte sich Maja auch schon losgerissen und war durch das Küchenpförtchen wieder verschwunden. Herbrand sah noch das goldene Blitzen ihrer kurzen Locken und das Wehen des dunklen Kleides, wie es ihr beim Laufen um die Knöchel schlug.

„Nu komm erein!" sagte Frau Justizrath Nathusius zu Herbrand. „Et jibt e lecker Dröppche!"

Dann saßen sie in der niedrigen schummerigen Wohnstube beisammen, Herbrand, Frau Rath und Frau Jettchen Bürger, und sprachen munter dem Weine zu. Weiße Tüllgardinen leuchteten an den Fenstern.

Die Kinder lärmten draußen auf dem Hausflur. Malwida und Alexandra waren ihren Besorgungen nachgegangen. Langsam zog der Abend ein.

Frau Jettchen erkundigte sich höchst eingehend nach Her-

brand's „Reise-Erlebnissen". Besonders war sie darauf gespitzt, von dem „Goslarer Mädchen" Näheres zu erfahren. Herbrand befriedigte indes ihre Neugierde schlecht, obgleich er heiter und freimüthig sprach. Für Frau Jettchen war das alles „viel zu harmlos", sie hatte „Mehr" dahinter vermuthet.

Frau Jettchen war eine lebenslustige Person, echte Rheinländerin. Trotzdem sie schwere Schicksale durchgemacht hatte, war sie „nicht todtzukriegen". Sie war Wittwe und gänzlich mittellos. Ihre Mutter hatte sie blos „aus Gnad' und Barmherzigkeit" bei sich aufgenommen. Der verstorbene Herr Bürger war — Anstreichermeister gewesen, ein wunderschöner, künstlerisch angelegter Mensch, aber ein liederlicher Leichtfuß. Das schneidige Jettchen war eines schönen Tages, da die Familie die Heirath hintertreiben wollte, mit ihrem Liebsten durchgebrannt, und sechs Wochen vor Nettchens Geburt hatten sie sich miteinander trauen lassen. Die ersten Ehejahre blieben für die Angehörigen nach wie vor in tiefes Dunkel gehüllt. Zwei Kinder, hieß es, seien gestorben, drei blieben übrig. Man hörte von Noth, Schlägen, Branntweintrinken. Schließlich brachten sie den „schönen, flotten" Bürger, im Zustande der traurigsten Verwahrlosung, in ein Irrenhaus, wo er drei Monate später starb. Frau Jettchen hätte mit ihren drei „Würmern" auf der nackten Straße gesessen, wenn eben die Mutter nicht jene „Gnad' und Barmherzigkeit" geübt hätte. Seit fast sechs Jahren war jetzt Jettchen wieder zuhause. An ihrem Wesen und an ihrem Aeußeren, das so frisch und blühend war, hätte Niemand von diesen Schicksalen das Leiseste zu merken vermocht.

An diese ihm wohlbekannten Erlebnisse mußte Herbrand denken, als er Jettchen, drall und rundlich vor sich sitzen sah.

Sie glich Malwida nicht im mindesten, war brünett und dunkel und mit beweglichen, schelmischen Augen. Auf den Wangen zwei Grübchen.

Auf dem Tisch brannte jetzt eine Lampe. Der Wein funkelte in den grünen Römergläsern. Die wenigen alterthümlichen Möbel warfen schwere Schatten. Das Gespräch pendelte fröhlich hinundher.

Thüren schlugen, Schritte klapperten den Hausflur hinunter, die Kinder kamen ins Zimmer gestürzt. Man hatte sie eine Zeitlang nicht gehört, da hatten sie in der Küche ihr Abendbrod bekommen. Sie wollten jetzt Gutenacht sagen, d. h. eigentlich noch ein bischen aufbleiben. Sie bettelten und quälten. Die Mutter gab nach. Die Großmutter „brummte".

Neues Thürenschlagen, helles Stimmengewirr, Schlüssel- und Gläserklappern im Hausflur — Malwida, Maja und Alexandra kamen herein, um den Tisch zu decken. Lena, die Magd, begoß derweile in der Küche den Braten.

So war mit einem Schlage das ganze Zimmer voller Menschen, — voller Weiber! Und Alle schrieen, lachten und schwadronirten. Und es flatterte und schwirrte, wie in einem Taubenschlage.

Herbrand war in einer Minute Dutzenderlei gefragt, sollte dutzenderlei Antworten geben. Er kam sich wieder ganz wie verwirrt und betäubt vor, und langsam zog er sich in eine Fensterecke zurück.

Glücklicherweise wurden wenigstens die Kinder endlich hinausgeschafft. Lena war gekommen, um sie zu Bett zu holen. Alsdann setzte man sich zum „Nachtessen" nieder.

Auch hier waren sämmtliche Damen fast unnatürlich leb-

haft und meist am Durcheinandersprechen. Am stillsten schien noch Maja zu sein. Sie war weitaus die Jüngste und offenbar daran gewöhnt, ein wenig niedergehalten zu werden. Namentlich hatte Jettchen ihr gegenüber einen befehlhaberischen Ton, der Etwas an eine herrschsüchtige Gouvernante erinnerte.

Dadurch wurde Herbrand auf Maja wieder aufmerksam. Sie saß ihm schräg gegenüber, von der Lampe hell beschienen. ‚Wie lieblich sie doch ist!' dachte er. ‚Nun! solange ich hier bin, will ich mich recht an ihr erheitern!' Und er fühlte, daß er ihr im Grunde wirklich sehr gut war. — Aber daß er das einmal für ‚Liebe' hatte halten können?! . . . Lächelnd schüttelte er leise den Kopf.

Das Tischgespräch interessirte ihn gar nicht, machte ihn blos müde. Richtiger Frauenzimmerklatsch, lauter kleine Tageserlebnisse und Geschichten, farbig aufgebauscht, manchmal auch possierlich aufgeplustert. Und jedes dritte Wort wurde belacht.

Wie fade die Weiber doch gleich werden, dachte Herbrand, sobald ihrer Viele beisammen sind! Nicht einmal Malwida ist jetzt mehr als ein beliebiges Dutzendgänschen. Und ist in Berlin doch eine Künstlerin! Wofür nur jetzt dieses provinziale kleinbürgerliche Geschwätz?! Dieses Wichtigthuen mit tausenderlei Nichtigkeiten?!

Herbrand wurde immer einsilbiger, und schließlich direkt unbehaglich und übellaunig. Bereits früh am Abend empfahl er sich und ging auf sein Zimmer.

Ohgott! dachte er. Unter Weibern kann ich es nicht aushalten! Wären die drei Tage doch schon um!

Dann legte er sich ins Bett und nahm ein Buch: Maupassants ‚Notre Coeur'! . . .

Er las gute zwei Stunden.

Dann löschte er die Lampe aus und schlief ein.

Die Eindrücke des Tages zogen noch einmal wie flüchtige Schattenspiele an ihm vorüber. Sein letztes Gefühl war: Ungeheure Wurschtigkeit . . .

11.

Als Herbrand am folgenden Morgen erwachte, war Alles — ganz anders!

Er begriff seine Mißstimmung vom vorigen Abend nicht. Sie lag hinter ihm wie ein wirrer alberner Traum. Er fühlte sich so seltsam glücklich, so voller Zuversicht. Die Sonne fiel durch die weißen gesteppten Gardinen und malte auf den Fußboden allerhand lustige wackelige Kringel. Zuweilen fiel ein Strahl auf die kristallene Wasserkaraffe. Der flog dann irisirend, neckisch, wie ein beflügeltes Stück Regenbogen, durchs Zimmer. . . . Herbrand sprang aus dem Bett.

Rasch war er angezogen und trat ins Freie hinaus. Es war Sieben Uhr morgens.

Nahe beim Hause, auf einer Art Vorplatz, standen ein Maulbeerbaum und eine Kastanie, zwei alte breitästige Gesellen, die behagliche Schatten warfen. Dort war der Frühstückstisch gedeckt. Doch kein Mensch war in der Nähe. Eine angepflockte weiße Ziege war das einzige Lebewesen.

Herbrand trat auf die Landstraße hinaus und ging umher. Wie schön, wieder in der Heimath zu sein! Wie doch Alles andere Farbe, frischeren Klang hier trug! Und die tausend Heimlichkeiten und scheuen Erinnerungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenschwollen!

Auf diesem Baum, im Garten des Nachbars, hatte er einmal gesessen und tüchtig Kirschen gemaust. Dort im Graben hatte er gelegen, mit der „Schleuder“, und auf Spatzen geschossen. Und einmal war er diese ganze staubige Landstraße hinunter schwitzend heimgewankt, und schleppte einen Kasten mit Mineralien, die er irgendwo in einem Steinbruch gesammelt hatte, anderthalb Stunden entfernt!

Ein herrschaftliches Gefährt sauste an ihm vorüber, in scharfem Trabe. Die blitzenden Räder verschwanden fast in der aufgewirbelten Staubwolke.

Das ist die Gegenwart! dachte Herbrand. Alles hastig vorüber, Alles im Staub wie verschwindend! Und er blickte hinaus, auf Das, was ewig und unzerstörbar ist: auf die Berge, die farbenernst herniedergrüßten.

Vor ihm lag der Petersberg, breit und mächtig hingelagert, hinter einer blühenden, fruchtgesegneten Flur. Zur Seite die scharfe Zacke des Drachenfels, mit der steilen romantischen Ruine. Die Wolkenburg daneben, ein grauer abgeplatteter Quaderbruch. Zwischen anderen Bergen, hervorlugend, die Jakobinermütze des Oelbergs. Die Löwenburg war unsichtbar, die ragte tiefer ins Land hinein, über Honnef, dem „rheinischen Nizza“, und über dem neuen, prächtig erbauten Phthisiker-Heim, in dem Betty Vages — — Doch nein, solche Gedanken mußte er jetzt zurückdrängen!

Er trat in den Garten zurück.

Da sprangen die Kinder ihm entgegen. Und gleich hinter ihnen kam Maja und trug eine mächtige dampfende Kaffeekanne nach dem Frühstückstisch. Frau Justizrath Nathusius saß in einem Korbsessel, die Brille auf der Nase, und las die „Kölnische“.

Maja sah entzückend frisch aus. Sie trug denselben Leinenkittel wie gestern Abend und dazu noch eine große Arbeitsschürze. Ihre Locken flogen, während sie dahinschritt, auf und nieder um den zartgerötheten Hals, die Wangen entlang. Ihre Blau-Augen leuchteten, als ob sich der ganze Himmel darin spiegelte. Eine stille Freude durchbebte Herbrand, wie ein trunken-süßes Geheimniß, ihm selber unbewußt.

Impulsiv schritt er auf Maja zu und begrüßte sie. Diese neigte heiter-lächelnd, mit schlichter Anmuth, den Kopf. Dann stellte sie vorsichtig und bedachtsam die Kaffeekanne auf den Tisch. Darauf gab sie Herbrand die Hand und lachte — jetzt ganz wieder offen und hell, wie vor Monaten in Berlin.

Die Großmutter nickte Herbrand stumm-vertraulich zu. In ihrer Morgenlektüre ließ sie sich nicht stören — die war für sie eine Art Andacht.

Die Kinder verlangten stürmisch, daß vor dem Frühstück erst noch „der Michel" zu fressen bekäme. Der Michel, das war die weiße angepflockte Ziege. Sie zerrte schon ungeduldig an ihrer Leine.

Maja kniete vor der Ziege nieder und reichte ihr Klee und Gras mit der freien Hand. Das Thier rupfte gierig sein Futter zu sich her. Die Kinder standen dabei, die Hände auf die Kniee gestemmt, und freuten sich. Nettchen aber sagte mit gewichtigem Ernst:

„Ja, der Michel kennt den Mayer ganz genau."

‚Der Mayer' — Ohgott! Herbrand bekam förmlich einen Schreck! ‚Der Mayer' war — Maja! Diese aber lachte.

„Die Kinder haben mich des Scherzes halber so getauft, weil ihnen Maja zu fremd vorkam! Und dann muß hierzulande Jeder seinen Spottnamen haben. Schön ist der meine

ja nicht — anfangs ärgerte ich mich ein wenig, dann mußte ich lachen. Jetzt merk' ich's schon gar nicht mehr, wenn sie ihn brauchen. Man gewöhnt sich an sowas."

Jaja, schon richtig! Aber Herbrand hätte die Kinder — hassen mögen!

Nun waren auch die Anderen gekommen, Alexandra genannt ‚Alex', Malwida genannt ‚Maalchen' und Mutter Jettchen. Alle hatten etwas Rüstiges und Frisches und begrüßten Herbrand mit biederer Kameradschaftlichkeit.

Während des Frühstücks sagte Herbrand neckend:

„Heute Morgen hat Jemand, in aller Frühe, an meine Zimmerthür geklopft. Ich glaube, es war Fräulein Maja."

Maja erschrak. Die Anderen sahen vorwurfsvoll zu ihr hinüber. Und Jettchen sagte:

„Dann hat der Mayer gewiß mal wieder geschlampt! Entschuldigen Sie nur die Störung, Herr Doktor! Die Maja hat nämlich des Morgens im Corridor mit einem nassen Lappen den Fußboden aufzuwischen. Dabei hat sie gewiß versehentlich an Ihre Thür gestoßen."

„So — das war es?" lachte Herbrand. „Aber Sie müssen dem armen Fräulein darum nicht böse sein! Ich wurde nicht im mindesten gestört. — Uebrigens," fügte er mit einem verfänglichen Lächeln hinzu, „freut's mich, daß ich Geräusch wie Persönlichkeit gleich richtig tarirt habe."

Maja, ganz roth geworden, bat Herbrand stammelnd um Entschuldigung. Dieser wehrte ab, und Malwida fragte, woran er denn gerade Maja erkannt habe.

„Das sollte eigentlich mein Geheimniß bleiben," erwiderte Herbrand schalkhaft. „Ich bin nämlich ein geübter Bett-Lauscher. Die feinsten Geräusche vermag ich alsdann zu unterscheiden und

zu individualisiren. Ich habe Fräulein Maja am musikalischen Rhythmus erkannt — beim Aufwischen sowohl wie auch beim Athmen und . . . Seufzen!“

Alle lachten, und Alexandra beneidete Herbrand laut um sein verfeinertes Gehör. Die Großmutter bemerkte trocken dazu:

„Der Vatter war genau so! Der konnte auch jeden Bekannten, der hinter ihm herkam, am Schritt erkennen!“

Darüber unterhielt man sich noch eine Weile und dann wurde der Frühstückstisch abgetragen.

„Wir Weiber müssen jetzt sämmtlich an die Arbeit. Da machen Sie wohl einen kleinen Morgenspaziergang?“ sagte Malwida.

„Ich werde mich an den Rhein setzen und lesen,“ gab Herbrand zur Antwort. Er holte seinen Maupassant und schlenderte langsam, erst durch den Garten, dann über die Obstwiese, zum Fluß hinunter. Unter einer Brombeerstaude, die schmalen Schatten spendete, ließ er sich nieder, las und träumte, träumte und las und fühlte Wohlbehagen in allen seinen Gliedern. Die Wellen saugten still am Strande und plätscherten nur zuweilen etwas lebhafter, wenn ein Schiff vorüberkam, meist langsam keuchende Schleppdampfer, die Ketten schwerer Frachtkähne hinter sich herzogen. Die hellgrüne Oberfläche des Flusses lag von blitzendem Sonnengold durchwirkt, unablässig spielend und schillernd.

Herbrand war's, als duselte er über dem Lesen langsam ein. Majas Bild glitt an ihm vorüber, zerflatterte, kam wieder. Er mußte Das willenlos an sich geschehen lassen. Was sie jetzt wohl anfangen mag? dachte er, stand auf und schritt dem

Hause zu. Da fand er Maja unter den beiden Bäumen. Sie saß am Tisch mit einer Küchenarbeit.

Sie blickte auf, als er kam. Regte sich sonst nicht. Er setzte sich zu ihr und wischte sich mit dem Taschentuch durchs Gesicht. Es fing bereits an, sehr heiß zu werden. Den Maupassant legte er vor sich auf den Tisch.

„Was machen Sie da, Fräulein Maja?“ fragte er.

„‚Fitzeböhncher‘!“ kam es lachend zurück. „Wissen Sie, was das ist?“

Herbrand lächelte. „Ich bin doch auch vom Rhein! Da weiß ich natürlich auch was ‚Fitzeböhncher‘ sind! In Berlin sagte man höchst ehrbar ‚Schneidebohnen‘.“

Maja kicherte leise. Dann sah sie aufmerksam zu Herbrand hin. „Achja“, sagte sie ein wenig befangen, „Sie sind ja auch von hier! Wie herrlich das sein muß! Ich kann mir das Glück gar nicht vorstellen, daß Jemand hier geboren ist und seine ganze Kindheit in diesem Paradiese hat zubringen dürfen. Ich denke mir das wie eine ewige traumbefangene Seligkeit.“

„Kinder, glaub' ich,“ sagte Herbrand, „sind überall gleich glücklich, wo man sie frei sich tummeln läßt. Sie haben doch höchst selten schon Sinn für landschaftliche Schönheit! — Aber später, die Erinnerung, die macht's, das phantasievolle Sich-zurückdenken! Und gar die Heimkehr! Man wird ordentlich hochmüthig dabei, bildet sich was ein auf diese Gegend, fast als ob man sie erschaffen hätte. Und doch ist *sie* es gewesen, die *uns* erschaffen hat!“

„Auch darauf kann man sich was einbilden! Ich wenigstens, — thät' es!“

„So? Sie thäten es?“ Herbrand wußte wohl selber nicht wie liebenswürdig er dabei lächelte. „Sie dürfen es auch

so! . . . Mir kommt's schon so vor, als ob auch Sie hier geboren wären, als ob Sie hier geboren sein müßten. Sie und diese Landschaft passen sogut zusammen."

Maja sah ihn strahlend an, schlug aber gleich, wie demüthig, die Augen nieder. „Ach nein," stammelte sie, „ich bin im märkischen Sand gewachsen. Und da gehöre ich auch hin!"

„Glauben Sie? Im märkischen Sande wachsen blos Kiefern. Und Sie sind doch — eine Maiblume!? . . . Aber verzeihen Sie, das klingt wie ein Compliment! Und es ist doch blos, was Alle sagen! — Was mich übrigens angeht, so bin ich ja auch durchaus nicht ein Eingeborener dieses ‚Paradieses'! Ich bin, wie Sie wissen, von drüben her, aus Bonn. Und das ist eine winklige schmutzige Stadt."

„Aber wie herrlich gelegen, zwischen Rhein und Gebirge! Und dann auch — Beethovens Geburtsort!"

Sofort durchschoß es Herbrand: ‚Hat sie vielleicht meinen Brief gelesen?' — Und wegwerfend sagte er:

„Der ist dort auch grade im dicksten Schmutz geboren! Und mit welchen Mühen hat er sich herauskämpfen müssen!"

Maja sah ihn fast erschrocken an. Wahrhaftig, er saß da und runzelte die Augenbrauen, als ob ihm Einer gottweißwas gethan hätte.

„Wie können Sie sowas nur sagen?" flehte sie. „Ich habe Beethovens Geburtshaus gesehen, und es hat für mich etwas unendlich Rührendes. Auf die ausgetretenen Stufen der schmalen Holzstiege wagte ich kaum meinen Fuß zu setzen. Mir war als müsse ich auf jeder einzelnen anhalten und andächtig niederknieen. Das dunkle ärmliche Hinterhaus mit den winzigen Fenstern, um die sich wie an einem Dornröschen-Schloß dichte Weinranken schlingen — aus Allem fühlte ich

eine tiefe Poesie mir entgegenwehen! — Und dann, dann stand ich in der Thür des armseligen Zimmerlochs, in dem er geboren wurde! Achgott, da mußt' ich an die arme Mutter denken, die da lag, ohne Luft, ohne Licht, und gewiß auch ohne viel Hülfe! Und konnt' sie denn wissen, daß das kleine nackte Wesen, das da vor ihr lag und wimmerte, das gradeso schrie wie alle Kinder, daß das einmal der große große Beethoven werden würde, den die Welt nie wieder vergessen wird?!"

Sie hatte in ihrer Arbeit innegehalten und saß da, die Hände in den Schooß gesunken, mit verklärt blickenden Augen.

Nein, dachte Herbrand, indem er scheu zu ihr hinüberspähte, es ist kein Falsch in ihr, keine Berechnung.

„Wie rührend, daß Sie an die Mutter denken!" sagte er weich. „Aber glauben Sie nicht, daß jede Mutter anfangs ihr Kind für ein — Genie hält?"

„Vielleicht! Es ist so natürlich für eine Mutter, das Glänzendste zu erhoffen!"

„Und ich sage Ihnen: die Mütter haben recht! Denn stets wohl schlummert im Kinde Etwas vom Genie! Nur daß das Leben so selten es zur Reife bringt!" Er schwieg eine Weile und saß wie düster da. Dann hellten seine Züge sich plötzlich auf. „Sind wir zwei komische Kerle!" rief er lustig. „Von Beethoven sprechen wir, und vom ‚Genie', und Sie sollen doch ‚Fitzeböhncher' schneiden!"

Sie lachten Allebeide.

„Richtig, die ‚Fitzeböhncher' darf ich nicht vergessen, sonst krieg' ich Schelte!"

„Soll ich Ihnen helfen, damit's schneller geht? Ich war ja schon einmal Ihr gelehriger Schüler!"

Maja erröthete.

„Nein, einmal und nicht wieder!“ sagte sie bestimmt. „Es war frech von mir, daß ich Sie damals in die Küchenschürze steckte! Sowas gehört sich nicht. Ein Mann bekommt immer gleich was Verächtliches, wenn — —“

„Aber ich bekam doch für Sie nichts Verächtliches!“ rief Herbrand lebhaft.

„Oh nein!“ betheuerte Maja warm, während immer noch die Röthe auf ihren Wangen duftete. „Das können Sie niemals! Aber auch die Anderen sollen nicht — —. Nein, es soll sich Niemand über Sie lustig machen dürfen!“ Ihr Gesicht nahm einen merkwürdigen Ausdruck von Entschiedenheit an.

„Es scheint, man hat Sie ein wenig geneckt,“ lispelte Herbrand beschwichtigend. „Aber Sie müssen das nicht so feierlich nehmen“ . . . Ach, und er freute sich doch grade, daß sie's feierlich nahm! Doch gemessen fuhr er fort: „So gutmüthig sind die Menschen nun einmal nicht, daß sie eine Gelegenheit zum Witzereißen vorübergehen ließen, auch wenn's über ihre besten Freunde hergeht! Ein bischen Klatschen ist immer schön —! und wie sollte man sonst mit der Langeweile fertig werden?!“

„Ich will aber nicht,“ sagte Maja trotzig, „daß die Menschen hinter Ihrem Rücken Schlechtes von Ihnen reden!“ Sie machte ein Gesicht wie ein eigensinniges kleines Kind.

Herbrand fühlte ein Entzücken in sich, als ob er zerspringen müßte. Nur mühsam hielt er sich im Zaum. „Sie sind ja für meine Ehre sehr besorgt,“ sagte er lächelnd. Aber bedeutungsvoll flüsternd fügte er hinzu, und seine Stimme zitterte vor innerer Wärme:

„Das ist sehr lieb von Ihnen!“ . . .

Maja erbebte leise, bückte sich dann rasch, und holte aus dem neben ihr stehenden Korb einen neuen Stoß Bohnen. Sie warf die Bohnen auf den Tisch.

„Aber ich muß wirklich fleißiger sein!“ murmelte sie tonlos. „Ich werde sonst nicht fertig.“

Und eifrig beugte sie sich über die Arbeit und ‚fitzte‘ emsig die Bohnen in ihre blaue Schürze. In goldenen Flocken glimmte ihr das Haar auf der tief errötheten Stirn und um den heißgewordenen Hals, an dem die Pulsadern klopften.

Herbrand rauchte schweigend eine Cigarrette und sah fortwährend Maja an.

Diese fühlte seinen Blick. Und etwas stockend sagte sie:

„Wollten Sie nicht lesen? Und ich habe Sie gestört! Seien Sie mir nicht böse, um mein albernes Geschwätz!“

Ein wenig kühl erwiderte Herbrand:

„Oh bitte, meine Lektüre kann warten. Es ist vielleicht ganz gut, wenn ich mal eine Pause mache.“

„Sie lesen gewiß was sehr Schweres?“ fragte Maja schüchtern, nach einem Stillschweigen.

„Den Roman eines Franzosen! Er handelt von einer Frau, die nicht lieben kann!“ Und als Maja verwirrt zu ihm aufsah: „Wirklich! Eine Frau, die viel geliebt wird und auch selbst gern lieben möchte, die es aber nicht vermag. Sie ist nicht imstande, sich wahrhaft zu verschenken, weil sie nicht imstande ist, sich wahrhaft zu vergessen. Mitten im Rausch bleibt sie einsam, fühlt sie sich selbst und ihre tödtliche Gleichgültigkeit. Ihr ist die Liebe eine mondäne Sache. Aber was die Seligkeit der vollen Hingabe ist, das weiß sie nicht. Und sie

kann es auch nicht erlangen, weil die Natur es ihr versagt hat."

„Ohgott! Und sowas lesen Sie? Dafür können Sie Sich interessiren?" — Wie ein Vorwurf klang Das zu ihm hinüber.

Herbrand freute sich, aber er lächelte vornehm und sagte:

„Nun, ich lese es ‚der Wissenschaft halber'. Auch ist der Roman künstlerisch ein Meisterwerk. Er ist von Guy de Maupassant."

Maja hörte darüber hinweg. Sie grübelte vor sich hin. Leise sprach sie, wie zu sich selber:

„Eine Frau, die nicht lieben kann?! . . . Gibt es das? . . . Oh, die muß eine Kranke sein! Und wie unglücklich muß sie sich fühlen! wie verarmt! . . . Ich glaube, die muß sich vor sich selber fürchten! Die muß ein Grauen vor sich empfinden, wie — —! . . . Nein, ich kann mir Das alles garnicht denken!!"

„Es ist auch besser so," murmelte Herbrand leise, zärtlich.

„Was sagen Sie?" blickte Maja zu ihm auf.

Herbrand machte blos mit der Hand eine abwehrende Bewegung, antwortete aber Nichts. — Du liebes holdes Ding! dachte er voll Wärme. Und mit Wonne fühlte er, wie all der künstliche Widerstand der letzten Monate vor dieser reinen Natur zerschmolz, wie ein Neues in ihm zu werden begann, und daß er das ruhig wachsen lassen müsse, weil er Nichts davon noch dazu thun könnte.

Sie saßen jetzt wieder eine Weile schweigend.

Die Blätter der beiden Bäume, über ihnen, raschelten durcheinander, und in goldenen zitternden Tropfen sickerte die Sonne hindurch. Die Wärme stieg. Ein schwerer Duft lag

umher — der hatte fast etwas Betäubendes. Die Farben standen grell. Blau-violette Schatten setzten in scharfen Linien vom gelben Lichte ab.

Herbrand schaukelte sich in seinem Gartenstuhl leise hin und her. Er blies bläuliche Rauchringe in die Luft und bemühte sich, die kleineren durch die größeren hindurchzujagen. Maja blinzelte hinüber und lächelte still.

Dann sprachen sie von ihren Kindheitsjahren.

Herbrand erzählte von den Erinnerungen, die ihm heute Morgen gekommen waren. Sein verstorbener Vater und die Frau Rath waren Jugendfreunde gewesen, man munkelte sogar, sie hätten sich mal heirathen wollen. Nun, davon wußte er Nichts, wollte auch nichts wissen! Aber er war als Kind viel in Nieder-Dollendorf gewesen, freilich öfter noch in Honnef, bei einer Großtante, bei der es jeden Freitag Pfannekuchen mit „Apfelkraut“ gab, was er „leidenschaftlich“ gerne aß! Dann „schwärmte“ er noch ganz besonders für frische „Ringelotten“, nämlich für Reineclaudes — aber daran hatte er sich gewöhnlich den Magen verdorben.

Maja lauschte seiner heiteren Erzählung, sah aber selbst gar nicht heiter dabei aus. Sie hatte eine trübe Jugendzeit gehabt. „Ich war mit fünf Jahren schon Waise. Und dann immer in der großen Stadt, in Berlin. Mein Großvater, bei dem ich wohnte, war ein sehr tüchtiger Mann, aber hart und verschlossen, und meist mürrisch gegen mich. Nur in den Schulferien lebte ich auf. Dann ging ich nach Mecklenburg aufs Land, zu Verwandten unserer Wirthschafterin. Da konnt' ich mich dann tüchtig austoben, und ich war oft wilder als der wildeste Junge. Aber dann war ich auch wieder ganz still und saß stundenlang allein am Rande des Waldes. Da-

mals habe ich die Natur lieben gelernt, die immer noch meine einzigste Freundin ist.“

„Aber Malwida, Alexandra —!? An denen haben Sie doch gewiß treue Freundinnen?“

„Ohja, und auch an Jettchen! — Aber was die Natur mir ist, das vermögen sie mir doch niemals zu sein! — Das ist ganz, ganz etwas Anderes ....“

Maja träumte versonnen vor sich hin.

„So stehen Sie denn ganz allein da?“ fragte Herbrand leise.

„Ich habe ein paar Verwandte. Aber die sind mir ziemlich fremd. Einige habe ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Andere sind todt, wie mein Großvater. Aber das Schlimmste ist doch, daß meine Mutter todt ist, und schon, seit ich noch ein ganz kleines Kind war.“

„Auch ich habe meine Mutter verloren,“ murmelte Herbrand. „Freilich erst vor vier, fünf Jahren. Solange lebte ich mit ihr zusammen in Bonn, zuletzt in Berlin. Mein Vater aber ist schon zwanzig Jahre todt. Auch eine Schwester hab' ich noch, sieben Jahre älter als ich. Die ist nach Rußland verheirathet.“

„Die sehen Sie wohl sehr selten?“

„Fast niemals. Sie ist übrigens eine Stiefschwester, und wir stehen uns ziemlich fern. — Alles in Allem, mein liebes Fräulein, hat unser Schicksal ja manche Aehnlichkeit ..?!“

Maja nickte und sah in ihren Schooß. Ihre Hände waren mechanisch beschäftigt. Dann schlug sie plötzlich die Augen weit auf und sah Herbrand an, mit einem Blick so klar und so groß, und so voll vertrauender Hingabe, daß er bis ins Innerste seines Wesens erbebte.

Fast heftig drückte er die Augen ein!

— — —

In der dunklen Thür des Wohnhauses stand hell Malvidas schmächtig-zarte Erscheinung. Langsam betrat sie den Vorplatz. Alexandra kam hinter ihr drein. Durch grelle Sonne schreitend näherten sie sich dem schattigen Platz unter den beiden alten Baumriesen, dem Maulbeerbaum und der Kastanie.

Sie thaten ein wenig erstaunt, daß Maja noch nicht weiter war mit ihrer Arbeit. Sie setzten sich hinzu, und hurtig ging jetzt das Bohnensitzen zudritt, sachlich wie in einer Kochschule.

Herbrand versuchte wieder zu lesen. Aber zerstreut blickte er über den Rand des Buches hinweg. Auf dem Vorplatz spielten zwei Katzen, eine weißgescheckte und eine graue. Die graue lag auf dem Rücken und wehrte sich mit den Pfoten gegen die munteren Angriffe und Sprünge der Scheckigen. Dann kamen die Kinder hinzu, mit ungeregeltem Geschrei, fuhren zwischen die Katzen und jagten sich mit ihnen laut in der Sonne herum, der Hitze nicht achtend.

Draußen auf der Chaussee flog manchmal Staub auf. Dort fing es jetzt an lebhaft zu werden, Fußgänger und Radfahrer, Equipagen und Lastfuhrwerke bunt durcheinander. Die Meisten sprachen laut, Einige sangen, Alle hatten geröthete Gesichter.

Herbrand klappte den Maupassant zu, stand auf und ging zu den Kindern. Er setzte sich auf die Steintreppe des Hauses, nahm Nieschen auf den Schooß, duldete, daß Schorsch sich mit seinen Ellbogen auf ihn stützte, und während Nettchen zu seinen Füßen gekauert saß, fing er an, allerhand Schnak zu erzählen. Die Kinder amüsirten sich köstlich. Die Katzen aber, wie gekränkt, sprangen in hohen Sätzen davon.

„Herbrand,“ rief da Malwida vom Tisch herüber. „Wie

ist's? Machen wir heute Nachmittag einen Ausflug? Meine Mädels sind sehr dafür!"

„Ich auch!" lachte Herbrand vergnügt. „Wohin denn?"

„Auf den Petersberg, denk ich! Heute Nachmittag nach dem Kaffee!"

Herbrands und Majas Augen begegneten sich.

Nach dem Petersberg! Famos!

12.

Herbrand lag in der Hängematte, draußen auf der Obstwiese, sänftlich eingeduselt, während vom Rhein her ein kosendes Nachmittags-Windchen leise um ihn fächelte.

Plötzlich war ihm, als hörte er Schritte, weiche, gedämpfte.

Träg öffnete er die Augen. Da sah er sie wie eine irdische Lichterscheinung auf sich zuschreiten. — Maja!

Sie trug über einem grauen Kleidrock eine weiße Bluse, die umschlossen war von einem schwarzsamtenen Mieder, in dem ein Blumenstrauß steckte. Von dem Mieder gingen, nach tirolerischer Art, zwei breite Gurte über die Schultern hinüber. Am Arm schlenkerte der helle Strohhut, dessen grüne Seidenbänder flatterten. So sah Maja fast aus wie ein Landmädchen, das sich zur Kirmeß geschmückt hat. Und dieses Volkskindhafte stand ihr gut.

Herbrand blickte ihr schmunzelnd entgegen. Zum Aufstehen war er eigentlich zu faul. Dann aber versuchte er doch herauszukrabbeln, war ungeschickt und wäre um ein Haar auf die Erde gefallen.

Maja stieß einen leichten Schrei aus. Dann aber lachte sie tüchtig über den tölpischen Herrn Doktor.

Herbrand drohte ihr im Scherz mit dem Finger.

„Geschwind!" rief Maja. „Sie sollen Kaffeetrinken kommen! Es ist vier Uhr, wir müssen bald aufbrechen."

Herbrand spürte nicht die mindeste Lust, diesen hübschen Platz, wo er mit dem schönen Mädchen so reizvoll allein war, zu verlassen. Auch fühlte er noch eine mollige Schlafträgheit in den Gliedern.

„Ach riechen Sie nur, Fräulein Maja, diesen herrlichen Obstgeruch!" sagte er und legte den Kopf wie träumend auf die Seite. „Der umgibt Einen wie mit schmeichelnden Dämpfen und weckt tausenderlei Bilder in Einem."

Aber Maja war gar nicht weichlich aufgelegt. „Warten Sie nur!" lachte sie. „Nächstens fällt Ihnen noch mal ein Apfel oder eine Birne auf die Nase, und das wird dann ein sonderbares Wachwerden!"

„Ich hörte im Traum das Obst um mich fallen," sagte Herbrand träge. „Dumpf und weich schlug es auf den Rasenboden auf. Mir ward dann so eigen zu Muth, so angenehm-gruselig. Nicht um die Welt hätt' ich aufstehen können." Er reckte sich ein wenig und gähnte leise.

„Sie Faulpelz, Sie!" rief Maja in lustiger Entrüstung. „Ich soll sie holen kommen — und muß Sie wohl förmlich von hier verjagen!" Damit kam sie auf ihn zu und that, als wollte sie mit dem Strohhut nach ihm schlagen.

Herbrand bückte sich und wich vor ihr aus. Dann gab er sich ans Laufen.

„Mich kriegen Sie nicht!" rief er neckend und rannte zum Rhein hinab.

Maja hinter ihm drein. Aber ängstlich rief sie ihm zu: „Sie sollen ja nicht an den Fluß hinunter, Sie sollen ja nach Oben kommen!"

„Achso!“ sagte Herbrand, drehte sich jählings um und lief wieder zurück, direkt auf Maja zu.

Sie schrie auf und floh.

Aber Herbrand war dicht hinter ihr her. An der Weißdornhecke kriegte er sie am Aermel zu fassen. Fast heftig zog er sie zu sich her.

Einen ganz kurzen Moment lang lag sein Arm um ihren Leib, und ihre Köpfe waren einander so nah, daß ihr Athem sich vermengte. . .

Aber im Nu hatte sich Maja wieder freigemacht. Sie war kreidebleich im Gesicht geworden, und in ihren Augen lag es wie tiefe physische Angst.

„Bitte!“ keuchte sie, und ihre Stimme bebte wie ohnmächtig, zuckte gleichsam zusammen.

Jetzt brauchte ich sie blos zu greifen, durchschoß es Herbrand, und sie wäre in meiner Gewalt. — War ihr Wesen nicht lange schon in Liebe zu ihm entzündet? Aber er sah sie zittern, sich fürchten. Und er verstand das tiefe Flehen ihrer Augen.

Nein, so nicht! sprach's in ihm. Nicht so! Wir müssen menschlicher zu einander kommen! — Zwar fühlte er seine Pulse fiebrig klopfen. Und das Mädchen stand schöner vor ihm als je. Aber doch! er bezwang sich.

Etwas gezwungen lachte er. „Haben Sie Angst, Fräulein Maja? Warum denn? Ich thue Ihnen doch Nichts!“

„Bitte kommen Sie hinein!“ hauchte Maja schnell und schritt rasch vor ihm her.

Etwas taumlig ging er hinter ihr drein. Er hätte sie so gerne geküßt! „Aber nein, nicht eher — bis ich ihr die

Seele von den Lippen küssen kann!" murmelte er lautlos vor sich hin.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Petersberg fand Herbrand Alles verändert. Er war da als Knabe in einer halben Wildniß herumgestrolcht. Und nun war dort ein gepflegter weitläufiger Park, mit wohlangelegten Wegen und klug ausgetüftelten Aussichtspunkten. Ein Riesenhotel erhob sich, bewacht von einem vornehm blickenden Portier, und Schaaren befrackter Kellner liefen eilfertig hinundher, um die zahlreichen und anspruchsvollen Gäste zu bewirthen. Das Schlimmste des Schlimmen aber war — eine Drahtseilbahn, die schon während des langsamen Aufstiegs durch stille Waldungen des öfteren schnaubend, wie ein neumodisches Drachenungethüm, neben ihnen aufgetaucht war und hier oben buntwimmelnde Opfer spie.

Durch all diesen „Krimskrams" fühlte Herbrand die Heiligkeit des Ortes entweiht, ein liebes Jugend- und Erinnerungsbild ruchlos zerstört. Da war mit einem Mal Alles auf den Effekt zugestutzt, wo die Natur doch von selber liebend soviel schon geboten hatte. Aber die öde Genußgier der Menschen konnte nicht eher ruhen, als bis sie mit rasselndem Tamtam überallhin „die Segnungen der Civilisation" getragen hatte.

Herbrand litt darunter. Und diese Empfindung suchte er in sich noch zu steigern. Er wollte damit in sich betäuben, daß er mehr noch unter etwas Anderem litt! Maja hatte sich den ganzen Weg über ersichtlich von ihm zurückgehalten, war schweigsam, mit gesenktem Kopf, neben ihm und den Anderen einhergegangen. Es lag wie eine sanfte müde Trauer über ihr. Wenn sie Antworten gab, so klang das zwar

freundlich, doch ohne innere Belebtheit und spontane Wärme. Nagten Skrupel an ihr?

Sie wollte sich von ihm zurückhalten — und doch! wie oft blickte sie verstohlen nach ihm hin! Es lag dann etwas Forschendes in ihrem Blick, gleich als ob sie an ihm herumräthsele. Und Herbrand suchte schüchtern, durch freundliches Lächeln, sie zu ermuntern. Aber immer wieder sank Befangenheit mit unruhigem Zweifel über Maja.

Sie machte sich Gedanken über sein Benehmen vorhin. Gewiß, sie sah darin Etwas wie Mißachtung für sie. Und dann machte sie sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu herausfordernd gewesen sei, daß sie ihre keimende Zuneigung zu rückhaltlos offenbart habe. Dies Alles fühlte Herbrand mit instinktiver Sicherheit heraus. Und er litt, weil sie litt.

Sie hatten, nachdem sie oben eine Stunde lang herumpromenirt waren, auf der großen Gasthof-Terrasse einen Platz gefunden, dicht an der Mauerwange, mit herrlichem Blick über das ganze Rheinthal. So saßen sie in gemüthlichem Geplauder beieinander, außer Maja und Herbrand, Malwida, Jettchen und Alexandra. Ein flottes Musikcorps schmetterte die bekannten lieblichen Weisen. Ein grauer Barde sang weinfröhliche Rheinlieder. Bonner Königshusaren, mit weißmützigen Corpsstudenten untermischt, saßen an langer Tafel und rangen mannhaft wider eine riesige Bowle.

Jettchen war höchst „aufgekratzt“ und erzählte eine Unmenge Schnurren. Malwida und Alexandra sprachen von ihren malerischen Plänen: sie hatten ein stilles Bergthal entdeckt und wollten dort Studien machen. Maja und Herbrand baten, sie gelegentlich begleiten zu dürfen. Das wurde ihnen freundlichst bewilligt.

Man trank einen Rheinwein, Geisenheimer, der vortrefflich mundete. Dazu aß man belegte „Schnittchen", mit Zunge oder Holländer Käse. So wurde die Stimmung allmählich animirt, auch bei Maja und Herbrand.

Maja saß, ganz wie damals in Schildhorn am Seeufer, so jetzt an der Balustradenmauer und schwärmte still-verzückt hinaus in die Landschaft. Ihr ganzes Wesen schien wie aufgelöst in Sehnsucht. Sie hätte wie ein Vogel überallhin fliegen mögen. Auf den Drachenfels, hinüber nach Rolandseck, weithinaus ins Land, bis wo ganz in der Ferne der letzte Bauernhof sie grüßte. Oder sie dachte es sich herrlich, so dem Strome zu folgen, der in mattem Silber heraufblitzte, sich vorsichtig windend in breiter Schlangenlinie, gelegentlich hinter einem Bergvorsprung verschwand, dann rasch wieder auftauchte und weithin sichtbar blieb, bis in ferne Nebel hinein. Maja blickte zurück, stromaufwärts. Ziemlich nahe lag Godesberg, mit seinem Hügel und zinnengeschmückten Ruinenthurm. Etwas ferner, schon kaum mehr als ein zackiger Streif am Horizont, ihr geliebtes Bonn, wohin sie allwöchentlich einmal zur Gesangsstunde fuhr. Aber ganz, ganz am äußersten Horizont, da tauchte wie ein blaß hingehauchter Schatten, noch Etwas auf, das sie mit bloßem Auge grade noch erkennen konnte: der Kölner Dom! Herbrand hatte ihn mit dem Fernglas ausfindig gemacht und ihr gezeigt. Sein weisender Arm fuhr mehrmals leicht an ihrer Wange vorbei. Der Athem seines Mundes streifte, indem er sprach, kosend ihren Nacken.

Mit seliger Freude fühlte Herbrand, wie jetzt alle Fremdheit von Maja gewichen war. Ihr ganzes Wesen athmete Vertrauen und Hingabe. Er hatte die Empfindung, daß sie sich am liebsten an ihn gelehnt hätte, wie ein Kind an den Arm seines Vaters.

Freilich schien es ihm dann auch, daß die Anderen aufmerksam geworden waren. Und so sehr er früher geglaubt hatte, daß Malwida, fast gegen seinen Willen, ihr beiderseitiges Verhältniß begünstigt hatte, so sehr meinte er jetzt wahrzunehmen, wie sie sich dagegen wehrte. In Jettchen aber sah er die Führerin der Opposition, die erklärte „Gegenspielerin". Sie suchte ihn und Maja fortwährend zu Antworten zu zwingen und an lauter abgelegenen Gegenständen festzuhalten, nervös mit dem Gespräch hinundherspringend. Gegen Maja selbst war sie ziemlich unfreundlich, stellenweise fast barsch, als wollte sie sie einschüchtern. Aber immer wieder markirte sie äußerlich den lustigen, rheinisch-losgebundenen Ton. Sie zog dann Herbrand mit seinen „Liebes-Abenteuern" auf, drohte ihm schalkhaft wegen seiner stets bewiesenen „Treulosigkeit" und zeigte sich außerordentlich beschlagen — vom Goslarer Mädchen bis zum längst verabschiedeten Puzzel vergaß sie keine. Aber niemals wurde sie direkt, stets glitt sie in losen Andeutungen drüberhin.

Das ganze Manöver war ja recht durchsichtig. Natürlich wollte sie Maja in der bekannten „ehrlichsten Absicht" — aber ganz gewiß auch, in geschmackloser Tonart! — warnen. Und das grade Jettchen, die doch wahrlich am eigenen Fell genug zu kratzen hatte. Aber vielleicht, weil bei ihr die Sache schief gegangen war, zeigte sie sich jetzt um so mißtrauischer und glaubte autoritär bemuttern zu müssen.

Ein Trost war für Herbrand, daß er an Maja, außer einer geringen äußerlichen Unsicherheit, keine Spur von Zweifelsucht bemerken konnte. Vielmehr verständigten sie sich mit Blicken wie noch nie. Und so waren sie, wenn auch nach außen getrennt, doch gegen die ganze übrige Gesellschaft vereint.

Herbrand trank lebhaft, und seine Unternehmungslust wuchs zusehends. Als man aufbrach, nahm er sich fest vor, den ganzen Heimweg nicht von Majas Seite zu weichen. Allein man machte ihm voll Tücke einen Strich durch die Rechnung. Jettchen drückte ihm ihr Portemonnaie in die Hand und bat ihn im unschuldigsten und freundschaftlichsten Ton von der Welt, beim Kellner Alles zu begleichen. Und während Herbrand bezahlte, unter immerwährendem Rechnen und Verrechnen, sah er wie Maja von den beiden Schwestern, Jettchen und Maalchen, zwischengenommen wurde und, als ob sie arretirt werden sollte, mit ihnen zusammen nach dem Ausgang zu verschwand.

Als er eilends nachstürzte, trat ihm Alexandra van Beuren lächelnd entgegen. Sie hatte mit scharmanter Freundlichkeit auf ihn gewartet und war so während der ganzen Heimkehr seine Wegbegleiterin.

Etwa hundert Schritte vor sich sah er Maja auf dem abschüssigen Pfade holpernd bergabsteigen, unlösbar verbunden mit den beiden ach so wachsamen, ach so besorgten, und wirklich ganz vortrefflichen Schwestern: eine verwunschene Prinzeß zwischen zwei hütenden Greifen! . . .

Hoho! dachte Herbrand. Ich kenne Euch schon. Und Ihr sollt mich auch noch kennen lernen, hohoho!

Er bekam den Schlucken. Wahrhaftig, er war schon wieder mal ein bischen — so ganz sachte — — beschwibbst!?!

Hohohoho!! Hoho!!!

13.

Was war das nun Alles? Was ging mit ihm vor, ohne daß er auch nur sich zu wehren vermochte?

Er saß am Ufer des Rheins, blickte auf die metallisch-schillernden Wellen, die sich wie lauter goldene Fragezeichen krümmten, und suchte sich vergeblich klar zu machen, daß er nun ernstlich mit sich zu Rathe gehen müsse. Der Mittag rückte heran, und über der ganzen Natur brütete eine dumpfe Hitze. Das gegenüberliegende Gestade lag in violettem vibrirendem Dunst. Die Conturen lösten sich auf, die Farben zitterten durcheinander.

Alles war so räthselvoll, so undurchdringlich! Und dabei so schlaftrunken, so traumselig eingewiegt!

Wie sollte er „nachdenken" dabei? Sich etwas „klar machen"? Das konnte er ganz einfach nicht! Er wußte blos, daß die drei Tage, die er hatte hierbleiben wollen, seit gestern Abend um waren — und daß er heute, am vierten, an Fortreisen nicht dachte — ja, daß er die volle Unmöglichkeit, die direkte Unsinnigkeit fühlte, sich mit Abreiseplänen irgendwie zu beschäftigen.

Er konnte überhaupt weder planen noch denken! Er hatte einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen, wie gegen etwas Nutzloses, Plebejisches! Wozu um alles in der Welt

nur immer „denken"? Er hatte in seinem Leben schon vielzuviel gedacht! Weg damit! Ballast über Bord geworfen!

Er mußte frei werden innerlich, offen und frei, für neue herrliche Offenbarungen, Glücksoffenbarungen! Die mußte er in sich werden und wachsen lassen wie farbendurchglühte, zauberhelle Wunderpflanzen.

Ja es war hell und licht in ihm, und klar und jubelnd! Und doch auch wieder so dumpf und traulich, so lauschig-still! Eine Macht war in ihn eingezogen, mild und gewaltig, übermächtig und sanft, und er mußte sich wonnezitternd unterwerfen! Ein tönender Wille redete aus ihm, der mit dem Tuba-Klang des Schicksals eherne Rathschlüsse verkündigte.

Er warf sich in den Staub und gehorchte! Und war gleichzeitig davongetragen wie in himmelhehren, jauchzenden Entzückungen.

Maja! Maja!!

M a j a! M a j a!!

Darüber hinaus gab es keine Worte — gab es keine Begriffe — kein Denken!

— — —

Wie sollte er abreisen und sie in Bangen, in Ungewißheit zurücklassen? Und sollten sich herumschlagen, Beide, mit tausend würgenden Nöthen, bis fern im November ein Wiedersehen blühte?! Ein Wiedersehen in Berlin! in Häusern und Zimmern, — im ‚Salon'! Undenkbar, unmöglich! Unausstehlich!!

Maja in Berlin — das war nicht mehr die Maja am Rhein, die Maja in der Natur, die Blume Maja, die Lerche Maja, — die Volksseele Maja! Steif und albern würden sie sich gegenüberstehen, würden nicht Worte finden, nicht Blicke finden! Oder es mußte eine Verstecktheit kommen in Worte

und Blicke, etwas Halbes, Unaufrichtiges, Labyrinthisch-Verworrenes . . .

Durch die dumpfe Stickluft Berlins war er einhergegangen, mit der Sehnsucht nach „Reinheit“. Und hier blühte ihm das reinste holdeste Wunder am Weg entgegen, und sprach zu ihm: Pflücke mich! — Nein! „Pflücken“ nicht! Aber ausgraben wird er dich mit all deinen Wurzeln, und in seinem Herzen sollen die ihr Erdreich finden, ihr neues befruchtendes Heimath-Erdreich!

Heimathlos sie Beide, Er und Sie! Zwei Zigeunerkinder, die der Sturmwind zusammengeweht hat! — So werden Sie miteinander, ineinander eine Heimath finden!

So lieblich dünkte ihn Alles, was er mit ihr erlebt hatte! Ueber dem kleinsten Beisammensein lag ihm ein Hauch der Verklärung.

Vorgestern zum Beispiel, als sie miteinander den Tisch deckten, und er ihr die Gläser reichte — da sah sie ihm in die Augen — und griff vorbei — und das Glas fiel zur Erde — zerbrach! Und sie standen da, verdutzt und beschämt, wie ertappte Sünder! Die Großmutter aber kam an ihrem Stock ins Zimmer gehumpelt, besah den Schaden und die verstörten Gesichter, und leise-tröstend sagte sie: „Seid still, Kinder! Scherben bedeuten Glück!“

Und in Heisterbach, wie sie in der Chor-Ruine der alten Abtei herumkletterten — und er that so, als sei das gefahrvoll, als könne ein Mauerstück herunterfallen und ihn erschlagen — nicht sie, nein: ihn — — dieser zu Tode erschrockene Blick, der ihn da traf! und wie der Blick hinaufirrte an das drohende Gewölbe! und wie sie ihn beschwor, doch hinauszukommen, — draußen auf die Wiese, wo die Kinder

spielten, — und wo das kleine Nieschen grade hingepurzelt war und auf der Nase lag und schrie! „Rasch, wir müssen das Kind aufheben! rasch, rasch!“ Damit zog sie ihn hinaus.

Sie mit den Kindern zusammenzusehen, das allein schon war höchstes Glück. Wie liebte er die Kinder um ihretwillen! Gestern, da hatte er mit ihr zusammen, und mit den Kindern, im Ziegenstall gesessen! Um die Mittagsstunde war es, und dichtgekauert saßen sie beisammen in dem dunklen und engen Gelaß. Die Ziege war auch dabei, und es roch nicht grade lieblich. Aber da hatte Maja angefangen, Märchen zu erzählen. Ganz einfach und schlicht erzählte sie, mit der Liebheit einer jungen Mutter. Und die Kinder lauschten, mäuschenstill, daß sich kaum der Athem bei ihnen bewegte. Und auch er lauschte, förmlich berauscht von dem Liebreiz dieser himmlisch-klangvollen Stimme. Und doch hatte er grade da einen kleinen Sprechfehler bei Maja beobachtet: sie lispelte ein wenig! Aber das schien ihm gar kein „Fehler“, es erschien ihm wie eine liebenswürdige Eigenheit, wie eine rührende Anmuth! Und leise war er ihr näher gerückt, ganz leise, und der Saum ihrer Kleider hatte sich berührt. Da war sie unmerklich erbebt, doch ohne ihre Stellung zu verändern oder ihre Erzählung zu unterbrechen. Nur ein leises verrätherisches Schwanken war momentweise in ihre Stimme gekommen, und in ihren Augen war scheu ein Flimmern erwacht, und er spürte den Hauch und den Duft ihrer körperlichen Nähe. Dann hatte sie plötzlich geschwiegen — und auch er schwieg — und die Kinder rumorten und trieben Possen — und dann hatte sie plötzlich das Kleinste an sich gezogen — mit sanfter Liebe — schloß es in die Arme — und berührte keusch, in mütterlicher Demuth, mit den Lippen seine Stirn! Er aber stand auf und ging hinaus. Ihn quälte die Scham!

Und wenn er sie im Walde neben sich hergehen sah, wie sie bald mit naiver Seligkeit auf ihn hinschaute, bald verloren hinausträumte, ins wispernde Blätterdickicht hinein — und wenn dann ein Sonnenstrahl über sie hinfiel und, wie in ihr Goldhaar verliebt, in überirdischem Glanz um sie leuchtete — dann schien ihm etwas Heiliges sie zu umfließen, daß er still hätte beten mögen. Oder sie saß da, am Rande eines Gebüsches, einer Wiese, still, als sauge sie die ganze Natur in sich hinein, und die Halme glitzerten und die Blätter bewegten sich — dann bekamen ihre Augen einen fast visionären Glanz, als durchdrängen sie den hochgewölbten Himmel und könnten die Geheimnisse des Weltalls erschauen. Aber gerade so liebte sie das Kleinste, jedes Grashälmchen und Käferlein, jede Mücke, jede Libelle, und konnte sich kindlich darüber freuen. Nichts Fremdes stand zwischen ihr und der Natur, wie bei den Menschen der Bildung. Wie eine Pflanze nahm sie Alles in sich auf. Sie hörte den Athem Gottes.

Sie erschien ihm so wissend dann, so hellsehend. Gewiß, sie verstand auch die Sprache der Vögel! Und er stand neben ihr, der erlauchte Gelehrte, unwissend wie ein kleiner Junge, und abermals — schämte er sich!

Und dennoch blickte sie zu ihm empor! In jeder Faser ihres Wesens war gläubige Verehrung! In jeder Miene ihres Blicks lag beseligter Gehorsam! Ja, sie liebte ihn, liebte ihn! Diese Gewißheit durchdrang ihn, hell und leuchtend.

— —

Er schlug die Augen auf, und sah sie den Saumpfad hinabkommen, zusammen mit Alexandra van Beuren.

Und er stand auf und schritt ihnen entgegen.

Und er sah auf Majas Antlitzzügen das holdeste Lächeln des sonnigsten Glücks . . .

14.

Im Hause der Räthin Nathusius stand, in einer Ecke des Corridors, ein altes Madonnenbild, aus Holz, naiv bestrichen mit allerhand bunten Farben und mit Gold übersäet wie mit Geschmeiden. Es war kein Kunstwerk, aber doch ein lieb-tüchtiges Denkmal frommer altdeutscher Handwerkerthätigkeit. Das Jesukind hatte ein Bäuchlein wie einen Weinschlauch, der wohlgefüllt ist und dickgeschwellt, und auch die Arme und Beine waren kleine geschwollene Schläuche. Und hohe Stirnen hatten Mutter und Kind, unendlich hohe Denkerstirnen, und die Mutter trug auf dem Scheitel, ein wenig in den Nacken gerückt, eine schwere Goldkrone, und aus dem Haupte des Kindes wuchsen, steil abstehend, drei massive goldene Strahlen ...

Zu Füßen dieses Heiligenbildes stand eine simple rothe Thonvase, ein wahres Riesen-Gefäß, und darin prangte, wie von Adorantenhand hineingesteckt — in Wirklichkeit aber von der Hand der sonst blos weltfrommen Malwida! — ein mächtiger Feldblumenstrauß. Wie absichtslos wuchs daraus hervor und schlang sich um das Muttergottesbild eine mächtige Hopfenranke, wand sich vielfach verschlungen um Mutter und Kind und taumelte seitwärts nieder, mit zitternden gelb-weißen Blüthendrüsen.

‚Unsere liebe Frau von der Hopfenblüthe' hatte Herbrand dieses Bild getauft.

Aber die Hopfenblüthe und der Feldstrauß waren verwelkt, und da heute Samstag war und morgen Sonntag, so mußten sie erneuert werden, auf daß die Madonna feiertäglich erglühe, am Tage des Herrn!

Der Hopfen wuchs draußen, auf einem kleinen Seiten-Berghang, etwa eine halbe Stunde Wegs. Ein munterer Bach floß dort durch grüne Wiesen, und das war just die Stelle, wo Malwida und Alexandra ihre Staffeleien aufstellen wollten, um zu malen. Als daher Maja und Herbrand sich anschickten, sie zu begleiten, mußten sie zugleich den Auftrag übernehmen, für die Neuschmückung des Madonnenbildes zu sorgen.

Das thaten sie gern. Hatten sie doch so was miteinander zu schaffen!

* * *

Die Nachmittagssonne brannte wie in zürnender Wildheit. Wolken flimmerten am Horizont. Es drohte Gewitter.

Träge schlichen die Vier ihres Weges. Herbrand neben Maja. Er trug aus Galanterie einige von den Malgeräthen, und wenn sie ihn auch nicht beschwerten, so war er doch dadurch behindert.

Der Weg ging sachte aufwärts, — und es gab wenig Schatten. Den Vieren rannen die Schweißtropfen von der Stirn. Keines sprach ein Wort. Herbrand und Maja tauschten zuweilen einen Blick, verständnißinnig aber vorsichtig. Denn noch waren sie ja Fremde zu einander — Herr Dr. Horst und Fräulein Maja Stern.

Plötzlich drehte sich Malwida um und sagte:

„Kinder, ich glaube, wir lassen's! Wie soll man bei der blödsinnigen Hitze heute malen? Wir wollen lieber umkehren!"

Aber Maja und Herbrand widersprachen. Was man angefangen habe, müsse man auch durchführen. Die Hitze werde später nachlassen. Oben auf der Bergwiese sei's auch ganz gewiß kühler als hier auf dem schattenlosen Pfad.

Und dann die Madonna! Das hob besonders Maja hervor. Die mußte doch morgen ihren Sonntagsschmuck haben.

Seufzend willigte Malwida ein und schleppte sich, neben Alexandra aufwärtssteigend, weiter.

Hinter ihnen warfen sich Zwei einen hellen Blick zu. Wie von Sieg und Hoffnung flimmerte es darin.

— — —

Sie kamen zu einer Mooshütte. Dahinter dehnte sich die Bergwiese.

In der Mooshütte machte man Rast. Es war ziemlich kühl dort. Die Geräthschaften flogen zur Erde, und die Menschen streckten sich auf die Rundbank aus und fächelten sich mit den Taschentüchern. Herbrand war ziemlich aufgeräumt und unterhielt die Damen.

Doch Alexandra mahnte zur Pflicht. Die Tage seien nicht mehr allzulang. Man müsse anfangen, wenn man noch was auf die Leinwand kriegen wolle.

So suchte man denn draußen ein passendes Plätzchen, wo gutes Licht und doch zugleich ein wenig Schatten war. Das war unter ein paar vereinzelt stehenden Erlen. Der Bach machte dort eine Biegung. Libellen flogen drüber hin, und zahllose Grillen zirpten wie toll. Die Wiese lag in prallem Licht, wie ein bunter Blumenteppich, von Bienen und Schmetterlingen übertaumelt.

Malwida und Alexandra saßen und malten. Herbrand lag im Gras, wie ein Handwerksbursch auf dem Rücken, und hatte seinen Strohhut auf den eingepflockten Spazierstock gehangen. Maja, in einem blendendweißen Kleid, saß aufrecht auf einem Wurzelknollen. Sie war baarhäuptig. Ihr Goldhaar leuchtete wie eine Gloriole.

Ueber den Bach hinüber hob sich die Wiese langsam. Dann kam ein kleiner Hang, von Haselstauden bewachsen. Durch die schimmerten, wie hingestreute Schneeflocken, schwankende Hopfenblüthen.

Herbrand blinzelte hinüber. Er merkte sich das Plätzchen.

Plötzlich . . . in der Ferne . . . ein leichtes Grollen von Donner.

„Hergott! nun kriegen wir auch noch Gewitter!“ sagte Malwida erschrocken.

Herbrand aber spottete. Man möge es nur kommen lassen. „Heute kann uns kein Donnergott schaden!“

Und Maja, nachdem sie einen wetterkundigen Blick zum Firmament emporgeworfen hatte, erklärte fest und ruhig:

„Das Gewitter zieht vorüber.“

Indes es donnerte noch wiederholt. Es erklang sogar näher. Und bei Malwida stellte sich eine kleine Angst-Nervosität ein.

Aber wie sie emporschaute, blickte sie in blauen Himmel. Er war über ihnen so blau und leuchtend, als brenne er über einer tropischen Landschaft.

Und rings in der Natur war ein brünstiges Aufglimmen. Die Farben wühlten sich durcheinander, schienen gleichsam lebendig, schienen trunken zu taumeln, wie mänadische Tänzerinnen.

Sachte, sachte kam der Herbst heran — er schickte seine Farbenboten voraus.

Aber gerade darum wollte der Sommer noch einmal all seine Kraft zusammenraffen, und er puffte sie mit wilder Energie heraus, wie durchzuckt von orgiastischem Gelächter, halb todgerüstet, halb lebenüberschwillend. Und die Natur erbebte. Sie hörte den Köcher klirren. Da fing ihr Blut an zu sieden.

Lebensseligkeit! Sterbensseligkeit! — Herbrand fühlte das, und es senkte sich auf ihn herab wie leise Angst. Aber hoch drüberhin wölbte sich ein Gefühl von religiöser Weihe und hehrer Andacht. Er kam sich vor wie ein Gesalbter, der zu heiligem Werke berufen ward.

— —

„Wir müssen jetzt an unser Werk!“ flüsterte Maja zu Herbrand und erhob sich.

Wie eine Frühlingsgöttin stand sie, weiß in der grünen farbendurchwirkten Wiese.

Herbrands Herz fing stark an zu klopfen. — Es donnerte wieder.

Langsam stand er auf. „Kommen Sie!“ sagte er.

Und sie schritten hin durch die Au, einzeln und doch einander nah, durch schuhhohes Gras. Und bückten sich unablässig, rafften Blumen und sammelten sie auf ihren Armen.

Sie sprachen nicht. Aber sie fühlten mit geheimnißvoller Bannkraft ihre Nähe. Jedes fühlte des Anderen Herzschlag.

Die Last der Blumen auf ihren Armen schwoll an. Gelb und Lila, dunkles Violett und zartes Rosa, brennendes Roth und stilles Blau, und Weiß dazwischen, schneeig und süß, so schimmerte das Gewoge der nickenden Blüthen. Und Gräser

zitterten an langen Stielen, grau-grün und rostig-roth. Und das mannigfaltige Grün lugender Blätter, spitze, gezackte, eirunde, gesprenkelte. Das klang wie eine noch wirre Symphonie durcheinander, und war doch auch so schon ein liebliches Getön.

Maja stand jetzt am Rande des Baches und ihre Augen gingen bittend zu Herbrand hin. Der schritt auf sie zu mit lächelndem Ernst, nahm ihrer Beider bunte Bürde, warf sie mit leichtem Schwung auf das jenseitige Ufer und half dann Maja schweigend hinüber. Aber der zitternde Druck seiner Hand sprach aus, was Mund und Augen noch verschwiegen.

Maja machte aus ihrem Kleid einen Bausch und legte die Blumen, wie in eine Schürze, hinein. Und sie bückten sich weiter und pflückten, schweigsam, doch einander näher als vorhin.

So schritten sie stockend dahin, eine lange Weile, und fühlten einander so nah verbunden, als seien sie ein Wesen, eines Athemzuges.

Malwida und Alexandra saßen und malten. Blickten Die zu ihnen hin? Sie wußten es nicht.

Aber noch fühlten sie sich nicht frei. Noch spürten sie eine Lähmung, wie von Ueberwachung.

Sie standen jetzt an dem Hang, unterhalb der Haselstaude. „Dort müssen wir hinauf," sagte Herbrand. Seine Stimme klang dumpf und heiser.

Maja sah ihn an und schüttete dann still ihre Blumen zu Boden. Herbrand legte die seinen hinzu. „Ich helfe Ihnen," sprach er leise. „Warten Sie hier unten, bis ich Ihnen die Hand reiche."

Er gab sich ans Klettern. Beugte sich dann hinab und zog Maja nach sich. Sie mußten sich tüchtig festhalten mit

Füßen und Händen, um nicht zu straucheln. Und sie kicherten leise in sich hinein, über das neckische Abenteuer. Und waren doch inwendig feierlich und ernst.

Endlich war Herbrand oben. Noch ein Ruck und Maja stand neben ihm. Wie erschöpft hielten sie inne. Die Bergwiese lag zu ihren Füßen. Unter den Erlen saßen die beiden malenden Damen. Neben ihnen im Haselstrauch knisterte es leise. Die weißen Hopfenblüthen winkten wie schelmische Kinderaugen.

Mit einem Satz sprang Herbrand jetzt mitten in's Gebüsch und zerrte an den Ranken. Mit Mühe wand er eine los und warf sie zu Maja hinüber, die sorglich hinter den Haselstrauch getreten war. Die Wiese war jetzt für sie verdeckt, und auch die beiden malenden Damen.

Lächelnd schlang sich Maja die weiße Blüthenranke um die Schultern. Und mehre noch warf Herbrand ihr zu, und alle schlang sie um ihren Leib, um Schultern und Hüften. „Die große noch," rief sie leise. „Und dann ist es genug!"

Herbrand stand tief im Gestrüpp und haschte nach dem Hopfenzweig, der ihm wie neckend auswich. Jetzt hatte er ihn gefaßt, riß ihn aus den Umschlingungen der Haselzweige heraus, nahm ihn und kletterte hinauf.

Oben angelangt faßte er die Hopfenranke an beiden Enden, hob sie wie ein Lasso und trat dicht vor Maja hin.

Diese stand, wie harrend, wich nicht um Haaresbreite zurück.

Seine Augen umklammerten sie, glühend und innig.

Da hatte er ihr die Hopfenranke über den Kopf geworfen, und bebend murmelten seine Lippen:

„Jetzt fange ich dich! Jetzt fessele ich dich!"

Er zog sie zu sich her . . . Er schloß sie in seine Arme . . . Sie sank an ihn hin.

Und sie standen Leib an Leib, wie erstarrt, ohne sich zu rühren. Blos ihre Herzen klopften ungestüm und fiebernd an einander.

Jetzt beugte Herbrand den Kopf. Seine Lippen suchten Majas Augenlider. Und er drückte einen ersten scheuen Kuß der Liebe darauf.

Maja wurde bleich und zitterte, als schwinde ihr das Bewußtsein. Wie eine verflogene Taube schmiegte sie sich an Herbrand.

„Du Lieber! Du Guter!" hauchten ihre Lippen. Da verschloß sie ein tiefer durchrieselnder Kuß — ein Kuß heilig und stark, wie ein Gelöbniß.

* *
*

Wie sie wieder nach Hause gekommen waren, das wußten sie nicht.

Sich mit den Armen umschlungen haltend, waren sie hinausgetreten auf die Bergwiese. Sie hatten Alexandra und Malwida laut frohlocken hören und dann in stürmischer Eile aufbrechen sehen.

In Taumelschritten waren sie hinter ihnen dreingezogen, beladen mit ihren Blumen, welche sie nicht vergessen hatten. Aber immer wieder hatten sie Halt gemacht, hatten sich eng zu einander hingedrängt, hielten sich umschlungen und versanken in ein tiefes Glück, das alle Wirklichkeiten um sie auflöste. Die Blumen glitten zur Erde. Lachend vor Trunkenheit lasen sie sie wieder auf. Und weiter stürmten sie hinab, bis sie herniederkamen in's Thal.

Auf der Chaussee, die Menschen alle — jauchzten ihnen

zu! Andere, welche sangen, schwenkten nach ihnen die belaubten Hüte. Es war wie ein großer Feiertag — und Maja und Herbrand waren die Gefeierten.

Vom Donnern war schon lange nichts mehr zu hören gewesen. Das Gewitter war irgendwo in der Ferne niedergegangen. Und jetzt zog eine erquickende Abendkühle herauf.

Daheim war Alles wie vergoldet!

Sie knieten vor der Madonna, füllten die Vase mit ihren Blumen. Und da war es, wie wenn sie leise beteten.

Dann erhoben sie sich, und Herbrand löste die Hopfenranken von Majas Leib und schlang sie um die Gottesmutter und das segnende Jesuskind.

Und standen vor der Mutter und dem Sohne und hielten sich umfangen und küßten einander in Liebe.

Und Alle, die sie sahen, wurden froh und waren voll traulicher Güte.

— —

Als es aber Nacht war, und ein magisches Sternenlicht vom dunklen Himmel herniedertroff, da standen zwei Menschen in staunender Seligkeit am Ufer des Rheinstromes und wähnten sich in einem wundersamen Traumland.

Sie standen engbeieinander, die Leiber von den Armen umschlungen, die Hände mit den Fingern in einandergewachsen.

Sie sprachen nicht. Sie lauschten auf das stille Plätschern des Wassers und athmeten die Balsamdüfte der trunkenen Spätsommernacht.

Silberne Strahlen flossen um sie her. Blaue Schatten umhüllten sie.

Und das Weib lehnte das Haupt an die Schulter des Mannes, und leise, indem sie Beide vor Seelen-Seligkeit erzitterten, sehnte sie sich empor mit ihren Lippen.

Und er trank ihre Seele aus ihrem Munde.

15.

Unter dem Maulbeerbaum und der Kastanie saßen Maja und Herbrand und träumten in den reifen Vormittag hinein.

Wie war die Zeit hinter ihnen versunken! Heute war erst der zweite Tag, seit sie sich gefunden hatten. Und schon glaubten sie eine Ewigkeit bei einander zu sein.

Wie im Taumel war ihnen der gestrige Sonntag verglitten. Und auch jetzt noch waren sie ganz taumlig, sagten: „Ich liebe dich!" und: „Ich bin glücklich!" und dergleichen. — ‚Vernünftiges' hatten sie noch kaum mit einander gesprochen.

Da kam Jettchen aus dem Haus, in der Hand einen offenen Brief. Sie war „gegen die Geschichte" gewesen, aber jetzt, „wo das Unglück geschehen war", hatte sie sich voll Humor und Herzlichkeit „darein gefunden".

Lachend drohte sie den beiden Verliebten.

„Ach, mit so zwei verliebten Leuten ist doch garnichts anzufangen! Die sind wirklich auf der ganzen Welt zu Nichts mehr nütze, als eben blos zum Verliebtsein! — Und dabei schreibt der Herbrand eine Woche vorher einen großmächtigen Brief, worin es heißt: ‚Liebe ist eine Thorheit. Ich werde mich in meinem Leben nie wieder verlieben!' Siehst du nun, Jung', was du für ein sonderbares Pflänzchen bist?"

Herbrand lachte und meinte, das sei damals sein voller Ernst gewesen. Aber die Maja habe ihn untergekriegt. Die habe ihn einfach gezwungen, sich doch zu verlieben.

„Na, wer's glaubt!?“ sagte Jettchen kritisch: „Ich habe damals gleich zu Maalchen gesagt: ‚Mit dem Herbrand sei mir vorsichtig! Der führt böse Dinge im Schilde. Sonst thäte er nicht so lammfromm — und so dumm-überlegen!‘ Na, und hab' ich nicht recht gehabt? Das schöne Ende seh' ich ja vor mir! — Aber, was ich sagen wollte, oder vielmehr: weswegen ich eigens gekommen bin: Ihr könnt den Brief hier lesen. Er ist an Maalchen und kommt von eurem Freunde Prosche aus Berlin. — Der hat auch nette Vorstellungen, Herbrand, wo du dich jetzt rumtreibst! So'n ahnungsloser Riesenengel ist mir noch nicht vorgekommen! Na, lest nur, und — bützt euch nicht zu viel!“

Mit schalkischem Gesicht ging Jettchen in's Haus wieder zurück.

Natürlich „bützten“ sich Maja und Herbrand jetzt erst recht, und nachdem sie diese ebenso löbliche wie angenehme Verrichtung hinter sich hatten, falteten sie gemeinschaftlich den Brief aus einander und kuckten neugierig in das weitläufige Schreiben, das in schwarzen steilen Bismarck-Buchstaben ihnen entgegenblickte.

Ueber ihnen rauschten die beiden Bäume. Eine Schaar weißer Tauben hob sich vom Boden auf und flog raschelnd über das Dach des Wohnhauses. Unfern sprang ‚Michel‘, der weiße Ziegenbock, auf einem abgemähten Rasenplatz herum und zerrte unmuthig an seiner Leine.

Einen Moment lang glitten die Augen der beiden Liebenden über diese Bilder hin, dann streckte Herbrand den Brief auf

den Tisch aus und fing an vorzulesen. Maja, über seine Schulter gebeugt, that, als ob sie mitläse. Der Brief lautete:

„Berlin, 27. August 1892.

Verehrte Freundin!

Pech, Pech, Pech! Ich bin durchaus unabkömmlich! Wie Sie wissen, bin ich in die Charité eingetreten, und da uns der schlimme Gast aus Hamburg droht, heißt es: Alle Mann an Bord! Ferien wären süß, aber das Bewußtsein der Pflichterfüllung muß bekanntlich noch süßer sein!

Berlin ist von der ‚Intelligenz' jetzt so ziemlich gesäubert. Ich treibe mich hauptsächlich mit einem gewissen Barnowski herum, einem galizischen Ingenieur und wilden Projektenmacher — nicht grade mein Mann, aber der Einzige, der für mich übrig geblieben, da die Anderen alle futsch sind. Dieser Barnowski ist mir hauptsächlich interessant wegen seiner grandiosen und wirklich stilvollen Unmoral, die er in ein eigenes, höchst scharfsinnig construirtes Lehrgebäude gebracht hat. Er redet mir zuweilen wohlwollend zu, mich doch zu verheirathen. Ich aber kenne ihn und gebe ihm prompt zur Antwort: Ich soll mich wohl extra verheirathen, sag' ich, damit Sie — meine Frau verführen können, hä?! Dann lächelt er verschmitzt . . ."

Herbrand hielt lachend inne.

„Das darf ich dir eigentlich garnicht vorlesen, Schatz . . . Freund Proscke ist doch gar zu wüst! — Uebrigens wunderbar echt von ihm, daß er sowas grade an Malwida schreibt! Der ‚alte' Cassius!"

Maja schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Wie mag Proscke nur," flüsterte sie scheu, „mit solch einem Menschen, wie diesem Polen umgehen!?"

Herbrand aber beruhigte sie. „Proscke übertreibt! Ich kenne den Barnowski auch. Er kann ganz grausliche Reden führen. Aber ich halte ihn mehr für einen Theoretiker, — für Einen, der aus purer Freude an der Paradoxie sich als moralischen Nihilisten ausgibt. Die Leute sind meist die Allerungefährlichsten!"

„Ich würde mich vor ihm grauen!" sagte Maja, gleichsam fröstelnd.

„Aber Kind!" sagte Herbrand und schloß sie in die Arme. „Solange du mich hast, doch nicht?! . . . Na, wir müssen weiterlesen. Aha, jetzt fängt er gleich von mir an."

Er las: „Der Herbrand wird Sie wohl auch nicht besuchen kommen. Der ist meuchlings nach Skandinavien ausgekratzt. Man will ihn verschiedentlich gesehen haben, die Einen in dänischen Lärchenwäldern, die Andern in norwegischen Fjords — Gewisses aber weiß Niemand. Der Junge hat eine wunderbare Geschicklichkeit, den Anschluß zu versäumen, und wird stets überall zu spät kommen. Seine alte Flamme, die Thea Engelhart —"

„Oho!" unterbrach Herbrand. „Was weiß Der nun wieder von alten Flammen? Jedenfalls eine erloschene Flamme!" Er nahm Maja in die Arme und fuhr dann fort zu lesen:

„Also die — die Thea Engelhart hat lange auf ihn gewartet. Jetzt aber hat sie, scheint 's, die Geduld verloren, und ist der Absicht dringend verdächtig, sich zur Freifrau von Roddeck emporschwingen zu wollen . . ."

„Viel Glück!" unterbrach sich Herbrand.

„Wenigstens ist besagter Cavalier kürzlich in der Gesellschaft des jung verheiratheten Grafen Schulgen-Bettendorff in

Karlsbad bei den Engelhart's aufgetaucht und soll zu der schönen Thea in einem brüderlichen, wonichtgar schon vetterlichen Verhältnis stehen. Jedenfalls erwartet man in eingeweihten Kreisen — na, Sie können sich das denken! . . . Aber der Philosoph Herbrand Horst segelt nach dem Nordpol!"

„Gott, der besorgte Freund!" spottete Herbrand. „Es gibt doch noch gute Menschen in der Welt!"

„Dagegen ist Jemand anders jetzt wieder in Böhmen gelandet, der von Gott und Rechts wegen niemals dort hätte rausgelassen werden sollen: der von Ihnen unbekannterweise so intim gehaßte Dr. Krakuschek! Den hat hier endlich die Polizei beim Hammelbein gepackt und, wegen anarchistischer Umtriebe, in seine Heimath abgeschoben. Berlin ist desinficirt! Oder muß ich schreiben: entgöttert? — Leider ist ihm zuvor einer unserer fähigsten Leute zum Opfer gefallen, ein gewisser Heilmann Scharf! Den hat er mit phantastischen Velleitäten hinausgegrault, und er sollte gleich bis Australien ausrücken. Statt dessen ist er aber vorläufig in Kairo hängen geblieben und liegt dort, wie es heißt, völlig mittellos im Krankenhaus. Miserable Affäre!"

Herbrand schüttelte betrübt den Kopf, sagte aber Nichts und las weiter:

„Und wie geht's am Rhein? Haben Sie vor allem Nachrichten von Betty Vages —"

Herbrand ließ das Blatt sinken. Mit trübem, bedeutungsschweren Blick sah er Maja an.

„Die arme Betty!" murmelte er bleich. „An die hab' ich noch garnicht hier gedacht! — Aber wie sollte ich auch? Ich war ja zu glücklich!"

„Wir müssen uns jedenfalls mal nach ihr erkundigen gehen!“ meinte Maja.

„Jaja gewiß!“ stimmte Herbrand zu. „Vielleicht morgen, oder übermorgen! Jedenfalls recht bald! — Aber wollen doch sehen, was Proscke schreibt, — wie er den Fall beurtheilt!“

Er las: „Hier kamen letzthin befriedigende, oder doch beruhigende Nachrichten an. Indes, ich fürchte bei Phthisikern nichts mehr als die ‚beruhigenden Nachrichten‘. Die erheischen stets eine doppelt sorgfältige Kontrolle. Bitte, erkundigen Sie Sich und schreiben mir recht bald darüber!“

Herbrand sprang auf und ging einige Schritte. Maja blickte fast erschrocken auf ihn hin.

„Ich habe keine Ruhe mehr,“ sagte Herbrand nervös. „Ich kann nicht warten bis morgen! Ich muß heute noch hin! Am liebsten möcht' ich gleich —! . . . Wie konnt ich nur so indolent sein bisher, so . . . so träge-eingewiegt?! Es ist unverantwortlich!“

„Wenn du willst,“ sagte Maja sanft, „können wir heute Nachmittag zusammen nach Honnef gehen und nachfragen. Hier haben wir übrigens auch gehört, daß es besser ginge!“

„Oh du Engel!“ rief Herbrand, ging enthusiasmirt auf Maja zu, nahm ihre Wangen in beide Hände und blickte ihr tief und fest in die Augen. „Wie glücklich ich bin, daß ich dich gefunden habe! Du bist mir ja weit mehr als eine Geliebte, du bist die ersehnte tapfere Kameradin, die von Allem, was mich trifft, die Hälfte auf sich nimmt! Wie leicht trägt 's sich so zu Zweien!“

Maja lächelte beglückt und sah bescheiden an sich nieder. — Wie um abzulenken, fragte sie:

„Und Proskes Brief? Willst du ihn nicht zu Ende lesen?“

„Er ist zu Ende! Blos noch Grüße! Vor allem natürlich an die ‚wackere Freundin‘, Alexandra van Beuren! — Auch Zwei, die gut zusammen passen! -- Aber was gehen uns die Anderen an? Wir haben ja uns! Und mag die ganze Welt gegen uns anstürmen, wir stehen fest zusammen und halten Stand!“

Sie lag in seinen Armen und athmete leise.

16.

Es sah regnerisch aus, als Herbrand und Maja am Nachmittag aufbrachen, um nach Honnef zu gehen.

Als sie Königswinter hinter sich hatten, sagte Maja ein wenig beklommen:

„Ich wollte dich auch Etwas fragen, Liebster!"

„Nun, Schätzchen, was ist es denn?"

„Ich bin ja nicht eifersüchtig . . . Aber ich meine doch, du solltest mir sagen, was das mit dieser Thea gewesen ist."

Innig drückte Herbrand ihre Hand an seine Brust. Dann sagte er heiter:

„Ein Blendrausch war es. — Und doch hatte ich sie gern! Und sie war gewiß dessen nicht unwürdig. Aber — ‚geliebt'? Seit ich weiß, was ‚Liebe' ist, weiß ich auch, daß ich noch nie im Leben Eine geliebt habe vor Dir!"

„Ist das so ganz sicher?" fragte Maja mit schelmischem Augenaufblitzen. „Man hat mir doch gesagt, du sollst schon ganz toll gewesen sein, vor Leidenschaft."

„Leidenschaften, Gährungen gingen viele durch mein Leben. Aber im Grunde waren das alles nur verkappte Illusionen. Ich trug ein Sehnsuchtsbild in mir, und das dichtete ich fremden Wesen an. Es ist schon bis dahin gekommen, daß Illusion und Wirklichkeit in heftigen Streit geriethen, und daß ich

schließlich die eine von der anderen nicht mehr zu unterscheiden wußte. Das waren Krankheitszustände — und Du erst, Maja, hast mich davon geheilt!"

Aber, statt glückselig zu ihm aufzuschauen, ließ Maja vielmehr die Mundwinkel ein wenig hängen. War sie denn unzufrieden mit Dem, was er ihr gesagt hatte?

„Also," begann sie stockend, „wecke ich dir gar keine Illusion? Nicht die allerkleinste, — Du Böser?!"

Herbrand lächelte. „Oh doch!" sagte er warm. „Aber sie wächst mir aus dir selbst entgegen, als ein süßer Rausch, und ich brauchte sie nicht erst von außen her, mit gewaltsamer Phantasiehandlung, auf dich zu übertragen." Er sann ein wenig nach — dann sagte er langsam, mit bedächtiger Betonung: „Weißt du warum ich glaube, daß ich dich so tief und innig liebe? Weil — ich mich — von Dir — habe erobern lassen! . . . Und so seltsam es klingen mag: gerade Das ist beim Manne das Richtige!"

Jetzt aber war Maja erst recht unzufrieden. Ziemlich lebhaft entgegnete sie:

„Das ist mir eine schöne Liebeserklärung! Du liebst mich also — blos so, aus Gegenliebe?! Nicht aus Dir heraus!? Sondern weil es Dir Freude machte, daß das kleine Mädchen in Dich verliebt war!?"

„Oh pfui, wie häßlich du das ausdrückst, was doch eine so liebe und schöne Sache ist!" sagte Herbrand schmollend. „Nicht deshalb fing ich an, dich zu lieben, weil ich sah, daß Du mich liebtest! Sondern die Liebe war von Anfang da, bei Dir wie bei Mir, schon im allerersten Augenblick, als wir uns sahen . . . Deshalb vermochte sie so tief in mir Wurzel zu schlagen, daß selbst die tausend Bedenklichkeiten, an denen

ich gewohnheitsmäßig leide, sie nicht auszurotten vermochten. — Und dann: enthüllte sich mir nicht grade in der Hingabe, die du mir entgegenbrachtest, dein wahres und tiefes Wesen: die Kraft, dich zu verschenken? ... Du gabst — und damit nahmst du! Und weil du Alles geben wolltest, hast du auch Alles genommen! Sieh, mein Lieb, das ist es: unsere Liebe war da, und dann hat sie sich von dir zu mir und von mir zu dir unablässig neu entzündet und wuchs sich so zu der schönen Flamme aus, die uns das ganze Leben durchwärmen und erhellen soll!"

Mit gesenktem Haupt hatte Maja ihm zugehört. Jetzt schlug sie die Augen voller Seele zu ihm auf.

„Ja, ich habe dich geliebt, ich weiß nicht warum, schon als ich dich zum ersten Male sah ... Und als du jetzt kamst, da wußte ich: du kamst meinetwegen, — ob du es schon leugnetest! ... Denn wärest du nicht meinetwegen gekommen, — wärest du wieder fortgegangen, ohne mir deine Liebe offenbart zu haben, als ein Fremder, der Nichts von mir wissen will — tags darauf hätte ich mich in den Rhein geworfen! Denn es wäre mir unmöglich gewesen, noch länger zu leben!"

Majas Stimme, sonst so hell und lieblich, hatte einen düsteren, fast rauhen Klang angenommen. Die letzten Worte stieß sie mit wilder Kraft heraus. Und in ihrem Gesicht, den zusammengezogenen Brauen, den bebenden Nasenflügeln, lag eine dunkle Entschlossenheit. Aber das war nur ganz wenige Sekunden. Gleich darauf hellte sich ihr Antlitz wieder auf, ja war mehr als je von sonniger Heiterkeit übergossen. Sie drückte Herbrands Arm, und:

„Ich liebe dich! ich — liebe — dich!!" sagte sie mit gluthzitternder Stimme.

„Maja!“ rief Herbrand leise. Und er zog sie heftig an sich.

* * *

Als sie durch Rhöndorf kamen, fing es sachte an zu regnen. Herbrand spannte den Schirm auf, und nun ging das Marschiren noch einmal so schön, weil sie einander noch einmal so nahe waren. Auch liebte sich's unter dem Schirm gar so nett, mit verstohlener Heimlichkeit.

Maja gerieth in Entzücken über die niedrigen Bauernhäuser.

„Ach solch ein Hüttchen,“ schwärmte sie, „das wäre doch auch was für Uns! In einem Hüttchen, mein' ich immer, darin müssen lauter gute, einfache und glückliche Menschen wohnen! Nicht, Liebster?“

Herbrand lächelte still. Dann begann er leise zu citiren:

„Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten sehn.

Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.“

„Wie hübsch das ist!“ sagte Maja. „Und paßt so ganz auf uns! Hast Du das gedichtet?“

„Es ist von Goethe, — ich mache keine Verse,“ erwiderte Herbrand einfach.

„Ach!“ that Maja, als sei sie enttäuscht. „Und ich hatte mir grade immer einen Liebsten gewünscht, der mich tüchtig ansingen sollte!“

„Statt dessen,“ neckte sie Herbrand, „muß das bei uns

die Liebste thun — in glühenden Liedern mußt du mich feiern! . . . Wie geht doch gleich das reizende Liedchen unseres lieben alten Haydn? Das du mir gestern Abend sangst!?“

Ganz leise begann Maja zu summen:

„Hier hat er oft mit mir gescherzt,
Hier hat er mich geherzt,
Gab Morgengruß und Abendgruß
Und küßte Kuß auf Kuß.“

Und dann sang sie es noch einmal vor, und noch einmal, bis er es auswendig konnte. Und dann summten sie es zusammen. Und wenn sie fertig waren, blieben sie stehen, hielten den Schirm niedrig und thaten, wie die letzte Zeile sie geheißen hatte.

* *
*

So kamen sie in fröhlichster Laune in Honnef an.

Aber als sie die ersten Häuser hinter sich hatten, wurde ihnen doch etwas bänglich zu Muthe. Und sie schritten schweigend ihres Weges, während der Regen allmählich stärker wurde und in langen Fäden vom Himmel troff.

Dann kamen sie an ein verstädtischt dreinblickendes Bauernhaus, welches ihnen als die Wohnung der alten Vages bezeichnet wurde.

„Hier müssen wir also hinein,“ murmelte Herbrand und blieb ein wenig unschlüssig stehen. Dann stieg er die paar Stufen hinauf und klinkte die Thür auf. Sofort fing eine rasselnde Glocke an zu läuten.

Es kam indes Niemand.

Herbrand stand mit Maja in dem mit rothem Sand-

stein gepflasterten Hausflur und wartete. Er klopfte an eine Thür. Keine Antwort. An eine zweite. Auch keine. Dann ging er an die Hausthür zurück und bewegte sie hinundher, daß die Glocke von neuem ertönte.

„Ist Jemand unten?“ rief endlich von oben herab eine Stimme.

Herbrand antwortete und fragte nach Herrn und Frau Geheimrath Vages. Da kam denn eine etwa vierzigjährige Frau mit platten Gesichtszügen, nicht gar zu eilfertig, die Treppe herab.

„Herr und Frau Geheimrath sind nicht zu sprechen. Die sind in Hohen-Honnef.“ Und als Herbrand und Maja betreten schwiegen und einander anblickten: „Das gnädige Fräulein ist ja doch gestern Abend gestorben!“

„Gestorben!“ fuhr Herbrand auf. „Meine Cousine Betty — ist — gestorben?!“

„Ah, der Herr ist ein Verwandter?! Da wird's Ihnen gewiß recht leid thun! Ja, das gnädige Fräulein ist todt. Aber der Herr kann beruhigt sein. Es war ein schöner und christlicher Tod. Das gnädige Fräulein war überhaupt, schon die ganze Zeit über, sehr fromm. Die letzten Tage sprach sie blos noch vom lieben Gott —“

„Komm!“ stöhnte Herbrand und zog Maja hastig hinaus.

— — —

Draußen regnete der Regen.

Und abermals stöhnte Herbrand, und zog Maja an sich, und preßte sie und stöhnte.

„Herbrand!“ sagte Maja mit zitternder Stimme. „Sei ruhig, Liebster! Es ist ja schrecklich, — aber sei ruhig!“

„Das — jetzt!“ kam es krampfhaft aus Herbrand.

„Gerade jetzt, — wo ich endlich mal glaubte, ein bischen glücklich sein zu dürfen! . . . Und dieses liebe gute Mädchen! Todt!! Mir ist als sähe ich sie vor mir, als Leiche!“

Maja sah ängstlich in sein Gesicht. So verzerrt hatte sie es niemals gesehen.

Träg rumpelte eine Droschke durch den Regen.

Die winkte Maja herbei.

„Komm, Liebster, wir wollen nach Hause fahren!“

Sie stiegen ein.

In gemächlichem Trabschritt fuhren sie zurück, dieselbe Chaussee, die sie eben erst so liebesselig hinaufgeschlendert waren, Liedlein summend und sich küssend.

Herbrand saß und starrte vor sich hin. Krampfhaft drückte er Majas Hand.

Lange schwiegen sie. Dann fielen einige träge Worte. Aber nur abgehackt, verdrossen.

Dann ließ Herbrand Majas Hand fahren und starrte finster in den Regen hinaus.

Maja weinte leise.

* * *

Als sie zuhause ankamen, war dort die Nachricht bereits bekannt. Am Nachmittag war ein Bote gekommen und hatte sie gemeldet.

Malwida war äußerst zartfühlend und herzlich gegen Herbrand. Sie schloß ihn in die Arme und küßte ihm die Wangen. „Ich weiß,“ sagte sie gütig, „wie nah dir die Verstorbene gestanden hat. Sie war wirklich ein selten reiner Mensch. Aber faß dich! Du hast ja dein Glück! Das wird und muß dir drüberweg helfen.“

Aber Herbrand stand da mit finster eingekniffenen Mienen und schien nicht zu hören.

Alexandra lehnte mit ernstem Gesicht am Fenster, hatte Maja zu sich hergezogen und legte ihr wie schirmend den Arm über die Schulter.

Jettchen aber verlor völlig den Kopf. Ihr Temperament ging mit ihr durch. Lamentirend lief sie umher.

„Schrecklich, schrecklich!" rief sie aus. „So ein junges, liebes Geschöpf! Und muß sterben in der Blüthe seiner Jahre! Was ist da noch für Sicherheit für Einen?! Jeden Tag kann jetzt die Cholera kommen und uns Alle hinwegraffen! In Hamburg sterben täglich Hunderte von Menschen, Tausend ..."

Herbrand wurde es schwarz vor den Augen. Er röchelte scharf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Er hatte plötzlich in der Brustgegend einen stechenden Schmerz gefühlt. Angstschweiß brach bei ihm aus. Er fürchtete, jählings umzufallen und stürzte schlotternd zum Zimmer hinaus.

Maja wie der Wind hinter ihm drein.

Sie faßte ihn unter den Arm, zog ihn ins Freie und ging auf dem Gartenvorplatz mit ihm auf und ab, immer ganz mechanisch auf und ab.

Herbrand stöhnte zuweilen und faßte sich nach dem Hinterkopf.

„Ich habe so schreckliche Angst! so schreckliche Angst!" ächzte er. „Ich bin schon zu glücklich gewesen! Das darf nicht sein! Die Cholera wird kommen und dich mir rauben! Oder ich werde sterben, und du bleibst zurück! Oh, es ist kein Glück, es ist keines!"

Vergeblich drängte sich Maja flehentlich an ihn hin,

wandte all ihre Zärtlichkeit auf, ihn zu beruhigen. Herbrands nervöser Zustand steigerte sich noch. Schon war es, als sähe er Phantasmagorien. Er redete förmlich irre.

„Oder, wenn uns die Cholera verschont, dann kommt etwas Anderes! Du betrügst mich eines Tages, und ich bin wieder hinabgestoßen in mein Elend! Irgend was wird und muß kommen!"

Schrill und laut lachte er dann. Sah darauf plötzlich Maja mit fürchterlichem Ausdruck in die Augen.

„Tödten möchte ich dich," knirschte er durch die Zähne, „damit du nie einem Anderen gehörst! Tödten!!"

Maja, bleich wie die Wand, fiel kraftlos in seinen Arm und wurde dann jählings von heftigem Weinkrampf geschüttelt.

Dies endlich — brachte Herbrand — wieder zu sich.

Er fuhr bebend mit der Hand über die Stirn, sah die laut weinende Maja mit anfangs blödem, dann allmählich verstehendem Ausdruck an und wurde sogleich von wahnwitziger Reue gequält.

„Maja!" stammelte er und stand wie rathlos. „Maja, verzeih! Ich war außer mir. Ich war nicht mehr ich selbst! — Oh, was hab' ich gethan?" rief er laut. „Wie konnte ich dich so beleidigen?!"

Er drückte die noch Bebende an sich und küßte die Halb-Leblose auf die erbleichten, unempfindlichen Wangen.

Da trat Malwida leise aus dem Hause.

„Kinder!" flüsterte sie erregt. „Kinder! Was fangt ihr an? Ihr seid ja doch glücklich! Warum quält ihr euch nur!"

Und sie faßte erst Maja, dann Herbrand beim Arm und drückte und rüttelte sie.

Jetzt endlich fing auch Maja an zu erwachen. Sie warf

sich immer noch weinend — doch es war ein anderes Weinen, lebendiges Weinen! — warf sich Malwida an die Brust, und fragte dann, fragte mit bebendem angstvollem Ernst: ob sie denn wirklich ein schlechtes Mädchen sei? oder ob sie nicht doch vielleicht noch stark genug sei, ihren Herbrand glücklich zu machen?

„Gewiß, gewiß! Du kannst! du wirst!“ tröstete Malwida. „Und Herbrand bittet dich ja auch um Verzeihung. Er hat dir nicht weh thun wollen! Es war ja nur seine übergroße Liebe, die ihm plötzlich so furchtbare Angst eingejagt hat. Und nun kommt ins Haus! Es ist Abend, und es ist kühl!“

Sorglich scheuchte sie die Beiden vor sich hin.

Diese wankten, hatten sich aber wieder in die Arme gefaßt, und begannen auch schon wieder, langsam einander zu fühlen.

Im Hausflur drinnen, vor der Madonna, ‚Unserer lieben Frau von der Hopfenblüthe‘, hieß Malwida sie stillestehen.

Ein schräger trüber Schein von der Gasflamme zitterte über das Heiligenbild.

„Hier! betrachtet eure Schutzheilige!“ sagte Malwida. „Die habt Ihr geschmückt, und sie wird segnend über Euch die Hände halten! Und damit Ihr es nie vergeßt, was sie Euch ist, sei sie Euch geschenkt! In Eurem eigenen Hause sollt Ihr sie aufstellen!“

Wortlos, von heißem Dankesgefühle durchschauert, fiel Maja der treuen Freundin um den Hals.

Dann wandte sie sich wieder zu Herbrand.

Der nahm sie in die Arme und drückte sie an sich, zart und innig.

Und sie senkten die Häupter und standen vor der Gottesmutter.

17.

Durch milchweiße Frühnebel silberte eine milde Septembersonne.

Es war still und feierlich. Die Menschen noch nicht erwacht. Blos die Vögel zwitscherten laut und voller Lust in den Zweigen.

Da traten Maja und Herbrand hinaus auf die Heerstraße. Sie schritten sinnend, doch fröhlich nebeneinanderhin, hinauf, den schmalen Pfad, der zur Bergwiese führte. Unterwegs hielten sie an einem Gehöft und tranken frischgemolkene Kuhmilch. Gingen dann leichten Fußes weiter und athmeten die starke Morgenluft.

Maja trug ein einfaches braunes Gewand. Aber über die Schultern hatte sie duftig einen zarten Schleier gelegt: aus mattweißem wie hingehauchten Tüll, in den aus feinster Seide bunte Blumen und goldene Sterne, doch nur sparsam, hineingestickt waren. Unter der Brust hatte sie den Schleier locker zusammengeschlungen, und die luftigen Enden wehten leicht und spielend herab.

Herbrand hatte ihr diesen Schleier verehrt, als sie miteinander in Bonn gewesen waren und die Gräber seiner Eltern besucht hatten. Er hatte ihr ihn feierlich überreicht, mit wenigen Worten: daß sie, vom Tode kommend, nun dem Leben ange-

hören wollten. Maja liebte das kostbare Zierstück über Alles. Sich für Herbrand damit zu schmücken, war ihr innige Wonne.

So wandelten sie langsam und standen dann an dem Orte, der ihnen vor allen anderen heilig war.

Der Haselstrauch trug schon leichte Herbstfarben. Der Hopfen wand sich hell und lustig hindurch, als ob niemals eine räuberische Hand von ihm geplündert hätte. Herbrand pflückte noch eine volle blüthenreiche Ranke. Die wand er um Majas Hut, den mit den grünseidenen Bändern, derart, daß seitlich einige weiße Blüthendrüsen herniedernickten. Und ein Zweiglein vom Haselstrauch, mit Früchten und Kelchen, steckte er Maja vorn an die Brust.

Unter den Erlen stehend warfen sie der Wiese und ihrer blühenden Wogepracht lächelnd einen Abschiedsblick zu. Und gingen dann, Hand in Hand, tiefer in den Wald hinein.

* * *

Ein dankbar-mildes Gefühl erfüllte Beide. Auf ihren Mienen, in ihrer Haltung lag seelische Beruhigung. In ihren Bewegungen war Gedämpftheit, wie von angenehm-weicher, morgendlicher Mattigkeit.

Vor drei Tagen war Betty begraben worden. Sie hatten an ihrem Leichenhügel gestanden und einen Kranz niedergelegt. Aber in der Traurigkeit, die sie empfanden, pulste lebennährende Kraft. Seitdem lagen die Schrecknisse überwunden zu ihren Füßen, wie Schlangen, deren Häupter sie zertreten hatten.

Und nun gingen sie durch den stillen, flüsternden Wald, unwissend wohin.

Immer weiter gingen sie, tiefer und tiefer hinein in den

Wald, und ihr Glücksgefühl wuchs, je mehr die Welt hinter ihnen versank.

„Sind wir nicht wie die ersten Menschen?“ flüsterte Herbrand zärtlich. „Sind wir nicht — die einzigen Menschen?!“

* * *

Sie saßen auf moosigem Hang unter einer knolligen breitastigen Eiche.

Ihre Pulse bebten aneinander. Ihr Blut sang sich Lieder vor.

Maja, mit geschlossenen Augen hatte den Kopf an Herbrands Brust gelegt. Dieser beugte sich nieder und küßte mit geschlossenen Lippen Majas Haar.

So saßen sie lange, fast wie im Halbschlaf, wunschlos und glücklich.

Sonnentupfen liefen über sie hin. Durch's Gebüsch tollte ein Eichhörnchen.

Inniger preßte Herbrand Maja an sich. Er war von Glück wie durchrieselt.

„Deine Haare duften wie Levkojen,“ hauchte zitternd seine Stimme. „Und wie Pfirsichblüthe riecht deine Haut.“

Er empfand eine Wonne, die zum Taumel wurde.

„Ich liebe dich! ich liebe dich!“ sagte er leise, fast heftig, und seine Hände fuhren an ihren Armen auf und nieder.

„Ich liebe dich auch!“ kam es sehnend aus Maja. „Oh, ich möchte sterben mit dir, um ewig, ewig mit dir zu leben!“

Und seine Küsse wurden wild und erobernd.

* * *

Langsam, die Häupter leise geneigt, schritten sie weiter. Sie berührten einander nicht. Durch ihre Adern quoll Mattigkeit, trunken und süß.

Dann blieben sie stehen und lächelten sich an, seltsam und eigen.

Herbrand nahm Majas Hände und zog die Geliebte ganz zu sich hin. Voll unendlichen Vertrauens blickte sie ihm voll in die Augen. Er küßte ihre Stirn und murmelte: „Meine Braut . . .“

Und dann sahen sie wiederum einander tief in die Augen. Ihre Mienen waren ernst und feiertäglich.

Darauf legte Herbrand Majas Haupt an seine Brust und streichelte mit der Hand sanft ihre Wange. So standen sie. Und Herbrand sprach, innig und leise:

„Ich liebe das Kind, das Du Mir einst schenken wirst, — den neuen Menschen, den Du Mir gebären wirst! Denn Er wird sein ein verklärtes Abbild Meiner selbst. Er wird sich formen nach Meinem Bilde, wie Du, von Schlacken rein, es in Dir trägst. Ich sah dieses Bild eben in Deinem Auge. Ich sah Mich selbst in ewigkeitlicher Gestalt. Und weil Du Mich also in Dir trägst, deshalb hast Du die wahre Liebe des Weibes — eine Liebe, die ‚Gott‘ gesegnet hat! Und hast von Mir des Mannes wahre Liebe — jene Liebe, die ‚Gott‘ zu danken weiß! Durch das Göttliche in uns sind wir in Liebe vereint, untrennbar. Du und Ich, Ich und Du, Wir sind fürder nicht Zwei: Wir sind Eines nur!“

* * *

Herbrand lag, den Kopf in Majas Schooß. Sie lächelte glückselig wie ein Mütterchen auf ihn herab.

Leise spielten Herbrands Hände mit Majas Schleier. Sie zerrten neckisch und lüstern an seinen Enden. Sie lockerten die lose Umschlingung. Und duftig, wie eine golddurchwirkte weiße Wolke, flatterte das zarte Gespinst zu Herbrand hernieder.

Verstohlen lächelten die Liebenden sich an.

Und dann bog Maja den Kopf zurück. Das Glück, das schwillend in ihr quoll, löste sich in goldenen Tönen aus ihrem Munde. Gesang, so jubelnd und klar, daß alle Welt davon heller wurde, perlte lobpreisend zum Himmel empor. Es waren keine Worte, es waren nur Töne. Aber in den Tönen wirkte ein schmetterndes Hallelujah.

Wie gebannt lauschte Herbrand. Ihm war, als trügen ihn Engelshände empor. Und er flog wie ein verliebtes Gestirn durch alle Himmel.

Da schwieg Maja. Aber sofort wurde ihr Gesang anderswoher aufgenommen. Hoch aus den Zweigen schallte es hernieder. Ein Vöglein sang dort, jauchzend, aus voller Brust.

Und nun sang Maja wieder — und das Vöglein schwieg still. Und nun sang das Vöglein — und Maja schwieg.

Gerade über ihnen saß der kleine Sänger, so verborgen, daß sie ihn nicht sehen konnten. Aber mit einem Mal flog er auf und setzte sich gegenüber auf die höchste Spitze eines Baumes. Dort wippte er possirlich mit dem Schwänzlein und nickte putzig und hurtig mit dem Kopf.

„Sieh doch! er sagt uns Guten Tag! Er grüßt uns! Oh du goldig-liebes Thierchen!" rief Maja mit heller Stimme.

Und sofort sang der Vogel schmetternd seine Antwort. Er sang mit solcher Lust und Kraft, daß Maja und Herbrand ordentlich hinter der befiederten Brust das kleine Herz pochen sahen.

Maja lachte glückselig auf. Und dann sang sie wieder. Und dann wieder der Vogel.

Herbrand aber wurde von Alledem wie trunken. Es schien ihm zu schön, um wirklich zu sein. Er wünschte es geradezu — als unwirklich zu genießen!

Tändelnd ließ er den gestickten Tüllschleier durch seine Finger gleiten. Dann plötzlich, hob er ihn empor und legte ihn sich über die Augen.

„Jetzt winde ich," flüsterte er in sich hinein, „winde mir den Schleier der Maja um die Augen — und will träumen, träumen . . ."

— —

Immer noch sangen Maja und das Waldvögelein.

Von **Franz Servaes** erschienen bisher, u. a.:

Berliner Kunstfrühling. Verlag von Speyer & Peters. Berlin, 1892.

Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. S. Fischer, Verlag. Berlin, 1897.

Stickluft. Eine moderne Tragoedie. Verlag von Schuster & Loeffler. Berlin, 1897.

In Vorbereitung:

Der Schleier der Maja.

Roman.

Servaes, Franz,

Gährungen

Dresden [u.a.] 1898